P.o.germ.
500
ih-5

P.O. germ. 500 ih/15 Gotthelf

<36601501590018

<36601501590018

Bayer. Staatsbibliothek

Erzählungen und Bilder

aus dem

Volksleben der Schweiz

von

Jeremias Gotthelf.

Fünfter Band.

Berlin, 1855.
Verlag von Julius Springer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt
des fünften Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Aus Jeremias Gotthelfs Leben.

von

A. E. Fröhlich.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Aus

Jeremias Gotthelf's Leben.

Wer den Jeremias Gotthelf in seinem freundlichen Pfarrhause zu Lützelflüh im Emmenthal einmal besucht hatte, der mußte wol wünschen, öfter hinzukommen. Er fand da ein idyllisches Leben, wie es uns nur selten begegnet, schon deßwegen, weil Jeremias die Seele derselben war, und die Jeremiasse auch in den Landpfarrhäusern eben nicht häufige Erscheinungen sind, ja nicht in jedem Jahrhundert auch nur Einer seinesgleichen einem Volke geschenkt wird.

Wie gern folgte man den wiederholten Einladungen in das liebliche Lützelflüh. Wie angenehm ist schon der Weg, welcher dorthin ins Emmenthal hinein zu Kirchberg oder Burgdorf von der großen Poststraße ablenkt und der wilden Emme nach hinanführt. Gern wurde in Kirchberg der Postwagen verlassen; denn von dort in das nahe Burgdorf geht er gerade den herablugenden Schneebergen des Oberlandes entgegen. Glänzen sie im blauen Himmel über die Tannenwälder oder die mit Weiden und Saaten prangenden Hügel,

wird auch die mindere Anmuth einer Straße übersehen, welche uns ihnen näher bringt. Nun ist aber der Weg von Kirchberg nach Burgdorf gar nicht unanmuthig, er ist die längere Strecke ein Dammweg; der Damm wurde gegen die oft schrecklichen Ueberschwemmungen der Emme aufgeworfen, und links und rechts mit Kirschbäumen besetzt. So wandelt sichs im Schatten gemüthlich vorwärts; gern wendet man sich stillstehend wieder um gegen das nahe Kirchberg mit seinen von Wohlhabenheit zeugenden großen Bauernhäusern und Landhöfen und seiner hübschen Kirche und ihrem stattlichen Pfarrhause auf dem Hügel und gegen den den Norden begränzenden, hinter Solothurn aufsteigenden Weißenstein; er wie der ganze nach Ost und West sich ausdehnende Jura steht im blauen Duft und seine schönen Formen würden noch mehr gepriesen, wenn nicht ihnen gegenüber die Jungfrau erglänzte, das Ar-, Schreck- und Wetterhorn und ihre sie umgebenden Vorberge und Firnen, die nun wieder noch mehr anziehen. Burgdorf mit seinen hohen und weißen Sandfelsen und dem alten Schlosse einerseits und der hohen Kirche auf dem Hügel anderseits ist nun ganz nahe und mit seinen Thürmen und Gibeln bildet es sammt den weißen Kieselstrecken, den grünen Wellen und Gebüschen der Emme einen malerischen Vordergrund zu dem im Hintergrund leuchtenden Schneegebirge. Dorthin und in das Emmenthal hinein ist der Blick noch freier und weiter droben bei der Kirche oder auf dem Schlosse. Wer nach Lützelflüh wollte und oben im Pfarrhaus noch den alten würdigen Pfarrer und Dichter Kuhn grüßte, dem wurden von dem muntern Greise auch herzliche Grüße mitgegeben an den mit ihm befreundeten Jeremias. Der Sänger so mancher im ganzen Volke und auch außer der Schweiz bekannten Volkslieder, der seinen Landsleuten und zwar vor Hebel im Volkstone vorgesungen u. a.: „Der Ustig wott cho"; oder: „I de flüene ist mis Läbe", dieser Mann des Volkes war auch vor Vielen im Stande, Gotthelfs

Schriften und Gesinnung zu schätzen. Mit ihm wurde denn etwa auch über einen früheren Volksschriftsteller gesprochen, über Pestalozzi, welcher in den Jahren 1799 bis 1804 zu Burgdorf gelebt und seine Erziehungs-Anstalt gerade der Kirche vorüber im Schlosse hatte. Man konnte aber von Jeremias und Pestalozzi nicht reden, ohne ihre Volksschriften mit einander zu vergleichen. Wie's aber bei solchen Neben-einander-Stellungen billig ist, es wurden die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge eines Jeden anerkannt, und darin kam man überein, daß Beide vorzügliche Kenner des menschlichen Herzens gewesen seien, Beide echte Volksfreunde, Beide gleich entschiedene Feinde der Volks-Verführer und Volks-Verderber, daß Beider Herzen gebrannt, ihrem Volke zu helfen, es vor drohendem Verderben zu warnen und gegen eingerissenes Unheil ihm das einzige Heilmittel vorzuhalten. Beide kannte man persönlich und man kam überein, wie schief und ungerecht beide seien beurtheilt worden von solchen, welchen sie persönlich gar nicht bekannt waren und deren Urtheil auch nicht aus genauerer Würdigung der Schriften Beider, sondern nur aus Parteihasse floß. Es wurde nachgewiesen, wie hinwieder der edle Pestalozzi noch viele Jahre nach seinem Tode von Leuten zu ihrer Partei wollte gerechnet werden, deren Treiben er während seines ganzen Lebens durch Wort und Schrift aufs entschiedenste verworfen hatte. Dessen war man gewiß, daß wenn Pestalozzi noch Jeremias Schriften hätte lesen können, er darüber eine große Freude würde gehabt haben, daß er beim Vorlesen nach seiner Weise sich öfter von seinem Stuhle würde erhoben, rasch durchs Zimmer bewegt und mit Gedanken-Blitzen seine Beistimmung würde haben leuchten lassen. Er würde auch mit Jeremias Büchern eine Ausnahme gemacht und sie nicht bei Seite gelegt haben, wie fast alle anderen, da er in den letzten Jahrzehnten seines Lebens, wie er öfter sagte, fast keine Bücher mehr gelesen hatte.

So mit Kuhns Grüßen nach Lützelflüh, mit Erinnerungen an den edeln Pestalozzi wurde der Weg von Burgdorf ins Emmenthal hinein fortgesetzt. Er bietet des Malerischen eine Menge; er führt durch fruchtbares, wohlangebautes Land an der Emme hin zwischen zwei höhern und niedern, mit Wald und Wiesen begrünten Hügelreihen, neben breiten Bauernhöfen und kleinern aber schmucken Wohnungen und Hütten und größeren Dörfern vorbei; links und rechts sieht man schon in die so genannten Gräben hinein, von denen in Jeremias Schriften so oft die Rede ist; es sind Nebenthälchen voll des üppigsten Grüns der Matten und Obstgärten, in deren Mitte der stille Bauernhof steht im Schatten alter Bäume, wo die Fülle eines frischen Brunnens rauscht und ein die Wiesen wässerndes Bächlein vorüberrinnt. Andere Bauernhöfe schauen von den Höhen der Hügel herunter, aus Wald, Wiesen oder Kornfeldern heraus. In der Nähe gefällt etwa ein einsames besonders schmuck gehaltenes Haus oder Häuschen, dran und drum ist Alles Reinlichkeit; im Garten prangen Blumen; Nelken und Geranien stehen auf dem Geländer der die Wohnung umgebenden Laube. Oder eine kleine und gar arm aussehende Hütte ist köstlich umgeben von Baum, Quell und Fels und steht auf einem lieblichen Fleck, der das Thal übersieht in die Emme hinunter und in die Schneeberge hinauf; im heitern Stübchen spinnt die „Großmutter“, vor der Schwelle spielt der kleine Enkel im Sonnenschein. Eine andere Hütte halb dachlos mit zerbrochenen Scheiben in den kleinen trüben Fenstern zeugt von der tiefsten Armuth und Verkommenheit; die zerlumpten Eltern und Kinder, die sie bewohnen, sind uns auch bekannt. Ihre Voreltern haben vielleicht einmal in einem der einladenden Bauernhäuser in der Höhe oder im Thale glücklich gewohnt, aber die Kindeskinder sind in den Versuchungen einer leichtfertigen Zeit durch eigene und vieler Anderer Schuld in die unterste Noth versunken. So sehen wir uns nun auch

nach den Bewohnern dieses Thales um. Wäre es gerade Jahrmarkt im nahen Burgdorf, würden uns wol Leute begegnen, die uns schon wie Bekannte vorkämen, wohlhäbige, stattliche und freundliche Bauern und Bäuerinnen, die meisten auf Wägelchen von starken und glänzenden Rossen gezogen, an der Seite der Eltern auch eine der schmucken Töchter, nebenbei reitend oder fette Ochsen auf den Markt führend die kecken Söhne. Dann das andere Volk: Mittelbauern, Lehnleute, die Ausgaben und den allfälligen Gewinn des Tages zum voraus genau berechnend, andere leichtsinnig nur dem Vergnügen nachgehend, wieder Andere nicht mehr in der Landestracht und hoch daher fahrend und vorübersprengend. Aber es ist nicht Jahrmarkt; um so sorgfältiger wird an die Häuser hinaufgeschaut und in die Thüren und Fenster, ob wir etwa Männer oder Frauen, Knaben oder Töchter sehen, von denen uns Jeremias erzählt. Allein die meisten Leute sind an ihrer Landarbeit; auf der Straße begegnen uns nur gewöhnliche Erscheinungen; die von der Thüre ausschauenden Wirthe sind fast Eines Schlages; nur hin und wieder sehen wir auf einer Laube oder in einem Garten eine Frau oder Tochter von feinerem Antlitz und Wesen, am Wege oder eine Strecke mit uns gehend etwa auch einen frischen Buben, der uns freundlich und verständig antwortet. So sind wir durch die Dörfer Oberburg und Hasli und nach Holdbach gekommen, vorüber Lützelflüh. Dieses liegt etwas erhöht über der Emme, die nur noch von demselben trennt. Aus den hohen und breiten Nußbäumen schaut die Kirche herüber, hinter derselben das Pfarrhaus und weiter rückwärts die grünen Hügel. Der Schatten der über die Emme führenden alten und schmalen hölzernen, überdachten Brücke, das Landschaftliche ihrer Umgebung, der Blick in die nun klare Emme hinunter und auf ihr reiches und saftiges Buschwerk und durch ihr Thal hinab und hinan in das sonnige und blühende Land: solches lud zum Ver-

weilen ein. Ein älterer Bauer setzte sich gleichfalls hier an den Schatten und stopfte sich ein Pfeifchen. Da hörte sich alsobald die aus Jeremias Schriften bekannte Sprache. Der Bauer fing selbst an, von ihm zu reden. Wir werden wol auch zu ihm wollen. Es kommen viele Fremde zu ihm aus weiten Ländern her. Ja er sei ein gar studirter Herr; aber auch freundlich gegen Jedermann. Er sehe auch viel in seiner Kirchgemeine selbst nach, besonders in den Schulen. Er rede mit Jedem, der ihm begegne, er stehe bei denen, die vor dem Hause oder im Felde arbeiten still und könne mit ihnen über alle ihre Geschäfte schwatzen. Der Herr verstehe Alles auf dem Lande und im Garten. Manchmal sei er aber auch gerne allein und ungestört; da gehe er hieunten an der Emme auf den schmalen Wegen im Schatten der Bäume und Büsche hin und her und sei dann gar in Gedanken. Freilich sei da unten die Emme nicht immer so lauter, still und friedlich; sie stürme oft wild und wüst daher und trete über die Dämme und verderbe dann rechts und links viel Pflanzland; da seien dann auch die lustigen Weglein hieunten alle überschwemmt; aber der Schaden, den dann das schreckliche wilde Wasser schon öfter so angerichtet, der gehe jedes Mal ihrem Herrn Pfarrer sehr zu Herzen und er sei schon mit nassen Augen da gestanden, wenn die Wellen immer höher gestiegen seien und wenn sie das ganze Thal herunter gedonnert und getost haben und Niemand habe helfen können, und Alles, was der Arme für den Winter gepflanzt, sei weggeschwemmt oder verderbt worden. Aber eben so freudig wieder sei der Pfarrer, wenns überall von vielem und gutem Heu dufte; wenn die großen Heufuder, die hohen Wagen mit Garben oder andern Feldfrüchten eingeführt werden, da stehe er am Wege so vergnügt, wie wenn das Alles in seine Scheune eingeführt würde. Er sitze auch etwa bei seinen Gemeindegenossen auf der Bank vor dem Haus oder im Garten ab und schwatze eins mit ihnen; er

wisse gar wohl, wie es mit Jedem stehe und wo etwa einen der Schuh drücke. So verweile er auch im Winter bei ihnen in der warmen Stube und höre besonders gern den Großvater oder die Großmutter etwas erzählen.

Während so der Bauer seine Freude über ihren Pfarrer aussprach und seine eigene Anhänglichkeit an ihn, wurde die Landschaft gezeichnet links oberhalb der Emme die Halde mit ihren Bäumen und dem Kirchthürmchen, dem Giebel des Pfarrhauses, in der Mitte des Bildes das etwas breite und wilde zum Theil eingedämmte Rinnsal der Emme, weiter an ihr hinauf einige stattliche Häuser in Wiese, Wald und Feld und die über Hügel hereinragenden beschneiten Gebirgsstöcke, rechts jenseits der Emme die waldigen Höhen.

Als wir dann den Hügel hinangestiegen waren zur Kirche, fanden wir auch hier uns an einer von Jeremias öfter und mit Liebe beschriebenen Stelle und es wurde auch hier etwas verweilt. Es zeigte sich nirgends Jemand. Der Kirchhof ist auch hier wie an den meisten Orten dieser Gegend der Begräbnißplatz, hier aber ungemein reinlich gehalten; die alten Gräber alle deckt Ein frischer Rasen und zeigt nicht mehr die einzelnen Grüfte; und Leute, die nach denselben suchen würden, sind nicht mehr da. So tritt nur der Menschen Gesammtloos vor die Seele: die vorige Zeit, Geschlechter neben Geschlechtern, aneinander liegt alles namenlos unter der Einen grünenden Decke, die den schwarzen Grund verhüllt und in der Farbe der Hoffnung glänzt und in Thautropfen das Sonnenlicht wiederspiegelt. Ein leiser Morgenwind bewegt die zarten Halmen. Es waltet wie sonst über keinem Rasen heilige Stille. Nur auf einigen frischen Gräbern blühen Blumen; bald wird die grüne Decke auch über sie sich legen.

Die Thüre am Haupteingange der Kirche gegen Westen war offen, wir traten hinein; die Kirche ist von mittlerer Größe, durchaus schmucklos wie alle Kirchen der reformirten

Schweiz; nur eine Orgel steht auf der Bühne oberhalb des Haupteinganges; zwei oder drei Scheiben mit Glasgemälden, alte Familien-Wappen, leuchten in den Fenstern; vor dem länglich sich abrundenden mit Spitzbogen-Fenstern hell erleuchteten, auf zwei Stufen sich erhebenden Chore steht der Taufstein, umgeben von den Stühlen der Chor-Richter und Gemeinderäthe und anderer Vorsteher, deren Ehrenämter und Titel an den Rückwänden zu lesen sind. Vor den Stufen des Chores steht der Abendmahltisch, rechts vom Chore die schlichte Kanzel. Die Kirche ist überall reinlich gehalten. Der Blick durch die hellen Fenster in den blauen Himmel und an die grünen Bäume ist erquicklicher, als wenn er auf allerlei vergoldete Schnörkeleien oder auf mittelmäßige Gemälde fiele. Wir hätten nun gerne die Gemeinde zahlreich versammelt gesehen, Psalmen singen und dann unsern Jeremias predigen hören. Vielleicht, dachten wir, erfüllt uns unser bisheriges Reiseglück auch diesen Wunsch.

Wie wir gegen das Pfarrhaus kamen, hatte uns Jeremias mit seinem fernsichtigen Auge schon erblickt und erkannt. Freundlicher und freudiger kann kein Empfang sein, als sein: „Das ist brav!“ und „Gott grüß euch!“

Sein großes, schönes und kräftiges Auge leuchtet wirklich von Freude und seine Stimme ist die Herzlichkeit selber. So ist auch der Gruß und Ton der Seinigen ein wirkliches „Willkommen!“ Und er bemerkt alsobald: er habe so eben wieder eine größere Arbeit zu Ende gebracht; außerordentliche Geschäfte seien in den nächsten Tagen nicht abzuthun und erwünschter könnte ihm jetzt nichts sein, als sich mit Freunden eine Erholung zu gönnen. Sogleich wurden auch einige Ausflüge vorgeschlagen. Sie wären der Kurzweil wegen nicht nöthig gewesen, denn in seinem und der Seinigen Umgang war es dem Gaste so außerordentlich wohl und traut, daß, ehe man sich's versah, Stunden vorüber waren wie Augenblicke. Es mußte gemahnt werden: wenn man den

schönen Nachmittag noch genießen wolle, so sei aufzubrechen; die Chaise stehe bereit. Er selber nahm das Leitseil zu Handen und zeigte auch in dessen Führung alsobald Gewandtheit und Sicherheit. Wie vergnüglich war an seiner Seite die Fahrt tiefer ins Emmenthal hinein. Ueber Land und Leute wußte er, man kann sagen, fast Alles, Vieles über die einzelnen Häuser und Hütten und ihre Bewohner, über ihren Landbau, Gewerb und Handel. Er kannte Jedermann, wurde von Jedem freundlich gegrüßt und grüßte hinwieder oft mit Namen. Dazu sein feines Aug und sein lebhaftes Gefühl für die Schönheit der Landschaft im Ganzen und Einzelnsten. Zeichnete er auch nicht mit dem Stift und hat er, so viel bekannt, niemals eine größere oder kleinere Landschaft mit Pinsel und Farben zu malen versucht, so zeichnete er doch vortrefflich mit der Feder und wußte den Eindruck der Tags- und Jahreszeiten, der weiten Gegend oder des engen Plätzchens lebendigst wiederzugeben. Und weil er voraus die Stimmung, in welchen ihn die landschaftliche Umgebung versetzt, sucht auszudrücken, und das auch versteht und in diesem Ausdruck das landschaftliche Bild als ein Ganzes auf Einmal darstellt, so ist er in seinen Naturschilderungen glücklicher, als wenn er uns den einzelnen Theil, Baum, Fels, Quell und Berg noch so genau beschriebe. Darüber wurde nun auch gesprochen; man kam überein: der Landschaftsmaler stellt freilich jedes Einzelne dar so naturgetreu als möglich, aber er sucht durch Zusammenstellung das Ganze hervorzubringen; nur durch dieses hat ihm auch das Einzelne Leben, Bedeutung und Nothwendigkeit; der, welcher die Landschaft beschreibt und er kann es ja nur nacheinander und theilweise, aber nicht weiß in Darstellung des Gesammt-Eindruckes ein Ganzes nicht so fast vor das Auge als in die Seele zu bringen, der versteht die Aufgabe auch des Landschaftsmalers nicht und indem er ihm im Einzelnen nachahmet, sieht er nicht, wie es Jenem um das Ganze

zu thun ist, welches der Maler und der Dichter, aber auf eigenem Wege und mit eigenen Mitteln zu suchen hat. Jeremias bemerkte, er sei in jüngeren Jahren oft pirschend durch Wald und Feld gestreift, er habe Tage lang einsam, sich doch nie vereinsamet gefühlt; ein Schauspiel nach dem andern habe sich ihm geboten, sein Auge und sein Sinn habe sich auch für die einzelnen Schönheiten des Waldes und Feldes, Gebirgs und Himmels geschärft; einzelne Augenblicke der Lust oder des Schauers leben mit den frischesten Farben in seiner Seele fort; und so habe er oft erst nach mehreren Jahrzehnten einzelne Scenen niedergeschrieben und am schönsten Sommertag eine Winterlandschaft schildern können, wie wenn sein Pfarrhaus tief eingeschneit wäre, und mitten im Winter wieder ein Heuen oder einen Erntetag, wie wenn ihm der Sommer aus seinem Garten und Thale in seine Fenster duftete.

Wir waren so gegen das große Dorf Langnau gekommen. In der Nähe desselben links an einer sonnigen Halde zeigte er auf ein stattliches Haus: in demselben habe der berühmte Landarzt Micheli Schuppach von 1770 bis 1781 gewohnt. Es werde von ihm her jetzt noch Mancherlei im Volke erzählt, das ihn für einen Zauberer gehalten. So unter anderm: Es ist ihm zu einer Zeit Mancherlei vom Hause weggestohlen worden und die Diebe hat er nicht entdecken können. Da klopft ein wandernder Handwerksgeselle bei ihm an und bittet um einen Zehrpfennig. Micheli redet mit ihm, erkennt in ihm alsobald den Schalk und sagt: ein Dienst ist des andern werth; ich werde Euch nicht ein gewöhnliches Almosen geben, wenn Ihr mir in etwas gefällig sein wollt. Der Handwerksgeselle erklärte sich bereitwillig. Micheli unterrichtete ihn. Als nun Tags darauf die Leute neben Micheli's Haus vorbei in die Kirche gingen, lief der Fremde jammernd und heulend ums Haus herum, wie wenn er einen Ausgang suchte, und keinen fände und schrie: „Helfet mir Leute! um Gottes Willen helfet mir!“ Sie fragten: „Was habt Ihr denn? was plagt

und verfolgt Euch?" Der Fremde antwortete: „Ich muß Euch's eben sagen; ich habe an diesem Hause, wo eine zinnerne Kanne auf der Bank zum Austrocknen hingestellt war, sie im Vorübergehen wegnehmen wollen, da ich Niemand um den Weg sah; aber jetzt kann ich nicht hinaus, ich bin von einem Feuer umgeben und wo immer ich vor oder hinter dem Haus auf die Straße hinaus und entlaufen will, da wallt mir eine unsichtbare Flammenhitze entgegen. Weh, o Weh, da schlägt mir wieder eine Gluth ins Gesicht, wie aus einem Backofen; ich muß umkommen vor Qual!" Und so sprang er wieder auf eine andere Seite und von dort wieder zurück. Die Leute gingen ängstlich vorüber. Die ganze Kirchgemeine vernahm es. Da sie wieder aus der Kirche kamen, fanden sie den Fremden auf der Straße. Er sagte: „Ich habe dem Manne in jenem Hause Alles bekannt, die zinnerne Kanne wieder zurück gegeben und ihn um Gottes Willen angefleht, er möchte mich doch aus dem Banne befreien und mir den Feuer-Hag öffnen." „Um Deiner Reue willen, sagte er, solle es geschehen und wenn Du mir versprichst, in Deinem ganzen Leben nicht mehr zu stehlen." Das versprach ich denn auch, und so bin ich endlich losgekommen. „Wenn noch einer sich so heranschleicht, sagte der Mann, als er mich losließ, der soll dann die Finger noch anders verbrennen." Er hat mir dann noch mit seiner Hand über mein Gesicht, Haar und meine Hände gestrichen und da ist mir denn die Gluth, von der ich so schrecklich gelitten und jede Spur davon sogleich vergangen." „Ja, ja, sagten die Leute nicht ohne Schauer, der Micheli ist nicht nur ein Wunder-Doctor." Es sei ihm auch von jener Zeit an gar Nichts mehr von seinem Hause weggestohlen worden.

Es wurde auch, fuhr Jeremias fort, nicht nur in Krankheit bei ihm Hülfe gesucht; sondern ebenso in jeglicher andern Noth und man glaubte, er habe gegen jeden Mangel und jedes Leiden ein Mittel oder einen Zauber. Und er half oft

wirklich auf die merkwürdigste Weise. So kam einst eine rüstige Frau zu ihm und klagte ihm ihr Unglück, wie sie einen zank- und streitsüchtigen Mann habe, wie er sie mit giftigen Reden Tag und Nacht plage und ihr Woche aus und ein das ganze Jahr hindurch keine Ruhe lasse. Sie möchte doch den Herrn Doktor gar sehr gebeten haben, ihr etwas gegen dieses Hauskreuz zu geben; er werde wol etwas dagegen wissen und haben. Micheli, welcher die redselige Frau, die der Klagen über ihren Mann fast kein Ende finden konnte, hatte ausreden lassen, besann sich dann eine Weile und sagte: „Es giebt freilich wider ein so großes Uebel, mit welchem Euer Mann behaftet ist, ein Mittel; aber wenn es nicht genau gebraucht wird, wie es soll, so wird das Uebel noch viel größer.“ „O es soll nicht fehlen, sagte die Frau, ich werde pünktlich thun, was Ihr vorschreibet.“ Da ging Micheli in sein Nebenzimmer, wo seine Apotheke war, und brachte eine ziemlich große Flasche mit Brunnenwasser, in welches er Tropfen irgend eines unschädlichen Saftes gegossen hatte, und sagte dann: „Sehet, Frau, so bald Euren Mann die Streit- und Tobsucht wieder anfällt, so nehmet Ihr von diesem köstlichen Mittel ein halbes Glas voll und behaltet es im Munde, so lange es Euch immer möglich ist; je länger desto besser; und je mehr Ihr Euch bezwinget, und es ja nicht weder verschluckt noch ausspeiet, so werdet Ihr sehen, daß das Wüthen Eures Mannes abnimmt; und merket Ihr das und geht der Mann selbst etwa auf die Seite; er wird wohl wissen warum; dann mögt Ihr das Wasser ausspeien, aber sogleich wieder einen Mund voll nehmen, wenn das Uebel den Mann neuerdings anfällt.“ Die Frau kam nach einiger Zeit wieder zu Micheli und sagte: „Das Mittel hat schon ziemlich geholfen, aber das Uebel doch noch nicht ganz und gar gehoben.“ „Nun so gebe ich Euch noch eine Flasche, sagte Micheli, und will das Zeug noch etwas schärfer machen. Könnt Ihr es Stunden lang im Munde behalten, so muß das Uebel weichen.“ Die Frau versprach

nochmals, ihr Möglichstes zu thun. Und wieder nach einiger Zeit kam sie und rühmte: Das Uebel sei bei ihrem Manne nicht mehr zurückgekehrt, seit sie von der schärferen Flasche eingenommen und das Zeug wirklich Stunden lang im Munde behalten.

So verständig sonst das Volk ist, fuhr Jeremias fort, so schnell und richtig es über Vorliegendes urtheilt, so leicht ist es doch in gewissen Dingen zu verführen. Es ist gottesfürchtig; aber auch der Glauben an Hexen und an Zauberkünste ist noch vorhanden. So lebte in einem Orte einige Stunden unterhalb Burgdorf eine alte Frau, welche als Wahrsagerin großen Zulauf von fern und nah hatte. Zwei meiner Freunde schlugen einst vor, wir wollten doch die Frau auch besuchen und jeder solle sie über einen eigenen Fall um Auskunft fragen. Es wurde verabredet, ihr verborgen zu halten, woher wir kommen und wer wir seien. Wir fuhren daher nicht in ihren Wohnort hinein, sondern ließen unsern Wagen im nächsten Dorfe zurück und kamen zu Fuß nach ihrem Hause. Wir bemerkten, daß sogleich nach dem Gasthofe geschickt wurde, wahrscheinlich zu fragen, woher wir gekommen und wer wir seien. Sie empfing uns gar nicht verlegen, auch nicht mit gewöhnlichen Redensarten, sondern mit sehr verständigen Worten und als eine, die gewohnt war, mit Jedermann zu verkehren und viele Leute aus allen Ständen zu sehen. Mit ihren ersten Fragen wollte sie uns, aber freilich auf feine Weise, über unsere Person ausholen. Als sie damit nicht zum Ziele kam, fragte sie uns: Warum denn die Herren gekommen seien und womit sie uns etwa dienen könne. Der eine von uns trug nun nach Abrede einen erdichteten Fall vor: Wie ihm ein kostbarer Gegenstand abhanden gekommen sei und wie er nicht wisse, ob er ihn verloren oder ob er ihm gestohlen worden sey. Dem Zweiten war wirklich gestohlen worden, der Dieb aber war noch nicht entdeckt; die Frau sollte ihm nun auf die Entdeckung helfen. Ich, sagte Jeremias, hatte mir einen

verwickelten Erbschaftsstreit ausgedacht, ich bat sie um Anleitung, wie derselbe wol gewonnen werden könne. Nun fing das Weib an uns zu fragen nach allen Seiten mit einer merkwürdigen Umsicht und Feinheit. Meinen Fall mag sie schon wie ich ihn vorlegte, als einen sehr schwierigen erkannt haben, sie fragte mich zwar auch und behielt durchaus den Schein, sie wolle auch mein Räthsel lösen. Aber am meisten beschäftigte sie sogleich der zweite Fall, der wirkliche Diebstahl. Sie kam durch ihre Fragen zu einer solchen Einsicht in das Hauswesen meines Freundes, daß sie ihm am Ende mit Bestimmtheit den Dieb nannte, wie er dann auch später zum Vorschein kam. Dem ersten Freunde sagte sie, sein kostbarer Gegenstand sei nicht gestohlen, er werde sich wieder finden. Meinen Fall aber hatte sie so geschickt zwischen die zwei andern hineingeflochten, darüber auch so manches treffende Wort gesagt und mich selber in ihre Behandlung der zwei andern Fälle so hineingezogen, daß ich ihre Schlauheit beobachtend, fast selber meinen eigenen Fall vergessen hätte. „Und so habe ich denn, sagte sie am Ende, den Herren gerathen, so gut eine unstudirte Frau rathen kann.“ Womit wir denn ordentlich entlassen worden. Und wahrlich ich hätte es nicht über mich vermocht, das Weib, das seine Klugheit so trefflich erwiesen, mit wiederholtem Hervorstellen meines Falles in Verlegenheit zu bringen. Sie hätte ja doch fast mit Wahrheit sagen können, sie habe auch mir mehr als einen guten Rath ertheilt. Wir wunderten uns nun nicht mehr über den Zulauf, den das Weib hatte und wie sie sich bei den meisten sie um Rath fragenden im Rufe erhalten, sie wisse Alles.

Unter solchen Erzählungen waren wir nach Langnau gekommen. Es ist dieses große Dorf der Hauptplatz des Käsehandels im Emmenthal. Ueber diesen erzählte nun der Freund Mancherlei und schilderte uns das Treiben der Käufer und Verkäufer an einem großen Käsemarkte. Wir waren in einem der Gasthöfe abgestiegen. Die stattliche Wirthin empfing den

Jeremias mit eben so viel Achtung als Freundlichkeit; und er erschien mit dem Hause vertraut und auch hier mit den Verhältnissen des Ortes durchaus bekannt. „Wie gehts denn mit Eurer Käserei?" fragte er im Laufe des Gespräches die freundliche Wirthin. „Wir hatten ein großes Ungefäll, sagte sie, Ihr werdet eben auch davon gehört haben. Wir machten im Anfang des Sommers viele und gute Käse, dann auf einmal wollte es nicht mehr Käse geben. Wir meinten, der Käser sei Schuld, er sei nicht reinlich; wir sahen nach, wir untersuchten ihn und seine Knechte, aber umsonst, wir konnten nichts finden; es wurde Alles in der besten Ordnung und mit der größten Reinlichkeit verrichtet, und doch wollte es nicht Käse geben. Wir stellten einen zweiten, einen dritten Käser an. Alles war vergeblich. Wir sonderten nach einander die Milch jeder einzelnen Kuh ab und schütteten sie nicht mit in den Kessel; umsonst, es wollte nicht käsen. Wir veränderten alles Geschirr und brauchten ganz neues; ja als ob der Fehler etwa im Holz, in einer Fäulniß und im Schwamme derselben stecken könnte, ließen wir Alles abbrechen, es half Alles nicht: Wir erhielten keine Käse mehr." Und am Ende, sagte Jeremias im Tone der Gutmüthigkeit, haben die Capuziner von Solothurn geholfen? Die Wirthin wurde ein wenig roth und sagte: „Wir können jetzt einmal wieder käsen, Gott sei Dank!" und Jeremias äußerte darüber seine Freude und das Gespräch wurde über andere Dinge fortgesetzt, wie wenn der Capuziner gar nicht erwähnt worden wäre.

Auf dem Heimwege sagte Jeremias: es werde auch uns aufgefallen sein, wie die Wirthin, als er die Capuziner genannt habe, etwas roth geworden sei und über dieselben keinen Bescheid habe geben wollen. Damit sei eben seine Vermuthung bestätigt. Diese schlauen Patres werden berathen und heimlich beschickt noch öfters, als man nur wisse. Selber unter den durch scharfen und schnellen Verstand ausgezeichneten Oberländern, fuhr Jeremias fort, herrscht mannigfacher Aberglau-

ben. So erzählte mir ein Freund der dort Pfarrer war und der ein besonderer Liebhaber und Kenner der Botanik ist, und im Sommer etwa einen Ausflug in die Walliser Berge machte, dessen Pfarrgenossen hätten ihn wenigstens für einen halben Zauberer gehalten, der nicht umsonst in den Bergen den Kräutern nachgehe; und nach Wallis hinüber reise er öfter, nur um die Kapuziner in Sitten zu besuchen und von ihnen zu lernen. So werden von jenen Oberländern auch gewisse Plätze und Päſſe für unheimlich gehalten, und da, wo die Landstraße durch eine Felsenschlucht führe, haben sich öfter die stärksten Männer hart an die Seite ihres Pfarrers gemacht, so lange es durch die Schlucht gegangen, als ob die böse Macht, die man hier fürchtete, über den Pfarrer nichts vermöchte und er auch seiner nächsten Umgebung Schutz geben könnte. Auch hier im Emmenthal, sagte Jeremias, wird oft auf Kreise im bethauten Grase hingewiesen und man sagt: hier haben diese Nacht wieder die Geister getanzt, die Zwerge, die Bergmännchen und Bergfräulein. Es wird auch an ein Gespenst geglaubt, welches Nachts die Thiere im Stall beunruhigt, die Mähnen nebeneinander stehender Pferde verwickelt oder auf eben so unbegreifliche Weise ihre Halftern oder die Stricke der an die Krippe gebundenen Kühe und Ochsen. Was soll man aber sagen? Es kommen in der That im Leben überhaupt und zumal auch in dem des Landmanns Erscheinungen vor, welche noch kein Naturforscher erklärt hat. Der Landmann lebt weniger oberflächlich und zerstreut als der Städter; er steht mitten in dem geheimnißvollen Walten der Schöpfung; sein Glaube an Gott ist bei ihm tiefer, er legt seine Aussaat und Arbeit in Gottes Hand; aber mit diesem Glauben ist auch der verbunden an das Walten finsterer Mächte. Als einst ein junger Vicar wider die Furcht von Gespenstern predigte und das Dasein dieser leugnete, war der älteste seiner Gemeindevorsteher darüber ungehalten; er fühlte sich in seinem Glauben angegriffen und sagte: „Es ist

dem nicht so, wie Ihr gepredigt habt, Herr Vicar; Ihr seid noch jung, und habt noch nicht Alles erfahren; es ist noch Vieles in Nacht und Wald, das sich kündet, das wir zwar nicht begreifen, aber deßwegen es nicht wegläugnen, wie etwa die Gelehrten thun. Und es haben selber des Herrn Jünger an Gespenster geglaubt und haben sich, als ihr Meister auf dem Meere gewandelt, gefürchtet und geschrieen: es ist ein Gespenst. Und der Herr hat sie nicht deßwegen getadelt! Der Vicar war etwas betroffen und antwortete: „Der Herr sagte doch: ein Geist hat nicht Fleisch und Bein." Das ist wohl wahr, erwiederte der Vorsteher, aber der Apostel redet doch auch von einem natürlichen und einem geistlichen Leib. Sind nicht Moses und Elias und sind nicht Engel dem Herrn erschienen? Und nur die Sadducäer sagen: es sei weder Engel noch Geist. Der Vicar merkte sich die Lection und achtete fortan auf den Glauben, wie er in den Gemüthern seiner Leute lebt, mehr, denn wie er in den Büchern gelehrt wird, und sah, wie das Volk in unzähligen Gebräuchen und Gewohnheiten zeigt, es glaube an einen unbegreiflichen und geheimnißvollen Zusammenhang aller Dinge; und daß Manches hierin könne geläutert und zum Bessern gewendet werden, und wie anderes bereits offenbarer und rührender Ausdruck der Gottesfurcht ist.

Unter solchen Gesprächen fuhren wir nach Lützelflüh zurück im Scheine des herrlichsten Abendrothes, welches das Thal mit neuen Reizen schmückte, die einzelnen Theile der Landschaft noch malerischer hervorhob. Jeremias bemerkte, wie weit die einzelnen Feldarbeiten durch das Tagwerk gefördert worden seien; er wies auf die Feldfrüchte hin, die besonders schön gediehen, auf gesunde Kartoffeln, auf hohen und dichten Flachs und Hanf, und hatte seine Freude daran. Wir selbst bemerkten uns genauer die stattlichen Bauernhäuser und ihre Umgebungen besonders auch den Speicher und den Anbau mit seinem heimeligen Stübchen, das in Jeremias Erzäh-

lungen öfter beschrieben ist. Wie freudig wurde dann Jeremias von den Seinigen begrüßt! Es gab noch, da es dunkel geworden war, ein heimeliges Stündchen im Kreise der traulichen Familie. Es wurde Musik gemacht, Klavier gespielt und gesungen. Jeremias, der selber nicht sang, hörte mit Vergnügen zu und ging sinnend auf und ab; ihm schienen Volkslieder und Gedichte von Kuhn, Wyß und Hebel besonders zuzusagen; überaus gefiel ihm Schenkendorfs Andreas Hofer. Bis es spät geworden, blieb dann noch das Gespräch belebt, und man hatte Ursache für einen schönen Tag zu danken.

Es war Abrede genommen, daß man gegenseitig in den ersten Morgenstunden arbeiten wolle. Um das Pfarrhaus herum sind mehrere liebliche Plätzchen, wo man nicht nur ungestört ist, sondern idyllisch gestimmt. Ländlicher Friede waltet ringsum und man sagt: hättest du doch nur ein einziges solches Plätzchen neben deiner Wohnung zuhause. Eine Bank hinter der Scheune schaut ostwärts an die nahen Hügel, die erfüllt sind mit Saatfeldern, Wiesen und Waldung. In der nächsten Nähe stehen einige Nachbarhäuser, in denen das Tagwerk stille begonnen hat und so fortgesetzt wird. Man geht etwa hinüber, redet mit den Leuten; sie sind freundlich und offen; der Mann spricht von seinen häuslichen Verhältnissen, wie wenn der Gast im Pfarrhause auch sein Nachbar und Bekannter geworden wäre. Der Nachbar muß dann ins Feld hinaus; der Gast kehrt wieder auf seine Bank zurück. Es ist da so außerordentlich still und erquicklich, die Seele ist so beruhigt und zugleich zum Sinnen und Denken angeregt, daß das Buch ungeöffnet bleibt. Das nahe reifende Korn rauschet, der blühende Klee ringsum duftet, die Lerchen in der Höhe, die Finken und andere Sänger in den vielen, den Pfarrhof umgebenden Obstbäumen singen aufs lustigste; das Licht spielt in den Wiesenblumen, an den Gebüschen und Wäldern der Hügel; glänzende Mor-

genwolken ziehen vorüber und verkünden auch für die kommenden Tage das heiterste Wetter. Man gehet sachte wieder ab und auf, steht bei den einzelnen Pflanzungen des Pfarrhofes still; wie ist da Alles so sorgfältig gehegt und gepflegt, wie üppig das Gedeihen. Nun steht die Sonne schon höher, diese Bank ist minder beschattet, aber wenige Schritte auf die eine oder die andere Seite ist ein zweiter Sitz hinter dem Winde und sieht aus dem Schatten in die sonnige Landschaft. In einem gegen Norden offenen Gartenhäuschen nächst dem Pfarrhause weilt Jeremias öfter, vor demselben ist ein Teich mit Fischen; Jeremias wirft ihnen Brot zu und freut sich ihres Spiels und Gewimmels; auch Hahn und Hühner und Tauben wollen ihren Theil haben und das Kätzchen kommt mit um gestreichelt zu sein. Derweil wird von der nahen vorüberführenden Straße her gegrüßt, und der Gruß mit einem freundlichen Wort erwiedert. Gerade gegenüber steht das neue stattliche Schulhaus; da kommen und gehen die Kinder; dieses und jenes hat dem Herrn Pfarrer etwas zu melden oder bei ihm etwas zu holen; er kennt alle. Er ertheilt auch den ganzen Sommer über täglich frühe von sieben Uhr an Eine Stunde oder meist länger den Confirmanden Unterricht, und confirmirt sie auf die Herbst-Communion. Denn seine Kirchgemeine ist auf zwei Stunden und noch weiter zerstreut. Und da wäre es den Kindern im Winter schwer, ja öfter unmöglich, in die Unterweisung zu gehen. Viele Gemeindegenossen müssen, um nach ihrer Pfarrkirche in Lützelflüh zu kommen, neben andern Kirchen vorbei, die ihrem Wohnort näher liegen. Diese Zerstreutheit der Pfarrgemeinde Lützelflüh kommt daher, sagt Jeremias: die ehemaligen Herren von Lützelflüh, die Herren von Brandis, deren Schloß 1798 zerstört wurde und dessen Trümmer noch auf Lützelflüh heruntersehn, hatten weit und breit Besitzungen, und ihre Leute auf denselben waren so auch von weit her in Lützelflüh pfarrgenössig. Daher kommt es auch, daß die

Pfarrgemeinde Lützelflüh selten als solche ganz versammelt ist, daß viele Glieder derselben in anderen Gemeinden getauft und beerdigt werden, daß dagegen die Besorgung der Armensachen, die Briefe der auswärts wohnenden Pfarrgenossen, die Ausstellung einer Menge von Scheinen das Pfarramt Lützelflüh mit außerordentlich vielen Schreibereien belastet. Und in der That, während du es dir auf den sonnigen oder beschatteten Plätzchen im Pfarrhofe wohl sein lässest, kommt zumal an den Morgen der ersten Wochentage ein Pfarrgenosse nach dem andern, sie wollen Heimath-, Armen-, Verkündigungs-Scheine und Anderes. Und du bist erstaunt, wie viel Zeit Jeremias auch solcherlei Geschäften widmen muß, und hast vielleicht geglaubt, er habe eine durchaus freie und ungestörte Muße. Er selber kommt dann auch etwa herunter, schildert Mann und Frau, Sohn und Tochter, die eben zu ihm gekommen, weiß irgend einen merkwürdigen Zug aus ihrem Wesen und Leben. Gegen die vielen ankehrenden Armen ist er und sein Haus überaus gütig; gegen den Müßiggänger und Lumpen spart er aber nicht eine ernste Mahnung und wo es nöthig ist, steht ihm auch ein scharfes und einschneidendes Wort zu Gebote.

Nach der Morgenarbeit werden die täglich ankommenden Zeitungen gelesen; die Tagsgeschichte wird von Jeremias sorgfältig verfolgt und lebhaft besprochen. Am Mittagessen, dann ist er die Heiterkeit selber. Sie ist seine Grundstimmung, in welche er auch die Andern erhebt. Auf den Nachmittag wird wieder ein Ausflug vorgeschlagen. Er selbst muß ohnehin nach Trachselwald; und von dort wäre es schön auf die Höhe von Affoltern und über Rüegsau zurück.

So ging es also zuerst nach Trachselwald. Es liegt östlich von Lützelflüh etwas in der Höhe. Es ist Sitz des Regierungsstatthalters. Auf den obrigkeitlichen Gütern des alten Schlosses hat eine Hülfsgesellschaft, deren Vorsteher Jeremias ist, eine Erziehungsanstalt für verwahrlosete Kna-

ben und diese werden in derselben zu Bauerknechten erzogen. Es war lehrreich, den Jeremias auf diesem Besuche zu begleiten und darauf zu achten, wie genau er Alles in der Anstalt nachsah, in Küche und Kammer, in Stall und Feld. Wie ihren Vater begrüßten ihn der Lehrer der Anstalt und dessen Frau, so wie die einzelnen Zöglinge, meist munter, gesund und stark aussehende, höchst einfach aber reinlich gekleidete, in ihrem Benehmen bescheidene Knaben. Jeremias kannte Alle mit Namen; nach Andern, welche gerade nicht zugegen, sondern auf dem Felde bei der Arbeit waren, erkundigte er sich. Er wußte jedes Einzelnen Fehler und Vorzüge; vernahm mit Freuden, daß sich die Einen gebessert, die Andern sich sehr zusammen nahmen, um nicht mehr so oft in alte Gewohnheiten zurückzugleiten. Er mahnte, wie er so mit dem Lehrer über die Einzelnen sprach, bei den meisten an Geduld, nur bei Wenigen zu größerer Strenge. Er sah im Schulzimmer in den einzelnen Schriften und Büchern der Schüler nach, er untersuchte ob die Betten, in den Schränken ob die Kleider reinlich gehalten werden. In der Küche wurde eben die Suppe gekocht, welche die Anstalt für Staats-Gefangene liefert, welche vorüber im Schlosse verhaftet sind. Er ließ sich von der Suppe herausschöpfen und kostete sie und auch wir mußten sie kosten. Wie findet ihr sie? sagte er. Wir erklärten sie, wie wir sie fanden, für ungemein nährend und schmackhaft. „Nun so stellt Euch vor, sagte er, die Gefangenen da drüben beklagen sich, sie können diese Suppe nicht essen, sie stille den Hunger nicht und mache krank. Es hätte wenig gefehlt, so hätte die Behörde den Gefangenen, es sind meist Diebe und Betrüger, eher geglaubt als uns und wäre der Anstalt diese Gelegenheit, etwas von ihren Landeserzeugnissen zu verkaufen, entzogen worden. Das ist eben die Humanitäts-Sucht, die selber den Verbrecher hätschelt, ihm weich bettet, ihm als Gefangenschaft ein heiteres, geräumiges, sonniges, luftiges und frohmüthiges Gemach an-

weist, es ihm auch sorgfältig erwärmt, ihn reichlich nährt, während so mancher redliche Arbeiter im Land elend wohnt, friert und hungert. In Thorberg drüben ist es freilich besser, das ist ein wirkliches Zuchthaus und man ist auf die Besserung der Sträflinge bedacht. Aber es giebt auch andere Strafanstalten, in welchen die Züchtlinge oft schon längere Zeit ohne Arbeit waren und meist ohne Aufsicht, den ganzen Tag spielen und unter sich, man kann sich denken, was für Unfug und Muthwillen treiben dürfen; ja wo die jüngsten Verbrecher von den alten nicht abgesondert sind. Es ist sogar schon vorgekommen, daß der Verwalter einer solchen Strafanstalt Wirth war, den Sträflingen nach ihrem Verlangen und Vermögen geistige Getränke ausschenkte und daß bei der Ankunft und beim Weggehen von Sträflingen Gelage gehalten wurden. Außerordentlich ist die Sittenlosigkeit in dem Beisammensein der weiblichen Sträflinge, auch da wo sie spinnen müssen. Nur erst an wenigen Orten ist die innere Mission auf diese Stätten des Elends und des immer tieferen Verderbens aufmerksam geworden und fängt an nach dem Evangelium auch zu diesen Kranken zu gehen und diese Gefangenen zu besuchen. Und wer sorget für die entlassenen Sträflinge? Wir können in unserer hiesigen Besserungs-Anstalt immer nur sehr wenige der zahllosen Knaben aufnehmen, welche dem häuslichen Verderben entrissen werden sollen. Es sind unter denselben auch Söhne von Verbrechern und sie zeichnen sich durch gutes Betragen aus. Aber unsere überfüllten Strafanstalten, die jährlich wachsenden Summen, welche von denselben verschlungen werden, sie sind unwidersprechliche Beweise von dem Verfall der Sitten. Und da meinen selber noch gutmüthige Freunde der sogenannten Humanität, man könne mit bloßen Vorstellungen und mit liebreicher Behandlung den frechsten Burschen bändigen. Die ernste, strenge Zucht ist fast überall gewichen. Wir hatten schon öfter vor unserer Armenpflege Bursche, die alle unsere Mahnungen und Befehle ver-

höhnten. Einer trotzte uns ins Angesicht. Die Armenpfleger waren allerdings entrüstet, aber sie wußten keinen Rath. Da sagte ich: hier hilft nichts als die alte Zuchtruthe. Der Bursche wurde wirklich empfindlich gestrichen, und that von Stund an gut. Aber das ist eben das Elend, die Eltern fürchten ihre, unter der dummen Gutmüthigkeit und der gewissenlosesten Verwahrlosung und Zuchtlosigkeit frech gewordenen Kinder, der schwache und eitle Lehrer seine Schüler; und im Uebermaß der Freiheit geht und ging die Freiheit verloren. Unter solchen Reden führte uns Jeremias zu Trachselwald, nachdem die Räume im Haus untersucht waren, in die Ställe, wo er sich wieder nach dem Einzelnsten erkundigte und dann hinaus ins Feld, wo in Abtheilungen die Zöglinge, die einen hier die andern dort arbeiteten. Alle wurden freundlich und ermunternd angeredet. Mit der Anordnung und dem Fortgang der Arbeiten zeigte er sich zufrieden. Daß das Gedeihen der Anstalt ihm sehr am Herzen liege, darüber sprach er sich noch weiter aus. Eine besondere Freude sei es ihm, einen wohlgerathenen Zögling bei einem wackern Bauer als Knecht unterzubringen, und von einem solchen Gutes zu vernehmen. Er stehe und bleibe auch so mit den Zöglingen in Verbindung, wenn sie die Anstalt schon lange verlassen hätten. Es seien auch ihre Knaben von Trachselwald als Knechte von den Bauern sehr verlangt. Von Trachselwald ging es dann durch das mit seinen großen und stattlichen Wohnungen, Wohlstand und Gewerbsamkeit zeigende Sumiswald nach Affoltern hinüber. Oefter wurde Halt gemacht und die herrliche Aussicht wieder betrachtet. Hier leuchtete im hellsten Glanze über das mit seinen Ernten prangende Land fast der ganze Kreis der Schweizer-Alpen. Im Vordergrunde stand hier und dort mitten in Kornfeldern, Matten und Obstbäumen der Hof eines jener noch unabhängigen Bauern, und ihr Glück ließ sich doppelt lebhaft fühlen, da man ihr schönes Land selbst vor Augen hatte im

Glanze des Gebirges und des schönsten Sommertages. Auch hier war der Herr Pfarrer von Lützelflüh überall bekannt und wurde freundlichst gegrüßt. Bei einem ungemein schönen, auf dem Felde neben der Straße arbeitenden Manne blieb er stehen, fragte ihn dieses und jenes über seine Feldarbeit, und da wir weiter gegangen, sagte Jeremias: das Bild dieses frischen Mannes habe ich in einer meiner Erzählungen zu geben gesucht. Sonst ist mir aber schon öfter begegnet, daß sich Leute von mir gezeichnet fanden, an welche ich gar nicht gedacht, ja die ich nicht einmal gekannt hatte. Prunket eine eitle Bäuerin mit einem himmelblauen seidenen Kleidungsstücke, in welches ich irgendwo eine Närrin gekleidet, so meint jede, s i e sei abgezeichnet worden. In einer meiner Erzählungen kömmt ein Schulmeister vor, welcher eine Hausorgel gekauft, aber sie noch nicht bezahlt hat, da schreit jeder Schulmeister im Ober- und Unterland, welcher seine Orgel noch schuldet, seine Schulden gehen mich nichts an, und ich brauche ihn nicht in meinen Büchern herumzuzerren. Es ist bekannt, daß einer Art dieser Schulmeister ich gar nicht Freund bin; ich bin auch von ihrem verderblichen Einfluß aus Erfahrung überzeugt. Sie und das Schreiberheer, auch etwa ein Literat, mit dem ich nichts weiter möchte zu schaffen haben, die Agenten und Rabulisten und all das ämtersüchtige Volk ist mir hinwieder nicht freundlich; es haben sich ihrer schon, um mich nicht zu grüßen, wenn sie mir nicht ausweichen konnten, hinter die Häge geduckt. Besonders nach dem mißrathenen zweiten Freischaarenzug gingen sie mir weit aus dem Wege, und einer, der eines Geschäftes durchaus zu mir kommen mußte, that vorher seinen martialischen Schnauz ab. Bisweilen traf auch das, was ich rein erfunden, mit wirklichen Ereignissen seltsam überein. So erzähle ich irgendwo, es sei ein Bräutigam auf einer Ausfahrt mit seiner Braut zu einem Badeort gekommen, in den Hof desselben hineingerannt und habe, da er seines scheu gewordenen Pferdes

nicht Meister geworden, ungeschickter Weise in eine Pfütze umgeworfen. Nun kam ich selbst später einmal in jenen Badeort, in welchem ich früher nie gewesen. Der Wirth kannte mich aber gleichwohl und im Gespräche sagte er dann: „Ihr müßt auch schon da gewesen sein, Herr Pfarrer und gerade bei jenem lustigen Spaße, als jener ungeschickte Hochzeiter in den Hof hereingesprengt kam und mit seiner Braut in die Mistlache hineinfuhr. Ihr habet das lustig wieder erzählt.“ Daß ich davon nichts gewußt und noch nie in seinem Bade gewesen, davon hätte ich den Wirth nicht überzeugen können. Andere Male traf ich mit einem absichts- und schuldlosen Worte irgend Wen, den ich nicht kannte, und kam in Verdacht, ich hätte wehe thun wollen. So war ich einst in einem Gasthofe angekehrt, wo eben ein Tauffest gehalten wurde und die Gevatterleute sammt den Gästen noch an der Mahlzeit saßen. Ich fing mit den Leuten an zu reden und im Verlauf des Gespräches fragte ich: woher denn ihre schöne junge Taufpathe sei? Ihr Heimatort wurde mir genannt. Ich wußte, daß daselbst eine große Käserei errichtet worden sei und hatte vernommen, der dortige Käser sei gerade nicht der treuste und lasse der Frau des die Aufsicht führenden Nachbars von der in die Käserei zusammengetragenen Milch das beste zufließen. Ich fragte daher durchaus ohne Absicht und in scherzendem Tone: wie geht es denn dort mit der Käserei? hat der Käser noch immer überflüssige Milch? Da lachten einige der Gäste, einige waren verlegen; die Pathe aber wurde glutroth und unruhig. Sie sagte bald: es sei schon spät, sie müsse an die Heimkehr denken. Sie stand dann auch auf, und wir sahen sie bald darnach mit ihrem Begleite fortfahren. Später trat dann die Wirthin zu mir und sagte: „Ihr habts übel getroffen, Herr Pfarrer; die Pathe ist eben die Tochter jener Bäuerin, und ich habe sie fast gar nicht überzeugen können, daß Ihr sie gewiß nicht gekannt und noch weniger ihr habt weh thun wollen. Es war mir in

der That herzlich leid, daß ich die blühende und so bescheidene und sittsam dagesessene Tochter in ihrer Freude wider Wissen und Willen so arg gestört hatte. Daß ich dabei durchaus schuldlos gewesen, das wußte freilich die Wirthin wohl und wer mich sonst noch näher kannte.

Wir hatten auch noch bei andern Ausflügen öfter Gelegenheit zu bemerken, daß dem Jeremias Jedermann mit Achtung und Zutrauen begegnete. Er saß, wo wir etwa eine Erfrischung nahmen, mitten unter die andern Gäste, redete mit ihnen von ihren Angelegenheiten, fragte dieses und jenes und ließ sich gerne erzählen. Mitunter hörte sich's, daß die Leute seine Schriften gelesen hatten, sie deuteten auf einzelne Personen, Geschichten und Aeußerungen in denselben hin. So scherzte ein angesehener Sumiswalder, da eben die „Käserei“ erschienen war: Die Leute sagen, Jeremias habe nun dem Ausland die Geheimnisse der Käserei verrathen; es sei aber zu denken: es werde noch lange gehen, bis sie auf den Schweizereien in Deutschland Emmenthaler-Käse zu Stande bringen. Es werden ihnen dazu doch noch immer die rechten Kräutlein mangeln. Derselbe Sumiswalder erzählte denn auch, wie ihm der Arzt gerathen habe, eine Luftänderung zu machen, und wie er selbst aber statt auf einen Berg oder in ein Bad zu sitzen, es für besser erachtet habe, eine Reise zu unternehmen und wie er so nach Triest, Wien, Berlin, Hamburg, Köln und den Rhein herauf gereist sei. Es war ungemein lehrreich, diesen schlichten Landmann erzählen zu hören, was er über Land und Leute berichtete, wie richtig er sie beurtheilte und wie verständig und genau er Alles beobachtet hatte. Er schien zu wissen, daß sich Jeremias gerne erzählen lasse, der widmete ihm auch alle Aufmerksamkeit und erhielt ihn durch Fragen und Bemerkungen im Athem.

Einmal, erzählte Jeremias uns denn später, wollten die Mitglieder einer Schul- oder Armenpflege meine Aufmerksamkeit von ihren Verhandlungen ablenken, bei denen sie meinen

Widerspruch vermutheten und befürchteten. Sie setzten daher einen der Ihrigen zu mir, daß er mir eine Geschichte erzähle, von der sie dachten, sie werde mich ganz beschäftigen. Es war die Geschichte jenes „Besenbinders". Allein ich merkte die Absicht, ließ mir die Erzählung nicht entgehen, war aber mit dem andern Ohr auch bei den Verhandlungen. Sie hatten ihren Zweck nicht erreicht, und ich hatte wieder einen willkommenen Stoff.

Unter solchen Genüssen des Landlebens und des erheiterndsten Umganges waren wir so glücklich in Lützelflüh mehr als einmal auch einen Sonntag zuzubringen. Wie ganz anders bricht der Tag des Herrn auf dem Lande an als in den Mauern der Stadt. Der heitere Himmel des beginnenden Sommertages scheint von dessen Festlichkeit schon in seinem ersten Beginnen verklärt; wie ist bald nach der Dämmerung und nachdem die kleinen Nebel verflogen, Luft und Land so frisch und lauter; die Vögel scheinen früher erwacht und *jubiliren*, und ehe die Sonne ins Thal scheint, röthen sich über den Wäldern die Gipfel des nahen Hochgebirges. Dann erst läutet im nahen Thurm die Morgenglocke, und jetzt strömt das Morgenlicht von den grünen Wäldern und Hügeln herab. Wie leuchten von den Höhen die einzelnen Höfe; wie glitzern ihre Fenster! Welch ein Erwachen muß es erst dort oben sein! Und hier im Garten prangen alle die Blumen, Rosen, Nelken und Lilien wie erfrischt! Was für ein Duft strömt aus dem ganzen Thal! Und wie still und feierlich ist das ganze Dorf, wo am Werktag schon so früh die mancherlei Arbeit sich hören läßt. Die Morgenglocke ist schon längere Zeit verklungen; der sie gezogen, hat auch die Thüren und einige Fenster der Kirche geöffnet, daß die frische Morgenluft sie durchziehe, Kühle und der Blumen Wohlgeruch sie erfülle. Die Glocke im Thurme schlägt sechs und sieben Uhr über dem immer noch stillen Dorfe. Sind die Leute auch wach, so machen sie kein Geräusch. Viele lesen in der

heiligen Schrift. Der heitere Sonntagmorgen giebt auch dir dazu ganz besondere Erläuterungen. Und so bist du zur Kirche vorbereitet, wenn ihr Geläut die Gemeinde ruft.

Jeremias geht in die Kirche, unterm Arm die Bücher mit vergoldetem Schnitt, das Haupt unbedeckt. Die breite, schneeweiße Halskrause, der sogenannte Kragen, die zum Kanzelrocke gehört, steht ihm sehr wohl. Er sollte auch so gemahlt sein, wie er, das so klare und würdevolle Antlitz von der Morgensonne beschienen, zwischen den Rosenbäumen und Blumen seines Gartens zur Kirche hinunter ging. Sein Ton in Gebet und Predigt war herzlich, sein Vortrag ruhig und gedankenreich.

In seinen Werken kommt mehr als Eine seiner Predigten vor. Sie sind mit Liebe geschrieben; und Predigen war ihm auch eine liebe Aufgabe. Die Gemeinde zeigte nicht nur Aufmerksamkeit, sondern auch Zuneigung. Nach dem Gottesdienst grüßte er die im Chor stehenden Vorgesetzten; unverkennbar war ihre Ehrerbietung gegen ihn; dann gingen sie mit ihm auf sein Zimmer: sie hatten noch Gemeinde-Angelegenheiten zu berathen.

An einem dieser schönen Sonntage war statt der Kinderlehre in der Kirche zu Lützelflüh Nachmittags ein Verein der Gesang-Chöre aus der ganzen Umgegend. Die Kirche wurde im Innern und an ihren Eingängen bekränzt; und von allen Seiten zogen dann im Begleit ihrer Lehrer und Eltern die obern Schul-Klassen der benachbarten Gemeinden heran. Jeremias ging mit uns in die Straße hinunter, wo sich die einzelnen Vereine zum Einzug in die Kirche sammelten. Voraus in jedem der vielen Züge, welche man das Thal herauf und die Hügel hernieder kommen und blinken sah, gingen die Töchter, dann die Knaben. Wie schön waren diese Mädchen in ihrer so wohl stehenden, malerischen Landestracht; das kleine, blumengeschmückte Strohhütchen auf dem hübschen Kopf, das reiche, lange Haar, wie glänzend, und wie sorgfältig geflochten;

wie schmuck die blendend weißen feinen, in glatte Falten gelegten Hemdärmel; Viele mit den silbernen Ketten, die hinten von der Achsel herabhingen unter dem Arm hindurch, vorn wieder am Halsbande dem sogenannten Koller oder Göller befestiget hinunterfallen und glitzernd spielen, hin und wieder mit vergoldeten Quästchen; mehrere der Töchter trugen ein Mieder von Sammt, die meisten halbseidne, faltenreiche, blaue Röcke, enggestreifte, feinleinene oder auch seidene Schürzen, so waren auch die feinsten Strümpfe und das feinste weiße Nastuch ausgesucht worden. Schlichter waren die Knaben gekleidet, doch alle überaus reinlich, die meisten in das bräunliche Tuch, das der Landmann selbst weben läßt, einige in feineres Tuch. Jeder der Züge hatte ein besonderes Kennzeichen, Fahne oder Wimpel; Knaben trugen einen an einer Stange schwebenden großen Blumenkranz, Töchter je zwei und zwei einen Blumenbogen; die Dorfschaften hatten in die Wette gesucht, es einander hierin durch etwas Eigenes und Hübsches und in die Augen Fallendes zuvor zu thun; einige Knaben trugen ein grünes Bäumchen, in dessen Zweigen mancherlei ausgestopfte Vögel saßen. Alle die jungen und muntern Gesichter leuchteten vor Freude und waren von dem Gange und in der kräftigen Mittagssonne noch einmal so frisch. Jeremias grüßte die ankommenden Züge. Mit einzelnen der Knaben und Töchter sprach er, fragte, was Eltern und Großeltern leben; sprach seine Freude aus über die Ordnung und Schönheit des einen und des anderen Zuges. Offen und bescheiden wurde ihm geantwortet. Die Töchter mochten lächeln, wie er das Einzelne ihres Putzes bemerkte, oder wenn er zu der einen sagte: sie sei jetzt bald so groß und stattlich wie die ältere Schwester oder wie die Mutter. Es waren auch in der That unter den Knaben und Töchtern ungemeine Schönheiten. Einige Mädchen, so jugendlich sie blüheten, hatten ein ernsteres, sinniges Wesen. Jeremias mit uns unter den Zügen auf und abgehend bemerkte uns

bei den durch ganz besondere Anmuth sich auszeichnenden mit wenigen Worten nebenbei, von was für einem wohlhabenden Hofe dieser und jener Knabe stamme, von was für einer frommen und verständigen Mutter diese und jene Tochter, und wie das Mädchen nun das Ebenbild der Mutter sei, welche auch einst unter seinen Unterweisungskindern gesessen.

Als darauf in der Kirche die im Ganzen gelungene Gesangaufführung beendigt war, trat Jeremias vor die Jugend hin und sprach in der Mundart gegen die Lehrer und Schüler Anerkennung und Ermunternng aus. Er redete ferner davon, daß das schönste Singen ein Lobsingen Gottes sei, und wie der Apostel warne vor „unordentlichem Wesen und wie wir dagegen reden und einander ermuntern sollen mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern und dem Herrn singen und spielen in unserm Herzen.“ Er zeigte dann, daß nur, wer ein gutes Gewissen habe, auch freudig singen könne. Ein unbeflecktes Gewissen das sei der beste Wohllaut; das sei auch der schönste Schmuck, „der verborgene Mensch des Herzens in der Unvergänglichkeit des sanften und stillen Geistes, welcher sei köstlich vor Gott.“ Er erinnerte die Kinder an ihre Pathengeschenke; diese Geldstücke groß oder klein, haben einen ganz andern Werth als gewöhnliches Geld, diese halte man besonders in Ehren, dürfe sie etwa betrachten an einem Sonn- oder Festtag, dann erinnere sich das Kind, wann es diese Geschenke empfangen und an die Zusprüche, welche es damit von den Pathen erhalten; und dann werden die frisch geprägten, wie ganz neu aussehenden, glänzenden Münzen wieder ordentlich zusammengelegt und wohlverwahrt. So sollen sie ihr junges Herz nicht verunreinigen, ihre schöne Jugendzeit nicht trüben; zu Gott beten, daß er sie gesund und frisch erhalte, und daß er ihnen das höchste schenke: seine Gnade und sein und aller frommen Menschen Wohlgefallen.

Wir hatten den Gesängen und dieser kürzeren Rede am vordern, bis zum Boden hinunterreichenden Fenster des Chores zugehört, denn in der gedrängt erfüllten Kirche war es zu schwül. So hörten wir die muntere und schöne Jugend lieblich singen, ihren Seelsorger väterlich und freundlich zu dem aufwachsenden Geschlechte, zu einer herankommenden Zeit und Gemeinde reden und standen im Kirchhof auf Gräbern und unter ihren Rosen und Lilien. Und jetzt liegt der Freund selber dort bestattet und haben ihm wohl viele der nämlichen Töchter und Knaben das Grablied gesungen. Sie werden gewiß dieses freundlichen Pfarrers sich stets lebhaft und mit Liebe erinnern; manches unvergeßliche Wort, Beispiel und Gleichniß aus seinen Unterweisungen wird in ihrem Gedächtniß und Herzen fortleben; sie werden etwa auch noch in seinen Schriften lesen, sich erquicken an so mancher Schilderung ländlichen Glückes, ihm aber auch Recht geben, er habe nicht umsonst so ernstlich vor so manchem einreißenden Verderben gewarnt und darüber geklagt. Mögen sie nicht immer mehr verschwinden sehen so manchen Segen besserer Zeiten, den er noch gesehen, mit so herzlicher Liebe gepriesen und ihn, so viel in seinen Kräften stand, seinem Vaterlande zu erhalten gesucht hat.

Seitdem haben nun auch die Seinen das liebliche Pfarrhaus zu Lützelflüh verlassen. Ach es ist ihnen selbst diese Wohnung des Friedens und der Freude ohne den lieben Vater und Freund öde geworden, und die Wittwe mit ihrem Sohne und ihren zwei Töchtern hat Abschied genommen von dieser, ihrer vieljährigen Heimath, wo sie Gott in inniger Vereinigung ein seltenes Lebensglück genießen ließ, und sie sind noch gestanden auf dem Grabe ihres theuersten Vaters.

Unvergeßlich bleibt auch dem Freunde so mancher Gang, den er mit ihm fast auf alle Seiten des schönen Emmenthales gemacht, unvergeßlich die herzlichen Gespräche und ihr Ernst und Scherz, und wovon auf jedem einzelnen und auf jeder

einzelnen Stelle die Rede gewesen war; unvergeßlich besonders auch jene Sommersonntags-Abende, da die Hügel hinter Lützelflüh erstiegen wurden, das schöne von der Emme durchschimmerte Thal mit seinen Dörfern und Höfen, Wiesen und Wäldern in der Sonntagsruhe zu Füßen lag, gegen die Jurahöhen im blauen Dufte die Sonne sich neigte, Ar-, Wetter- und Schreckhorn und Jungfrau immer glühender herglänzten und purpurner immer Fluh und Wand der Höhen über dem Thuner- und Brienzer-See Blume, Hohgant und Rothhorn. Und führt das Glück noch einmal auf die Trümmer des Schlosses Brandis und auf die andern Hügel über Lützelflüh oder durch irgend einen Pfad ihrer Thäler, so werden wir auch dort, wenngleich einsam, doch wandeln im Gespräch mit dem seligen Freunde.

Mit dem Gedanken eines frühen Hinscheidens hatte er sich vertraut gemacht. Er sagte dem Freunde bei dessen letzten Besuche öfter: „ich werde nicht alt;" und wie wenn er eine Ahnung gehabt hätte, nahm er mit besonderer Bewegung Abschied und schrieb dann wiederholt: wir sollten uns noch einmal sehen. Doch es war anders beschlossen. Seine letzte Erzählung „Die Frau Pfarrerin," mit welcher der vorliegende Band beginnt, schrieb er, so viel sich aus den Umständen schließen läßt, allerdings nicht im Gefühl, daß es seine letzte Schriftsteller-Arbeit sei, auch nicht in irgend einer unmittelbaren Beziehung auf die Seinigen; er hatte dieselbe zunächst für die Alpenrosen bestimmt. Aber doch kann er sie auch nicht geschrieben haben, ohne im Allgemeinen an das Loos einer Predigers-Wittwe zu denken; und es ist rührend, in seiner Handschrift dieser Erzählung zu sehen, wie ihm beim Schreiben der letzten Worte: „ihre Seele wird dort Gott preisen, wie nur die reinen Herzen es vermögen", die Tinte ausgegangen war und das „vermögen" verschwindend geschrieben ist.

Er trug sich noch mit manchem Werke, besonders scheint er darüber oft nachgedacht zu haben, die Heiligkeit der zehn Gebote in einer Erzählung darzustellen, und in einer andern die Ehrenhaftigkeit und das Glück eines bescheidenen und frommen Städters, also eine Art Seitenstück zu seinem Bauernspiegel. Da wir ihn im August 1852 auf einem kurzen Ausfluge nach Selisberg in Unterwalden begleiteten, merkte er sich genau die Oertlichkeiten, trat mit einer verständigen Unterwaldnerin von Emmaten, die mit uns bis hinaus nach Selisberg ging, sogleich aufs freundlichste ins Gespräch, und fragte eine Menge Dinge über Land und Leute, Sitten und Bräuche. Als wir von Brunnen nach Luzern zurückfuhren und des Regens wegen in die Kajüte flüchten mußten, unterhielt er sich sogleich mit aus Neapel heimkehrenden Soldaten, die in ihrem Glück, wieder im Vaterland zu sein, überaus vergnügt waren. Und als wir bei Stanz-Stad landeten, suchte er offenbar von dem Orte und der Umgebung ein Bild zu fassen, daß es schien, es schwebe ihm eine Geschichte vor, die sich in diesem Ländchen begeben habe. Sonst, sagte er, verlasse er nur ungern als Erzähler seinen heimischen Boden; den Emmenthaler kenne er, nicht so den kaum eine Tagereise entfernten Oberländer; und er getraute sich weniger, eine im Simmenthal oder in einer andern jener Gegenden sich begebende Geschichte zu erzählen.

Es wurde auch gesagt: er habe sich zu seinen Erzählungen Alles und Jegliches zusammentragen lassen. Das wäre freilich unbegreiflich, wie aus solchen Zusammentragungen ein Charakter als aus einem Guße könnte dargestellt werden. Er aber sagte, habe er einmal ein Bild in seinen Hauptzügen gefaßt, so ergebe sich das Einzelne im Fortgange der Ausmalung wie von selbst. Dabei erfordere freilich oft die verkehrte Rede, welche er einer einfältigen Person in den Mund legen sollte, ein einziges dummes Wort längeres Nachsinnen, als eines Redseligen lange Abhandlung. Er studirte

und arbeitete eben nicht nur in seinem Studir-Zimmer. Doch war dieses die Wohnstätte seines stillen Fleißes, seines Friedens, seines Glückes, das er reichlich genoß in immer neuen Schöpfungen.

Dieses Studirzimmer war auf dem obern Boden des Pfarrhauses; es hat ein einziges Fenster gegen Mittag und sieht in den Garten, zwischen den Bäumen hindurch ins nahe Pflanzland, über einige Häuser weg auf jenseitige Hügel und Wälder, über welche mit seinem leuchtenden Schnee und seinen schwarzen Felswänden der Eiger hereinsieht. Jeremias einfacher Arbeitstisch aber war von der Aussicht abgewendet und gegen die Wand gekehrt, als wollte sich der Arbeitende von dem Reiz der Aussicht nicht zerstreuen und von andern ihm vor der Seele schwebenden Bildern nicht abbringen lassen. Neben ihm lagen seine Kirchenbücher, unter diesen eins mit besonders glänzendem Goldschnitt, es war das Buch, aus welchem er auf der Kanzel die Eheverlöbnisse verkündete. Er wollte wol durch diese freilich unbedeutende Aeußerlichkeit zu verstehen geben: es sei dieß auch ein Buch des Lebens, und es sei nicht eine leere Förmlichkeit, in dasselbe aufgeschrieben und aus demselben verkündet zu werden; wie er ja denn auch in so vielen seiner Erzählungen den Segen einer glücklichen Ehe schilderte und das Unheil der Zeit nachwies in der Nichtachtung der ersten und ewigen Ordnungen. Neben ihm lag aufgeschlagen die durch und durch aber besonders auch in ihren Propheten viel gelesene Bibel. „Er gedachte, nach dem Worte des Propheten, des Vorigen von Alters her und fragte das vorige Geschlecht; verkündete, was er gehört und erfahren und was die Väter erzählt. Sein Gedächtniß wird nicht vergehen."

Die Frau Pfarrerin.

Ein Lebensbild

von

Jeremias Gotthelf.

Eine Hauptsache für jeden Menschen, welche bei weitem nicht genug beachtet wird, ist zu wissen immerdar, was für Zeit es sei. Wer die Sache kurz nimmt, wird die Nase rümpfen und sagen, schwer sei das nicht, wenn man eine Uhr habe, und so wichtig sei es auch nicht; habe man ja doch eben die kürzeste Zeit, wenn man vergesse, was für Zeit es sei, — wenn man nur die Eßglocke nicht überhöre, selb sei allerdings fatal. Der Ausdruck hat aber eine weitere Bedeutung, wie die Meisten wissen, und diese werden die Wichtigkeit dieser Kenntniß zugeben und zum Kalender rathen, der zur gründlichsten und umfassendsten Kenntniß der Zeit verhelfe. Der zeige, wann Neu und Wedel sei, und die Zeichen alle, wann Haarschneiden gut sei und Bschütten und Bohnen setzen und z'Acker fahren und den Hühnern die Federn beschneiden, daß der Habicht sie nicht nehme, und Waizen säen, daß die Spatzen ihn nicht fressen, wann es regnen, wann es winden werde, wann man daheim zu bleiben habe, wenn man nicht verhagelt sein wolle. Ja im Kalender könne man sogar sehen, wann es heilige Zeit sei, absonderlich heilige Sonntage, was zu wissen Bäckern und Kommandanten Noth thäte, den Ersten, damit sie nicht das Nachtmalbrod zu backen vergäßen, den Andern, da-

mit sie wüßten, wann sie, allen Bärenwirthen z'trotz, nicht tanzen lassen sollten, sondern sie und ihre Offiziere sammt Soldaten sich anständig aufführen.

Den Pfiffigsten wird diese Auskunft nicht genügen, sie werden sagen, um die Zeit, über die man Auskunft in den Kalendern finde, gäben sie wenig, aber pfiffig werden sie sagen, die rechte Zeit und die wichtigste hätte ihre eigenen Organe, aus denen lerne man sie kennen, und das seien die Zeitungen.

O nein, der Meinung sind wir nicht; da sieht man nicht einmal, wann Kaffee kaufen gut ist oder Korn verkaufen, nicht, ob man einen Stock zum Spazieren gehen mitnehmen soll oder einen Regenschirm. Da sieht man bloß Eines, daß leicht man zum Thoren wird, wenn man sich für einen Weisen hält, daß man oft Thorheit findet, wo man Weisheit gesucht.

Der Kalender, welcher uns immer am besten gefiel, am sichersten anzugeben schien, was für Zeit es sei, ist der Markt eines bedeutenden Ortes, auf welchem dessen Bevölkerung sich mit Lebensmitteln versieht. So auf einem Markte von Allerlei, vom obern Thore bis zum untern Thore, was man da nicht Alles sieht, und wie die Zeit von dannen rennt, und was man nicht Alles für Leute erblickt! Wenn es Winter ist, das merkt der Dümmste, an der eigenen Nase erstlich und an den Nasen der Marktweiber, an ihrem Wärmapparat verschiedener Art, am kurzen Märten und raschen Laufen der Kaufenden, am Mangel eleganter Damen, ausgenommen um's Neujahr herum, wenn sie den fetten Gänsen, guten Enten, anderm Wildpret und sonstigen Leckerbissen nachstreichen.

Daneben ist der Markt nicht uninteressant, er enthält die ausgepackten Vorrathskammern der Umgegend. Im Herbste das Eingekellerte, Eingesetzte von allen Sorten, welches nach

dem Neujahr immer mehr zusammenschmorrt, wenigstens an Frische verliert, bis nach und nach die Gewächse aus Treibhäusern und Couches auftauchen, Rübchen wie Nädelchen und Salatstäudchen, die durch das Vergrößerungsglas sichtbar werden, Spinat mit den schnellen Beinchen, die sich nirgends ordentlich stille halten wollen; zu Zuckererbsen und Bohnen gelangt man bei uns, trotz aller List und aller Müh, erst viel später. Dann kommt, was unter dem Schnee verborgen lag, das Nüßlikraut, die Rabünzli, das Sauerkraut u. s. w.; da kömmt die Köchin Markttag um Markttag mit was Neuem heim, wo man nicht darauf zu achten hat, ob das Gemüse 6 Kreuzer oder 6 Batzen kostet, und mit dem Beisatz: lueget Frau, kum es Hämpfeli, und sollte 3 Batzen kosten, und z'Noth konnte ich einen Kreuzer abmärten. An Orten, wo es knapper geht, und die Kreuzer gewogen werden, kömmt die Köchin bloß mit Berichten: es wär wohl öppis anders da gsi, ein klein Körbchen mit Rabünzli, aber gar hagels thür, das ganze Körbli für 7 Batzen, und wir hätten nicht für einisch genug gehabt, ihr hättet mir ein schön Gesicht gemacht, wenn ich damit heimgekommen wäre. Es ist fatal, sagt dann die Frau, der Herr grännet afange über alle Winterköch und will doch dann nicht ausrücken mit dem Geld, er begreift nicht, daß wenn man zuerst von einer Sache haben will, man es doppelt so theuer zahlen muß als einige Wochen später. Ja geht mir mit den Herren, es hat in Gottes Namen Keiner mehr Verstand eine Kleblaus groß. Da ist ihnen daheim nichts wohlfeil genug und nichts gut genug; da sollte man ihnen daheim für ein Fränkli für die ganze Haushaltung kochen so gut als sie für sich allein kaum halb genug kriegen für dieses Geld.

Nun wird es recht kurzweilig auf dem Markte, jeden Tag was Neues, namentlich sobald die Temperatur es erlaubt, auch Blumen und Blumenstöcke. Erst hier auf den Steinen sieht man die Entfaltung der Natur in ihrer Mannigfaltigkeit

und ihrem Reichthum so recht augenscheinlich. Es kommen die ersten Erdbeeren aus sonnigen Rainen, die ersten Kirschen von Basel her, die Bohnen aus dem Wistelach, die Erbsen von den Halden um die Stadt, und ein Birnbaum um den andern sendet seinen Segen, bis ein kühn Weib mit den ersten Erdäpfeln kommt, unbekümmert darum, wie manchem Stadtherrn es Bauchweh kramt. Warum frißt er, wenn es ihm nicht wohl macht, würde es auf daherige Vorwürfe sagen.

Je mehr das Neue überhand nimmt, desto seltener wird das Alte, desto mehr sticht es gegen das Neue ab, die eingeschrumpften Erdäpfel, die eingefallenen Aepfel, die runzlichten Birnen, aber nicht desto minder werth sind sie, oft stehn im Preise sie viel höher als das verdächtige Neue, von dem man so recht nicht weiß, taugt es etwas oder nichts; denn begreiflich kömmt es am Ende doch darauf an, nicht ob eine Sache jung ist oder nicht, sondern kann man sie brauchen oder nicht. Je mehr das Alte schwindet, hie und da nur noch ein Halbdutzend Aepfel in die Ecken eines Korbes sich schmiegen, desto massenhafter rückt das Neue an, die Köpfe der Marktweiber reichen nicht mehr aus als Transportmittel, da müssen Wagen und Pferde her, und hochgethürmt ziehen Kabisköpfe ein, füllen Plätze aus, machen den Strohköpfen in der Stadt den Rang streitig, selbst jetzt noch, wo sich dieselben doch durch so viele Eidgenossen verstärkt haben. Jetzt legt das Jahr die Proben ab über den empfangenen Segen. Man kann es von weitem sehen, ob die Käufer um einen Wagen sich drängen, oder wir möchten fast sagen, die Wagen um die Käufer; und kömmt man näher, so empfindet man den richtigen Standpunkt ganz bestimmt an den Wistelachern; sind die zärtlich, dann aufgepaßt, dann haben sie Zwiebeln, Gurken und andere Herrlichkeiten in Hülle und Fülle, mehr als ihnen lieb ist; sind sie aber noch gröber als sonst, dann zugegriffen ohne Complimente.

Aber nicht bloß die Verschiedenheit der Jahre merkt man. Wer 50 Jahre gelebt hat, merkt um diese Zeit besonders, einen gar mächtigen Unterschied zwischen ehedem und jetzt. Ehedem ging es um diese Zeit bis gegen Weihnacht viel lebhafter, wir möchten fast sagen, wilder zu. Da kellerte man noch ein, machte Vorräthe auf den Winter, machte Kabis ein, metzgete sogar. Seit aber die baumwollenen Hemdchen aufgekommen sind, welche man gemacht kauft, weil Weib und Töchter keine mehr nähen können, seitdem macht man nicht Kabis ein, metzget nicht (schlachtet kein Schwein), beides stinkt und macht Mühe, man kellert auch weder Aepfel noch Erdäpfel ein; in Vorräthen liegt alleweil ein Schaden, todtes Geld und Abgang, ein unnöthig Geschlepp, — und wirklich an vielen Orten hat man Nachts nicht mehr so viel Speise, um eine hungerige Maus zu sättigen.

Da sieht man aber eben auch, was für Zeit es ist. Ja noch viel mehr sieht man, wenn man nicht bloß in die Körbe der Verkaufenden, sondern auch in die Gesichter der Käufer sieht: da kann man Betrachtungen anstellen über die Zeit im Allgemeinen und die Zeit im Besondern, da kann man merken, ob es eine gesegnete oder ungesegnete ist in dieser oder jener Gegend, und in diesem oder jenem Hause, wie auf die Ueppigkeit die Spärlichkeit folgt, wie der Glust wäre, wenn das Geld noch wäre. — Lustig ist's, wie in bestimmten Häusern ein regelmäßiger Wechsel ist, wie zwischen Ebbe und Fluth, daß man mit Sicherheit aus dem Marktkorbe schließen kann, besonders wenn die Frau selbst noch Einkäufe besorgt, beginnt ein Monat oder geht er zu Ende. Wenn ein Quartal der Mond wäre, könnte man auf dem Markte am heiterhellen Tage sehen, in welchem Stadium er wäre, und 3 Wochen nach dem Neujahr bis gegen Ostern werden sicherlich auch in den Marktkörben die Fasten sehr merkbar sein. Und wie erst die Leute selbst kommen und verschwinden, mager werden oder fett, avanciren oder verkümmern, es ist merkwürdig! Da

drohlet der Stoff zu den interessantesten Lebensbeschreibungen recht eigentlich auf der Gasse herum. Wahrscheinlich werden auch die Herren, welche bedächtigen Schrittes, mit den Händen auf dem Rücken, den Augen in allen Körben und allen Gesichtern, Geschichtsforscher sein, welche hier auf dem Markte auf- und abwandelnd, Neuperipatetiker, ihre wichtigsten Geschichtsstudien machen oder Figuren zu Novellen suchen. Anfangs wird es ihnen gehen wie Andern; sie sehen ein buntes Durcheinander, ohne besondere Merkmale, ohne eigenthümliche Züge. Erst bei längerem Beschauen trittet das Besondere auseinander und Einzelnes macht sich bemerkbar, trittet immer eigenthümlicher hervor, so daß, fehlt es einmal im Gemenge, der Beschauer es vermißt und sucht; er hat das Ganze nicht mehr, das Vermißte muß eine Lebensveränderung erlitten haben, welche, nimmt Einen wunder.

Doch es giebt nicht Männer nur, welche Anlage haben zur Geschichtsforschung, daherige Studien unwillkührlich machen und sich auf dem Markte auch um die Menschen kümmern und nicht bloß um Rüben und Rabünzli. Wir hatten eine Base, eine kuraschirte Frau, mit hellen Augen, raschen Entschlüssen und Urtheilen, sie hätte den besten Schützen gegeben, ein Blick und paff! d'Sach war richtig. Sie kam in ihren Reden, mit denen sie nicht kargte, oft auf ihre Markterfahrungen. Am liebsten redete sie davon, wie sie immer lange voraus gewußt, ob eine Haushaltung verlumpen werde oder nicht. Wenn eine junge Frau alle Erstlinge gekauft, ihr nichts zu theuer gewesen, wenn sie bei keiner jungen Gans habe vorbei gehen können, so habe die Base in der Regel es getroffen, wenn sie gedacht: kauf du nur, du arms Tröpfli, es kömmt dir schon anders, wenn du Verstand hast, und hast keinen, je nun, so ist's nicht schade um dich, wenn dir auch das Geld ausgeht. Richtig habe ihr auch Keine lange das Beste vor der Nase weggekauft. Sie war unerschöpflich in Geschichten über dieses Thema. Doch sah sie aber auch noch Anderes

als der Menschen Schwächen, auch das Bessere, Anmuthige entging ihr nicht, überhaupt selten etwas Bemerkenswerthes. Mit besonderer Vorliebe hielt sie folgendes Marktbild fest, aber sie mußte in recht weicher, schöner Stimmung sein, wenn sie es zum Besten geben sollte.

Vor einigen Jahren, erzählte sie, traf man jeden Markttag, außer bei ganz grundschlechtem Wetter, eine ältlichte Frau an. Sie fiel weder durch ihre Kleidung auf noch durch ihre Gestalt. Die Kleidung war äußerst einfach, aber ebenso reinlich, sie war von mittlerer Größe, hatte nichts Auffallendes im Gesicht beim bloßen Ansehen, sie fiel mir bloß auf durch die Stätigkeit ihres Daseins, das mir gar nicht nothwendig schien, denn sie hatte in der Regel nur ein ganz kleines Körbchen am Arme, kaufte wenig und zuweilen gar nichts. Hatte sie auch ihren Einkauf gemacht, ging sie nicht heim wie andere Frauen, sondern regelmäßig die ganze Straße durch von oben bis unten, und bei schönem Wetter und wenn der Markt so recht viel Neues brachte, hin und her. Unwillkührlich fing ich an, mich zu achten, was sie eigentlich da treibe und was sie kaufe; im Handel war sie mir nie in Weg gekommen, hatte weder eine Taube noch ein Hähneli mir vorweg geschnappt. Sie kaufte nichts Meisterlosiges, überhaupt nichts aus dem Thierreich, sondern bloß aus dem Planzenreiche, und hier auch zumeist das Allerwohlfeilste und was zum Kochen wenig Feuer brauchte, immer nur für einige Kreuzer, jedoch fast immer etwas Obst; hier und da märtete sie sich eine Blume ein, ein Röschen oder ein Stiefmütterchen, und oft gaben die Weiber eins ungebeten, auch einige Salatblättchen, woraus ich schloß, daß sie ein Vögelchen haben müsse, sonst aber wahrscheinlich alleine haushalte. Ihre Geschäfte wären also in einigen Minuten abgethan gewesen, wenn nicht etwas Anderes sie gefesselt hätte, und was das war, sah ich bald, als ich einmal aufmerksam auf sie war.

Es war eine unendliche Freude an den Früchten und Pflanzen selbst, nicht um sie zu essen. Sie freute sich z. B. recht herzlich über den ersten Blumenkohl, aber sie kaufte den ganzen Sommer keinen, wenn er mißrathen war und hoch im Preise blieb. Es waren ihr liebe Bekannte, Freunde, Kinder, die in fremden Landen gewesen, weit über Meer, die wieder herkamen, und von ihr mit herzlicher Freude bewillkommt wurden. Natürlich war immer das erste Mal bei Wiedererscheinen in jedem Jahr die Freude am größten, aber sie verging nicht, loderte bei jedem schönen Stücke neu auf, und wenn die Pflanze oder Frucht immer seltener erschien, so ward ihre Freude an ihr um so inniger, fast wie an einem Menschen man sie hat, dem man zuruft: Ach, lebst auch noch! den man verloren gegeben und doch noch wiedersieht. So wimmelte der ganze Markt von oben an bis unten aus von lieben Bekannten, die sie ja Alle grüßen mußte, und wäre es nur mit Einem Blicke. Vor Allem war es das Obst, welches von den Bäumen kam, welches ihr Augen und Herz gefangen hielt. Den Beeren von den Sträuchern schien sie nicht viel nachzufragen, sie beachtete sie kaum; auch auf die Basdkirschen hielt sie nicht viel, sie seien so wässerig und hätten keinen ordentlichen Geschmack, sagte sie. Nur was auf unsern Bäumen wuchs, fand ordentlich Gnade vor ihren Augen. Ueber unsere Kirschen freute sie sich sehr, von ihr zuerst vernahm ich, daß auch die Kirschen verschiedene Namen hatten, ich meinte bis dahin, es gebe rothe und schwarze, und nebenbei noch Weichseln oder Zahmkirschen. Doch erst bei den Aepfeln und auch Birnen ging ihr das rechte Leben auf; mit einen freudigen Ausruf ward jede neue Sorte, welche auf den Markte erschien, begrüßt. Wenn die neuen erschienen, und alte und neue in den Körben lagen, dann war ihr das Jahr eingegangen, das alte schloß sich, ein neues hatte begonnen, und in neuer Reihe marschirten die alten Sorten auf, eine nach der andern, und jede wurde von der Frau mit Na-

men begrüßt, denn sie kannte Alle, wie ein Feldmarschall seine Regimenter.

Da sah ich dann auch, wie die Marktweiber die Frau kannten, ihr herbeiriefen, neue Sorten zu zeigen, nach ihrem Namen zu fragen, wie sie ihr von weitem Aepfel in die Höhe hoben, wenn sie wußten, daß sie diese besonders liebe, und sie vielleicht im vergangenen Jahr gefehlt hatten, oder ihr ein halbes Dutzend, welche abgesondert im Korbe lagen, aufdrangen, sagend: nehmt sie nur, nehmt sie, das werden die Einzigen dieser Art sein, welche ihr dieses Jahr sehet; sie geriethen nirgends. Unter die andern sie zu mischen wäre schade, und apart sie zu verkaufen lohnt sich nicht der Mühe; da dachte ich, ich wolle sie z'Ehren ziehen und euch sie bringen, ihr wüßtet sie am besten zu schätzen und ich hätte selbst Freude, wenn sie euch recht gut dünkten. Sichtlich mit Freuden, aber erst nach langem Weigern nahm sie die Frau geschenkt. Denn wie sie auch die Kreuzer abmödelete, hier konnte sie nach ihrer Weise verschwenden, schienen die Kreuzer sie nicht zu reuen, hier kaufte sie nicht immer vom Wohlfeilsten, hier konnte sie wählig sein, kaufte aber oft auch recht Unscheinbares, anfänglich zu meiner Verwunderung, bis ich merkte, daß es besser war als schön.

Es war ein eigener Verband zwischen der Frau und den Weibern und zwar ein recht freundlicher. Durch das Interesse, welches die Frau am Inhalte ihrer Körbe nahm, die Freude, die sie hatte, wenn sie schöne Produkte sah, ihr sachkundiges Urtheil, ihre nützlichen Winke aller Art war sie den Weibern werth geworden, ihr Erscheinen that ihnen wohl, sie freuten sich sicherlich schon daheim darauf, wenn sie was Schönes bringen konnten, sie wechselten gerne einige freundliche Worte mit ihr, das eintönige Markten unterbrechend. Nicht selten geschah es, daß sie zur Schiedsrichterin oder Rathgeberin aufgerufen wurde. Gar manches Dämchen kennt nichts von dem, was es kaufen will, und steht vor den Körben, als wären es

lauter Tennsthore, steht kummervoll von einem Bein auf's andere, es möchte Aepfel und ist in Seelenangst, man möchte ihm Zwiebeln für Aepfel anhängen, von wegen es hatte gelesen, das sei einmal irgendwo einer Dame passirt. Und wenn auch die Meisten zwischen Zwiebeln und Aepfeln zu unterscheiden wußten, wie manchem Dämchen ist bekannt, welche Aepfel am besten für Kuchen sind, welche am besten für Brei oder Compotes? ꝛc. Nun da ward meine Frau gar oft von irgend einem Weibe als Autorität angerufen. Die kann am besten sagen, lüge ich, oder lüge ich nicht, die weiß einen Renetten von einem Holzäpfel zu unterscheiden, hieß es.

In einem ähnlichen Falle kam ich mit ihr in's Gespräch. Ich wollte ein Quantum zum Einkellern für den Frühling kaufen und werweisete zwischen zwei Wagen; auf beiden priesen die Weiber ihre Waare an, als hätte jedes die allerbesten Aepfel mit fast menschlichen Tugenden. Da deutete das Eine der Weiber auf die eben vorübergehende Frau und sagte: die kann sagen, was ich für Aepfel habe, die kennt sie. Sie gab ganz gefällig Bescheid, daß die Aepfel der andern Frau für jetzt zu brauchen passender und besser seien, aber für später wären ihr diejenigen der Frau, welche sie angerufen, viel lieber. — Von da an wechselten wir öfter einige Worte, aber zu einer eigentlichen Bekanntschaft kam es nicht, wir suchten sie Beide nicht, fragten nicht einmal nach unsern Namen, wenigstens ich nicht.

Da geschah es einmal im Winter, als es recht kalt war und glatt, daß sie umfiel auf dem Markte, und an Bein und Arm sich übel wirsete. Ob sie bloß ausglitt oder umgerannt wurde, wußte ich später selbst nicht, wahrscheinlich das Letztere. Wahrscheinlich ward die Menge durch einen der schrecklichen eidgenössischen Postwagen, vor denen weder Mann noch Maus sicher ist, auseinandergesprengt, und Einer, der in Todesangst sein Leben retten wollte, hatte die alte schwache

Frau umgerannt, doch glücklicher Weise nicht gegen den dahinrollenden Wagen zu, eidgenössisch überfahren wurde sie nicht. Man lief ihr zu, stellte sie auf die Füße, sie hatte nichts gebrochen, unter großen Schmerzen konnte sie gehen, doch nicht alleine. Zufällig war ich der einzige Mensch in der Nähe, der eine Bekanntschaft mit ihr hatte; ich konnte nicht anders, ich bot ihr meine Begleitung an, sie nahm sie dankbar, doch unter tausend Entschuldigungen an, wie sie zu meiner Zeit noch üblich waren, wo nicht jeder Schlingel meinte, unser Herrgott habe nur um seinetwillen die Welt erschaffen, und ebenfalls das übrige Gesindel, um ihm die Hände unter die Füße zu legen. Dem sagt man jetzt altväterisch, wenn ein Mensch von Herzen für eine Wohlthat danket, man sollte sich schämen. Aber was will man, wenn man dem lieben Gott nicht mehr danken will, weil es nichts abtrage, warum sollte man Menschen danken?

Es war wirklich aber auch eine große Mühe, die arme Frau, welche unsäglich litt und alle Augenblicke stille stehen mußte, in ihr Quartier zu bringen. Billigermaßen sollte jede eidgenössische Postkutsche verpflichtet sein, hintenaufgeschraubt ein Transportmittel, Sänfte oder Karren mit sich zu führen, um die hinter ihr liegen bleibenden Todten oder Schwerverwundeten aufzuraffen und in ihre Wohnungen zu schaffen. Glücklicherweise wohnte die Frau nicht drei Treppen hoch, sondern nur zwei hintenaus in einem Stübchen gegen ein Höflein, aber von der Sonne beschienen. Im Stübchen war es unbeschreiblich reinlich und heimelig, und wie ich richtig vermuthet, ein Vogel empfing uns mit freundlichem Gezwitscher. Du Arm's, sagte sie, meinst, du bekommst deinen Salat, und ich habe dir keinen.

Leidend sank sie auf einen Sessel. Du mein Gott! und jetzt, was fange ich an! Sie war so gleichsam zu sagen allein auf der Welt, hatte Niemand als eine Wochenmagd, die einmal des Tages kam, Abends um 6, um ihr Holz und Wasser

zu tragen, alles Uebrige besorgte sie selbst. Im Hause hatte sie das Stübchen gemiethet, mit den übrigen Hausbewohnern hatte sie keine andere Gemeinschaft, als daß man sich grüßte, wenn man einander auf den Treppen begegnete, das will zwar schon was sagen. Ein solches Vereinzeltsein mag zuweilen gehen, aber früher oder später kommt dann doch die Frage: und jetzt, was? kommt oft so plötzlich, daß sie Einem den Schweiß austreibt.

Damals kam sie auch mir und nicht bloß der halb ohnmächtigen Frau. Und jetzt, was? Ich war alleine da, die Wochenmagd kam um 6 Uhr, jetzt war's 10. Wäre ich nur zu Hause gewesen, da hätte ich schon Jemand senden können, aber durfte ich sie allein lassen? und wem rufen im wildfremden Hause? Es war nicht einmal ein Glockenzug im Stübchen. Da klopfte es an die Thüre, ein lustig Kindergesicht guckte hinein und rief: die Mama schickt mich und läßt fragen, ob sie der Frau Pfarrerin mit etwas behülflich sein könne, sie habe gehört, sie sei krank heimgekommen. Das war ein Engelein in der Noth, das mit großem Mitleid die arme Frau streichelte, die vor Husten die Antwort nicht fand.

Könnte die Mama selbst kommen? sagte ich, sah nicht das Kopfschütteln der Kranken, und zur Thüre hinaus war das Kind, ehe sie es zu einer Antwort brachte. Mein Gott, was denkt ihr! sagte sie endlich, eine so vornehme Frau ... Aber ehe sie vollenden konnte, trat diese schon ein; allerdings eine vornehme, aber äußerst liebliche Erscheinung. Mitleidsvoll wandte sie sich zur Frau Pfarrerin, mich grüßte sie kaum, steif und von der Seite. Ich nahm's für Hochmuth, dachte bei mir, sie sind doch Alle gleich, später kam ich darüber, daß sie schüchtern war. Weit über dreißig und vornehm, ich wollte es lange nicht glauben, aber es war doch so, sie war schüchtern, wurde leicht verlegen und sogar roth aus einfacher Verlegenheit.

Und jetzt, was machen? Vor Allem aus müsse sie ins Bett, wurden wir räthig, dann wolle ich nach meinem Arzte aus. Sie wollte nach dem Ihren senden, sagte sie, aber der sei etwas bequem, und wenn er sich einmal eine Tagesordnung gemacht, so weiche er nicht mehr davon ab; und wenn man ihm nachliefe mit der Nachricht, seine Frau wolle sterben, würde er antworten: sie solle warten, er habe noch vier Visiten zu machen, sobald die abgethan, werde er alsbald kommen. Die Dame schickte nicht nach dem Kammermeitli, wie ich erwartet hatte, sondern legte selbst Hand an, zur unaussprechlichen Verlegenheit der guten Frau Pfarrerin. Aber nein, Frau Landvögti! aber mein Gott, Frau Obersti! ich bitte, ich muß mich ja schämen, und als sie zum linken Fuß gekommen war, kostete ihr der fast das Leben. Als die Dame darnach griff, um auch ihn vom Strumpfe zu befreien, rief die Frau Pfarrerin: Nei, es het doch gwiß kei Gattig! bückte sich, wollte selbst ziehen, verlor den Halt und wäre beinahe mit dem Gesichte voran unter's Bett gefahren. Nun ich griff noch zur rechten Zeit zu und verhütete den Sturz, aber es geschah so unsanft, daß die gute Frau laut aufschrie und der Thränen sich nicht erwehren konnte. Mit großer Mühe brachten wir sie zu Bette, das so reinlich war, daß die Frau Pfarrerin uns gerne gebeten hätte, uns drei Schritte weit davon entfernt zu halten, wenn die Höflichkeit es ihr erlaubt hätte. Endlich war sie unter vielen Schmerzen im Bette und hätte nun wenigstens ruhig sein können, wenn die Höflichkeit nicht gewesen wäre. Aber mein Gott, was die Frauen Mühe mit mir gehabt und wie das mich plagt, daß die Frauen da um mich herum stehen, ich ihnen nicht einmal Sessel geben kann, um wenigstens doch zu sitzen. Uebrigens glaube sie, sie brauche uns nicht länger lästig zu fallen, sie könne wohl alleine sein, bis der Arzt komme, es sei ihr so unendlich leid, daß wir ihretwegen Mühe hätten. Ich glaube nicht, daß es so böse ist, sagte ich, geschunden und gequetscht indessen seid ihr brav

und das ist manchmal schon genug. Jetzt will ich um den Arzt aus, hernach komm ich bald wieder. Die Frau Landvögtin übernahm die Wache und that noch mehr. Sobald ich fort war, rief sie Lisette, ihr Kammermädchen, machte mit ihr kalte Aufschläge und gab der guten Frau, die zu fiebern begann, zu trinken. Ich fand den Arzt rasch und alsbald ließ er sich von mir dirigiren. Er fand die Verletzung an sich unbedeutend, dagegen die Erschütterung und den Schreck in solchem Alter bedenklich, daher er nichts sagen könne, man müsse zuwarten, es werde sich jedenfalls bald zeigen, die Hauptsache sei Ruhe und gute Abwart. O, Ruhe hätte sie, sagte die Frau, und wenn sie wisse, was machen, und es ihr nicht böse, so könne sie schon machen, was sie nöthig habe. Da erklärte die Frau Landvögtin dem Arzte, sie meine, sie könne es mit der Wochenmagd machen, die im Tage nur einmal komme. Das werdet ihr bald merken, daß es nicht geht, sagte dieser, nein, dafür muß anders gesorgt werden. Nun machte er ihr den Vorschlag, sie in den Spital transportiren zu lassen, wo alle Burger unentgeldlich aufgenommen und verpflegt würden, sobald sie krank würden. Er sei Arzt dort, sagte er, und besser als dort sei sie nirgends aufgehoben, das verspreche er ihr. Das könne sie nicht, sagte die Frau zu der Andern großen Verwunderung, in ein so großes Haus, ein so großes Wesen hinein dürfe sie nicht. In einem großen Saale könnte sie nicht krank sein, da hätte man ja Tag und Nacht weder Ruhe noch Schlaf, krank sein könne man nur in einem kleinen Stübchen. Man redete ihr warm zu, dieses Vorurtheil fahren zu lassen, in Einem Tag sei sie an den Saal gewöhnt, und was sie wünsche, habe sie alsbald. Sogar Lisette mischte sich ein, und feine Ohren hätten bemerkt, daß ihre Stimme am schärfsten tönte. Wahrscheinlich fürchtete sie, bei der Güte ihrer Herrin, mit der Frau vielfach belästigt zu werden.

Die gute Frau Pfarrerin fühlte gar wohl, daß dieses Weigern als eine kindische Meisterlosigkeit vorkommen mußte, sie kam in sichtbare Angst. Da sagte die Frau Landvögtin: Nein, meine liebe Frau Pfarrerin, seid nur ruhig, es ist denn nicht, daß dieses absolut sein muß. Ich begreife gar wohl, daß man lieber alleine krank ist als unter einem Dutzend, wo, wenn Eines schlafen möchte, ein Anderes hustet. Ich hätte es ganz auch so. Eine gute Abwart wird sich wohl finden. O ja, sagte Lisette, für's Geld sind immer Leute zu haben, die etwas verdienen möchten. Lisette, sagte die Frau Landvögtin, geht doch hinauf und seht, ob die Köchin vom Markt zurück ist, und ist sie noch nicht heim, so schließt das Vestibule, der Herr ist auch ausgegangen. Es ist ein Strolchenvolk in der Stadt, man ist nirgends mehr sicher. Ihr werdet doch denken, sagte die Frau Pfarrerin, für eine arme alte Frau thue ich doch dumm, es ist so, ich will gerne meine Schwachheit bekennen. Auf dem Erdboden habe ich nichts Lebendiges mehr, das mich liebt, als mein Vögelein, und ich möchte fast auch sagen, meine Blumenstöckli. Was sollte dann aus dem armen Vögeli werden, wenn ich in den Spital müßte? Es würde ihm wohl Jemand zu fressen geben, aber lieb hätte es Niemand und Niemanden könnte es seine Liebe erzeigen. Es würde vor Längizyti nicht fressen und ich könnte nicht schlafen. Herr Doctor, wenn es zu machen ist, ich halte an, was anzuhalten ist, so laßt mich hier. Ganz ohne Geld bin ich nicht, ich habe auch ein Sparhäfeli, nicht ein großes, aber doch dachte ich auch an die bösen Tage.

Der Arzt war nicht Einer von denen, die nicht eintreten können, nicht fühlen, was Andere fühlen, böse werden, wenn man sich ihnen nicht ohne Widerrede unterwirft, aber spotten that er gern und sehr oft, um seine Weichheit dahinter zu verbergen. Ja, wenn es so ist, Frau Pfarrerin, so sage ich kein Wort mehr. Ein solcher Grüsel bin ich denn doch nicht,

daß ich eine solche Liebe stören möchte. Wenn nur Frau X. da wäre (er meinte mich), die hat ihre Nase an allen Orten, und kennt alle Leute, die wüßte uns sicher eine Abwart, die paßte.

Danke für das Zutrauen, Herr Doctor, sagte ich, da ich längst eingetreten war, aber eben nicht nöthig fand, mich kund zu geben, aber ihr habt recht, ich weiß zwei für eine, es frägt sich nur, welche eben zu haben ist. Die Frau Landvögtin ward verlegen, aber der Doctor nicht. Da weiß ich jetzt my Seel nicht, welches Sprüchwort ich anwenden soll, ob das vom Horcher oder das vom Wolf. Aber sei es das Eine oder das Andere, so ist's gut, daß ihr Rath wißt. Es sei ihr so leid, daß sie uns so Mühe mache, sagte die Frau Pfarrerin, aber wenn der Herr Doctor meine, sie müsse im Bette bleiben, so sei sie dankbar, wenn man für eine sorgen wolle; ihr Ruhbett sei ein Kastenruhbett, so daß eine Wärterin kommen könne, wenn sie wolle, Gscheer gebe es nicht.

So ward die Sache abgeredet. Ich machte mich nach der Abwärterin auf, welche beim Arzte die nähern Instruktionen zu holen hätte. Die Frau Landvögtin übernahm die einstweilige Ueberwachung.

So hatte ein sogenannter Zufall Personen zusammengewürfelt und in Verbindung gebracht, die sonst nie in Berührung gekommen wären, um freundliche Erinnerungen wäre mein Leben ärmer geblieben, um Vorurtheile reicher. Wie Vieles in der Nähe ganz anders sich macht als in der Ferne, man glaubt es gar nicht. Es gibt Verhältnisse, Lebenslagen, sie schimmern weithin, dort wohne, sollte man glauben, das leibhaftige Glück, nach dem Mitgenusse seufzen lüsterne Seelen, und wären sie dort, säßen sie mitten drin, sie würden erschreckt die Augen aufrichten, würden meinen, sie seien verirrt, ans unrechte Ort gerathen, würden nicht rasten, nicht

ruhen, bis sie wieder heraus wären aus der Pein, die ihnen von ferne wie der Vorhof der Seligkeit vorgekommen.

Und wie es mit den Verhältnissen so oft der Fall ist, geht es auch mit Menschen. Menschen, von ferne die Liebenswürdigsten, werden nicht selten in der Nähe die Widerwärtigsten. „Als wir noch nicht verheirathet waren, dünkte mich immer, ich müsse meine Braut fressen, und jetzt bin ich so reuig, that ich es damals nicht," seufzte ein beschwerter Ehemann. Umgekehrt geht es aber eben so oft. Lagen, von denen man versicherte, man möchte nicht gemalt darin sein, können sehr angenehm und heimelig werden. Menschen, von denen man sagte, sie hätten rechte Längizytigsichter, bei denen hielte man es nicht aus, „gut Lüt, gut Lüt i Gott's Name, aber langwylig vom Tüfel", und gerade diese Leute können uns recht lieb werden, ja sich eigentlich einnisten in unser Leben, daß, wenn sie uns genommen werden, eine rechte Lücke entsteht in unserm Dasein, die lange sich nicht füllen will. Sie haben halt das Meiste und Beste nicht auf dem Gesicht, sondern tiefer innen.

Eine ähnliche Erfahrung sollte ich jetzt machen. Wer mir gesagt hätte, es würde mir zwischen einer alten Pfarrfrau und einer eleganten und vornehmen Frau Landvögtin recht wohl und heimelig, ja absonderlich wohl und heimelig werden, den hätte ich sehr ausgelacht, und doch ging es mir jetzt so. Freilich wäre es nicht Allen so gegangen, ja Vielen nicht, und gerade den Tonangebern, Ausschließlichen, der Creme der Gesellschaft nicht. Es gibt Leute, welche über Alles, was nicht nach ihrem Salon oder ihrem Kaffeehaus riecht, die Nase rümpfen, für Nichts Interesse haben und unendlich langweilig finden, was nicht in diesen Kreisen besprochen wird. Diese Leute halten sich für sehr fein gebildet und sind es eben nicht, sondern äußerst bornirt, grusam beschränkt, denn nur in einem ganz kleinen Gebiete des Menschenlebens sind sie einigermaßen bekannt. Und so Einer

kann unter sinnigem Grännen und schrecklichem Aufblicke gen Himmel sagen, die dummen Leute, die könne er gar nicht leiden. Wen heißt er dumm und können nicht mit dem gleichen Rechte die Andern ihn den Allerdümmsten beizählen? Das Dumm ist gar ein seltsam Wort, es gleicht gar oft dem Stein, der den Schleuderer selbst in's Gesicht schlägt.

Die Folgen des Unfalls waren ganz andere, als die gute Frau sie sich Anfangs gedacht. Es ist mit dem menschlichen Körper fast wie mit Wein, den man in Flaschen gezogen, jahrelang unberührt liegen gelassen hat, so daß er sich auf das feinste abgeklärt, goldgelb herrlich leuchtet. Werft die Flasche unbedacht hin und her, so mischt sich die Unreinigkeit, die sich abgesondert hatte, mit dem Reinen wieder und trübt es dergestalt, daß man den Wein lange nicht wieder hell bringt, daß es fast ein anderer Wein geworden zu sein scheint. Aehnlich ist es mit dem menschlichen Körper. Laßt einen ältlichen Menschen, der jahrelang ein einförmig stilles Leben geführt, von einem Unfall betroffen werden, durch einen Beinbruch z. B., so daß der Körper erschüttert ist, die Lebensweise geändert werden muß, so trittet so gerne eine Hinfälligkeit hervor, die man gar nicht geahndet, der Schaden wird zur Nebensache, die Kränklichkeit nimmt eine ganz andere Gestalt an, geht nicht selten endlich in Tod über. Die gute Frau Pfarrerin hatte gehofft, wenn nicht noch in selber Woche, so doch in der nächsten aufstehen, Steg und Weg wieder brauchen zu können; aber sie täuschte sich schwer, täuschte sich von Woche zu Woche, und wenn auch mit Seufzen, nahm sie doch die Täuschungen ergeben hin. Die Schäden wollten nicht recht heilen, die verstauchten Glieder sich nicht recht kräftigen, und allmählig schlich eine allgemeine Schwäche sich ein. Der Arzt that sein Möglichstes, nahm aber nach und nach ein fatales Kopfschütteln an. Die Abwart war gut, ich hatte es glücklich getroffen, sie erfüllte nicht bloß ihre Pflichten treu, sondern sie

liebte die Kranke, die so geduldig litt, nie befahl, sondern so freundlich um das Nöthige bat, und wenn möglich jedes Schläfchen schonte.

Indessen konnte die Abwart nicht ihre ganze Zeit der Frau Pfarrerin widmen, sie hatte noch andere Verbindlichkeiten, welche sie nicht lösen durfte. Sie mußte Sorge tragen zu ihren Leuten, trotz allem Credit, in welchem sie jetzt stund, von wegen man kann nie wissen, was es geben wird. Das ist eine Vorsicht gut für Alle, und Manchem käme es wohl, er hätte sie beobachtet, und zwar Manchem nicht nur in den obersten, sondern auch in den untersten Ständen. Ja Rathsherren per Exempel brauchen noch oft Vorsicht, aber so manches Stüdi, das einmal zu einem Platz gekommen, wo man zweimal in der Woche frisch kocht, meint nun, von da aus liefen die Wege zu allen Herrlichkeiten der Welt unfehlbar, und unbekümmert um Gott und Menschen könne es Schüsseln und Kacheln himmeldonnern an den Wänden *herum*, das mache Alles nichts, ihm fehlten die besten Plätze *nicht*, wenn es einmal einen Moken abdämpfen und saure Leber anbrühen könne und läßt sich nicht träumen, daß es im nächsten Jahr 6 Monate ohne Sohle an den Schuhen werde einen Meister suchen müssen, keinen Tag wissend, wo es am Abend sein Haupt werde zur Ruhe legen können.

Eine Wochenmagd oder auch Abwart hat gar ein zufälliges Einkommen, weil keine bleibende Anstellung. Empfehlungen machen da die Hauptsache, und um die kommt man so leicht. Man braucht nur an einem Orte uneben zu trappen, so ist die Gnade verwirkt. Das isch e Madame, heißt es, wohl da läßt sich luegen, daß man die Majestät nicht verletzt, die möchte ich um keinen Preis mehr, und rekommandiren keinem Menschen. Unsre Abwart hatte sich also einige Zeit vorbehalten, mußte zudem auch für die Frau Pfarrerin Verrichtungen machen, so daß sie alleine war in diesen Zwischenräumen. Wir ordneten die Zeit, so daß diese

Zwischenräume des Alleinseins ganz klein wurden oder völlig verschwanden. Ich muß sagen, die Frau Landvögtin that da das Beste, und nicht bloß durch Lisette oder eine andere Stellvertreterin, sondern wenn möglich in eigener Person. Ja wenn sie auch wußte, ich war da, so kam sie doch noch zuweilen mit der Arbeit und half die Zeit vertreiben. Und wenn Jemand sagte: die Frau Landvögtin ist aber fleißig, man sollte meinen, wie nöthig sie es hätte, man muß sich schämen neben ihr, so antwortete sie: Bin es gewohnt von Jugend auf; bei meiner Mutter hätte Jemand müßig sein sollen! Die sagte, jede anständige Bernerfrau arbeite, nume Güschigut und junge Gäxnäseni thäten nichts.

Was uns an der Frau Pfarrerin am meisten auffiel, war eine Verlassenheit oder Vereinzelung, wie sie wohl selten vorkommen wird. Sie fragte, schickte nach Niemanden, Niemand fragte nach ihr. Nur ihr Vögelein zwitscherte, bis es zu ihr konnte, und nur die Blättchen schienen ihm recht zu schmecken, die es von ihr bekam, oder die sie zwischen die Stäbe steckte. Auch des Marktes muß ich gedenken, wo ihr Ausbleiben natürlich den Marktweibern auffiel. Großes Bedauern erweckten die Folgen des Unfalles; hier eine Frau, dort eine ließ sie grüßen, ihr sagen, sie solle doch ja machen, daß sie bald wiederkomme, man habe recht Langeweile nach ihr. Hier eine, dort eine gab mir eine Blume, einen Apfel für sie, mit dem Bedeuten, man habe den expreß für sie mitgebracht, weil man sich erinnere von früher her, wie sie Wohlgefallen daran gehabt. Ein Weib gab dem Andern das Beispiel, daß wenn ich Alles hätte annehmen wollen, ich eine eigne Magd hätte mitnehmen müssen, freilich kaum für lange, so was ist selten anhaltend bei den Weibern. Aber ich bat, es nicht zu gut zu machen auf einmal; wie wollte sie das Alles brauchen, da sie alleine sei, aber jeweilen ein Zeichen werde sie sehr freuen, die arme Frau, welche es kaum lange mehr machen werde. Nun trug ich denn allemal etwas heim,

und ward es mir zuviel, so schob ich es zurück aufs nächste Mal. Mein Trägerlohn aber war ein reicher. Ach, was die gute Frau Pfarrerin sich freute über die Gaben und über die Weiber, daß sie ihrer gedachten und daß die Aepfel so schön gerathen, sie ward jedesmal glücklich bis zu Thränen. Solch ein kindlich Gemüth kam mir in meinem Leben nie vor. Aber was solch ein Gemüth für ein Schatz ist, begreift die Welt nicht, es ist auch ein Gut, das über allen Verstand geht, so gut als der Friede Gottes. Das sogenannte Glück, dem Alle nachjagen, ist außerhalb den Gränzen der beiden nicht möglich, ist nichts als ein trügerisches Wesen oder ein garstig Gespenst.

Daß wir nach Verwandten, Bekannten fragten, denen man vielleicht etwas wissen lassen könnte, wird Jedermann begreiflich finden. Doch durften wir es nur leise, unbemerkt thun, sie hätte sonst geglaubt, es sei nur, um ihnen unsere Last zuzuschieben. Aber sie antwortete immer, sie hätte Niemand als den Waisenvogt ihrer Zunft, den sie kenne und den sie einstweilen ruhig lassen wolle, so lange es möglich sei. Er meine es nicht bös, aber er sei ein grober Polteri, trete in nichts ein, und wenn man nicht Alles mache exakt wie er befehle, so behandle er Einen ärger als eine Magd, oder gar als ob eigentlich Leben und Sterben nur von seiner Gnade abhingen. Sie schlotterte ordentlich, die gute Frau, wenn sie von ihm sprach. Wie schlotterte sie aber erst, als sie vernahm, daß derselbe mein Vetter sei, ich hatte die größte Mühe, sie zu beruhigen und ihr begreiflich zu machen, daß ich durchaus nicht beleidigt sei. Der Vetter sei mir zwar lieb, aber ich kennte ihn zu gut, um es übel nehmen zu können, wenn Jemand über seine Schwächen lache oder sich beschwere. Es war ein Mann, wie man zu sagen pflegt, von altem Schrot und Korn, ehrlich und tüchtig bis ins innerste Mark hinein und dazu in Privatgeschäften mild und angenehm, und ganz anders, als wenn er auf den amtlichen Boden kam; da kam er wie auf den Wolken der Majestät,

Majestätsverbrechen waren ihm Widerspruch und Einrede, da ward er rücksichtslos und streng, schien hart und hochmüthig. So mußte ihn die arme Frau erfahren haben, es nahm mich wunder wie?

Ueberhaupt drängte es mich, den Umhang vor ihrer Vergangenheit aufzuheben, um zu erfahren, wie es gekommen, daß sie so eigenthümlich geblieben oder geworden. Aber nicht bloß ich war gwunderig, der Frau Landvögtin ging es akkurat gleich wie mir. Als ich einmal des Nachmittags zu ihr wollte, traf ich auf der Treppe die Frau Landvögtin an. Sagt mir doch, redete mich diese an, wisset ihr nichts vom Leben unserer Frau Pfarrerin, es nimmt mich z'tod wunder, sie sitzt sorgfältiger darauf als eine Gluggere auf ihren Eiern und möchte nicht das Geringste merken lassen, und gerade deßwegen nimmt es mich so wunder. Gerade gleich gehe es mir, sagte ich. Nun, wißt ihr was, ihr seid eine so resolute Frau, so stecht sie diesen Nachmittag geradezu an. Es ist absurd Wetter, so gerade recht, daß man nicht gestört wird und besonders geneigt ist, etwas zu hören. Sie ist so eine Gute, daß sie es nicht abschlagen darf, und was wir zu hören bekommen, bringen wir ihr nicht aus, wir dürfen es also wohl wagen. So war es mir gerade auch, und sobald die Frau Landvögtin, die noch einen kleinen Ausgang gemacht, sich gesädelt hatte und die Lismeten im Gang waren, fragte ich: Was hättet ihr gesagt, Frau Pfarrerin, wenn ich meinen Vetter herauf gebracht hätte? ich traf ihn fast vor der Hausthüre an und hatte gute Lust ihm zu sagen, er sei ein sauberer Vogt und kümmere sich schlecht genug um seine Anvertrauten; was der wohl für ein Gesicht gemacht hätte! Meine kleine Bosheit hätte ich bald bereut, der Angst wegen, in welche die arme Frau gerieth. Mein Gott, nur das nicht! rief sie, ich glaube, der Schlag rührte mich, Gott behüte mich davor, rief sie, wenn ich ihn plötzlich unter der Thüre sähe. Wohl, der würde mir schöne Sachen sagen, daß ich

mich nicht habe krank melden lassen bei ihm und nicht in den Spital gegangen sei, er ließe mich noch jetzt auf der Stelle transportiren.

Nachdem wir sie bestens beruhigt, fuhr ich fort, und bat sie uns zu erzählen, warum sie den guten Waisenvogt so fürchte, uns überhaupt unsern Gwunder zu stillen und uns von ihrem vergangenen Leben zu erzählen, wir wüßten ja gar nichts von ihr als den Namen, und in Bern sei es bräuchlich, daß man nicht bloß diesen, sondern auch die Herkunft eines Menschen, wenigstens bis zu Großvater und Großmutter hinauf, genau wisse, sonst bleibe ein Mensch immer verdächtig. Sie entschuldigte sich anfänglich mit dem Nichts ihrer Geschichte. Mein Gott, was wollte ich erzählen, sagte sie, was wollte einem so unbedeutenden Menschenkinde, wie ich bin, Merkwürdiges begegnet sein, ihr würdet einschlafen darob. Als wir ihr sagten, schon das sei merkwürdig, daß sie hier Niemand kenne, und dahergekommen scheine fast als wie vom Himmel herab, sagte sie, das ist ganz natürlich, ich bin nicht von hier, sondern — und somit kam sie in ihre Geschichte hinein, und als sie einmal im Zuge war, vergaß sie die Bedenken.

Als ich jung war, dachte ich nicht daran, daß ich je Burgerin von Bern werden würde, doch, um Vergebung, es ist nicht Alles Gold was glänzt. Ich bin aus einem der kleinen Städtchen, wo, wie das Sprüchwort sagt, man am obern Thore einen Schoppen Nidle ausleeren und am untern Thore wieder auffangen kann, ohne einen Tropfen zu verlieren. Dort war mein Vater Thorwärter und hatte zugleich die Stadtuhr zu überwachen und zu sorgen, daß immerdar zu rechter Zeit Mittag sei. Es war ein wichtiger Posten, aber auch ein beschwerlicher. Die Uhr war alt, stund daher gern still, und merkte das mein Vater nicht alsbald, so kam die Frau Burgemeisterin oder die Frau Burgerschreiberin oder eine andere Frau vom hohen Adel des Städtchens daher ge-

laufen und machten meinem Vater und später mir den Marsch, und drohten, wenn man 's Zeit nicht besser besorge, gebe es ander Wetter. Unter dem Thore hatte mein Vater ein Lädeli angebracht zum Verdienst und Zeitvertreib, wo man das beste Schwefelholz fand, denn mein Vater machte es selbst, doch hielt er es so viel möglich geheim. Nebenbei waren noch andere wichtige Sachen zu haben, Tabak z. B. und oft auch Kaffee, im Winter Nüsse und Kastanien. Mein Vater war Wittwer, hatte keine Kinder als mich, und eine Magd vermochte er nicht und dachte nicht daran. Als Burger hatten wir Land zum Pflanzen, und darauf einige Fruchtbäume. Mein Vater und ich besorgten das gemeinsamlich, so gut es gehen wollte. Ach, mein Vater selig war gar ein guter Mann, er meinte nie, daß ein Mensch an zwei oder drei Orten zugleich sein könne, wenn ob dem Lädeli eine Pflanzung, oder ob dem Garten das Lädeli versäumt wurde, schmählte er mich nie, und mit der Zeit nahm er es am geduldigsten, er aß, wenn gekocht war, und meinte nicht, daß es immer zu gleicher Zeit geschehen müsse, wie z. B. die Frau Stadtschreiberin mit ihrer spitzigen Nas. Ich wußte oft nicht, wo wehren, um das Nöthigste abzuthun, aber ich war zufrieden, es kam mir nicht in Sinn, daß ich's bös hätte, und die Sonntage waren mir recht schöne Tage. Da konnte ich im Lädeli sitzen und Alles sehen, was aus- und einging, löste manchen schönen Kreuzer, erhielt manches gute Wort, und Abend wurde es, ich wußte nicht wie. Dann träumte ich noch die schönsten Sachen, und war der Montag da, so freute ich mich wieder auf den Sonntag. So lebte ich fast in lauterem Glücke, wenn auch in stillem. Ich war sehr wenig unter Gespielen, meist daheim, wo ich mehr als genug zu thun hatte; aber der Vater hatte mich lieb und was wollte ich mehr? Hie und da weinte ich wohl auch, wenn mir ein Blumenstöcklein drauf ging, das ich lieb hatte, oder der Vater mir einen kleinen Verweis gab. Da — doch

das darf ich gwüß nit säge, das muß ich überspringe, sagte die alte Frau, noch jetzt roth werdend.

Aber wir merkten wohl, was jetzt kommen müßte, das kurzweiligste von Allem, wie sie Burgerin von Bern geworden, und ließen daher nicht nach mit Bitten und Schmeicheln, bis sie wieder anfing: da . . . da . . ., aber stotternd fast nicht mehr in Zug kam.

Da steht eines Tags, an einem Montag gegen Abend war es, plötzlich ein kleiner Herr vor meinem Lädeli und frägt nach Schwamm, er müsse seinen verloren haben, und möchte doch rauchen auf dem Heimweg. Ich bediente ihn wie andere Menschen, so gut als möglich, er wählte lang, ich rieth ihm, und endlich ging er, ohne daß ich was anders dachte, als das sei ein freundlicher Herr und habe eine gar liebliche Stimme, der werde sicher schön singen können, den möchte ich einmal hören.

Am nächsten Montag steht er plötzlich wieder vor dem Lädeli; ich erschrak recht, denn ich hatte ihn ganz vergessen. Er rühmte den Schwamm sehr und fragte, ob wir etwa auch Tabak hätten, er sei mit dem seinen fast aus. Ich sagte, wir hätten wohl Tabak, aber einem solchen Herrn sei er wohl zu schlecht. Er meinte nein, seit er so guten Schwamm hier gefunden, habe er das Zutrauen, wir würden auch guten Tabak haben, und ich mußte ihm ein Päcklein von unserm geben. Ich that's mit rechter Angst, er finde ihn nicht gut, und meine dann, ich hätte ihn angeführt. Diesmal vergaß ich ihn die Woche durch nicht, mit Bangen und Sorgen erwartete ich den Montag, und mochte doch fast nicht warten, bis er da war, um zu vernehmen, wie dem Herrn der Tabak geschmeckt. Endlich kam der Montag und der Herr kam auch. Er hatte ihm recht gut geschmeckt wie lange keiner, er hätte es nicht erwartet, aber es seien nicht immer die größten Läden, wo man das Beste finde, er wolle künftig allen bei uns nehmen. Ich wußte nicht was darauf sagen; wenn er es

nicht so freundlich gesagt, ich hätte geglaubt, er wolle mich zum Besten halten.

Am Abend sagte ich dem Vater, es komme da ein Herr, ich wüßte nicht, wer er sei, aber er wolle den Tabak bei uns nehmen, er solle ja machen, daß wir immer recht guten hätten und ich nicht mit Schanden bestehen müsse. Wenn ich nur wüßte, wer er wäre. Als ich dem Vater auf seine Fragen antwortete, er sei, seit ich ihn bemerkt, immer an einem Montag gekommen, sagte er, das werde sicher der Vicar im Blackenboden sein, der komme alle Montage ins Städtchen, die Leute lachten sehr über ihn, er kaufe immer in der Apotheke einen Vierlig Täfeli und einen halben Schoppen Magenelixir, und trinke bei'm Hirschen einen halben Schoppen Vierbatzigen und nie mehr. Das machte mich sehr böse, daß die Leute einen so freundlichen Herrn auslachen konnten, und er erbarmte mich sehr. Ich war deswegen das nächste Mal desto freundlicher gegen ihn, aus Erbarmen wegen den bösen Leuten. Er schwatzte auch länger als sonst, es freute ihn, als ich ihm Herr Vicar sagte, daß ich wüßte, wer er war. Er erzählte, wie der Montag Nachmittag die Zeit sei, wo er sich eine Freude gönne, am Dienstag in der Früh müsse er dann schon wieder anfangen zu studiren für den nächsten Sonntag.

Nun freute ich mich noch immer auf den Sonntag, aber hauptsächlich weil nach ihm der Montag kam. Ach wenn es doch nur Montag wär, dachte ich die ganze Woche, litt aber immer an großer Angst, der Vater möchte mich verschicken auf unser Land am Montag Nachmittag, dann finde der Vicar vielleicht gar Niemanden und nehme künftig seinen Tabak an einem andern Orte. Wir meinten nicht, daß immer Jemand im Lädeli sein müsse. War ich nicht daheim, so ging der Vater immer ganz ungenirt seiner Wege, ja oft bei wichtigen Angelegenheiten, z. B. dem Bohnen- und Kabissetzen gingen

wir Beide. Ich zog daher die ganze Woche Alles zweg, von dem ich am nächsten Montag dem Vater sagen konnte, wenn ihn etwa das Gelüsten ankommen sollte, mich auszusenden, das müsse abgethan sein, es sei ja morgen auch ein Tag. Der Herr Vicar war sehr pünktlich, wenig Minuten werden gefehlt haben, daß er früher oder später vor dem Lädeli stand, aber nie mehr unerwartet oder unversehens; wie klein er auch war, immer von weitem schon hatte ich ihn kommen sehen. Ehe er in's Städtchen ging, hielt er jedesmal an und frug nach, ob wir noch von dem Tabak hätten, wenn nicht, so müßte er sich im Städtchen versehen. Bhütis Gott wohl, Herr Vicari, antwortete ich. Dann hielt er sich nicht länger auf. Ungefähr zwei Stunden nachher, welche Zeit aber allmählig sehr zusammenschrumpfte, erschien er wieder und machte seinen Einkauf, und wir redeten zusammen ein wenig, von Wetter und von Feuersbrünsten und Mordthaten, wenn es irgendwo welche gegeben. Wenn er schon klein war, so schritt er doch recht stattlich einher, besonders von hinten zu sehen, daß man Respect haben mußte vor ihm; daher sah ich ihm immer nach, so weit ich konnte. Für mein Leben gerne hätte ich ihn predigen hören, aber das gab sich nicht, ich durfte den Vater nicht darum fragen. Hingegen wenn irgend Jemand aus dem Blackenboden bei mir einsprach, so vergaß ich nie, zum Ruhme meiner Sachen zu sagen: ihr Herr Vicari nehme auch Alles bei mir, und sage, er finde es nirgends so gut. Nichts konnte mich böser machen, als wenn man mir antwortete: selb wolle nicht viel sagen, von wegen er sei gar e Dumme und sei nicht schuld daran, daß die Pferde nicht Hörner hätten. Viel lieber hörte ich, wenn sie sagten: es sei ein guter Herr und hätte für so einen Kleinen ein b'sunderbar schönes Wort, und ein Eifriger sei er mit dem Studiren, er wende an, er werde immer bachnaß darob; sie trauten, es gehe ihm wohl schwer, aber mit der Zeit werde es ihm wohl bessern, er sei noch gar e Junge.

Einmal, als er eben seine Einkäufe in den Taschen untergebracht hatte, gab es einen plötzlichen Schneesturm. Es wurde ganz finster, ganze Haufen trieb es durch das Thor, daß ich nicht anders konnte als ihm geschwind die Thür aufthun und ihn in unsere Stube führen, denn im Lädeli hätten wir kaum Beide Platz gehabt. Er war schon über und über voll Schnee, als er hineinkam. Ich hätte ihn abklopfen sollen, aber ich durfte nicht vor Respekt, der Vater schmählte nachher mit mir bedenklich. Aber ich hatte auch schnell einige Sachen zu verstoßen, die unnöthig herumlagen, und mußte daher entschuldigen, daß es so wüst bei uns aussehe, und hätte gerne gesagt, der Vater ziehe immer allerlei hervor, und thue es nicht an seinen Ort, wenn er es nicht mehr brauche, aber ich durfte doch nicht recht, und zudem rief, sobald er wieder sah, der Vicari: Nein aber, was habt ihr doch für einen schönen Rosenstock, so einen sah ich mein Lebtag nicht. In der That hatte ich bei'm Fenster vornen einen Rosenstock voll prächtiger Rosen, wie ich sie auch noch nie gehabt. Er ward recht eifrig und erzählte, wie er ein großer Blumenliebhaber sei, besonders die Rosen gern habe, aber es noch nie höher gebracht als bis auf drei Geschirre. Wie er sich auf eine Pfarrei freue wo er einen Garten habe, sonst noch Land und Blumen ziehen könne nach Lust und Liebe. Da wolle er erst recht leben, und mit einem Garten voll Blumen sei er reich genug. Im Blackenboden habe er nicht einmal ein einzig Stöcklein, aber wenn ich ihm im Frühling ein Schoß geben wolle, so werde er mir dankbar sein. Begreiflich sagte ich ja, und wagte es endlich zu fragen, ob ich ihm nicht eine Rose mitgeben dürfte. Und als er sagte: bhütis, gar gern, brach ich einen Stengel ab, an welchem eine eben aufgegangen und eine Knospe zum Aufgehen war. Ach, wie er so freundlich danken konnte!

Von da an ward unser Verkehr traulicher und er kam nicht bloß vor's Lädeli, sondern auch zuweilen in die Stube,

indem er nach den Blumen fragte und sie zu sehen begehrte. Mein Vater hielt viel auf dem Vicar, nicht bloß wegen der Ehre, daß er unser Kunde war, sogar bei uns einsprach, sondern daß er ihm geduldig zuhörte, wenn er eine seiner Geschichten zum Besten gab, und sogar darüber lachte, was dem Vater selten mehr begegnete, da er selten auf Jemand stieß, dem er sie noch nicht erzählt hätte, er sagte oft: Solche seien afe rar im Lande, wenn viel derer wären, ging's auch besser im Lande.

Der Rosenstock machte unsern Verkehr lebhafter, der Herr Vicari fragte immer nach demselben und fragte auch wohl, ob er nicht etwa ein Röschen von demselben haben könnte, er thäte gern etwas einstellen, und im Pfarrhause hätten sie gar nichts Grünes. War das nicht deutlich genug gesprochen, ich sollte ihm für etwas Grünes sorgen? und ich that es so gerne, dachte die ganze Woche daran, und hätte ich es nicht gethan, hätte mich der Vater daran gemahnt. Er war so bescheiden und klagte gar nicht über des Pfarrers im Blackenboden, wenn wir ihm auch Anlaß dazu gaben, indem wir, gestützt auf das, was die Blakenbödeler über des Pfarrers sagten, ihn zuweilen bemitleideten. Er könne nicht klagen, sagte er dann, sie meinten es nicht bös, aber verstünden es nicht besser. Er sei nicht meisterlosig und nie hungerig zu Bette gegangen, nur sei es ihm nicht angenehm, wenn die Frau Pfarrerin immer sage, was das Stückli Fleisch auf dem Tische gekostet, und wie theuer abermal das Brod sei, und ein Pfarrer, wenn er einen Vicari habe, z'armen Tagen gerathen müsse nothwendig. Das stelle ihm zuweilen den Appetit, daß er nicht recht esse, wenn er daher hungerig bleibe, sei es seine Schuld, denn genug wäre da gewesen. Das rührte mich immer, das gäbe einmal ein gut Mannli, mußte ich denken, ich mochte wollen oder nicht. Ja lacht nur, ihr Frauen, ihr habt recht, aber daß er mein Mannli werden

könnte, daran dachte ich doch wahrhaftig nicht, nein, das fiel mir nicht von weitem ein.

Die Frau Pfarrerin war besonders berühmt wegem schlechten Kaffee, der Kaffee hieß und zumeist auch nicht eine Bohne Kaffee enthalten sollte. Als ich ihn einmal darüber fragte, und er entschuldigend sagte, das wisse er nicht, etwa viel Tugend habe er nicht, aber doch keine Abkust, er sei zu trinken, besonders wenn man durstig sei, sagte mein Vater: Mach dem Herrn Vicari ein Kaffee, er kann dann unterscheiden, was eigentlich Kaffee sei oder nicht. Er thut uns wohl die Ehre an und trinket eins mit uns und schämt sich unserer nicht, wenn wir schon geringe Leute sind. Der Vicar war sichtlich erfreut über die Einladung, und gab ein Kapitel gegen den Hochmuth los und erklärte, wenn er schon Burger von Bern sei, so wüßte er nicht, warum er eigentlich stolz darauf sein sollte, von wegen er sei nicht schuld daran, daß er es sei, so habe es ihm Gott geordnet, er hätte eben so gut in einem Städtchen, ja sogar in einem Dorfe geboren werden können, wenn es Gottes Willen gewesen wäre.

Ich zitterte vor Freude und Angst, dem Herrn Vicar aufwarten zu dürfen, obschon ich fast nicht wußte, wie ich das machen sollte. Es war die erste Visite, die ich serviren sollte, und noch dazu ein Vicar, wenn auch ein kleiner; man stelle sich das recht vor. Ich machte alle Augenblicke etwas Verkehrtes, was meinen Vater bitterlich ärgerte, und das er allemal rügte, um zu zeigen, daß man es eigentlich denn doch besser wüßte. Aber Setti (Lisette), wie dumm! Setti, was denkst? Setti, bisch z'hinderfür im Kopf? — kam alle Augenblicke, ich hätte klaftertief in den Boden sinken mögen. Es ist mir recht leid, Herr Vicari, ich hätte euch nicht einladen dürfen, wenn ich gedacht, wie dumm Setti zur Sache thun würde. Es ist sonst gewiß nicht so dumm, man kann es recht ordentlich brauchen. Wenn es Gottes Wille ist, daß es einmal einen Mann bekömmt, so wird der sich verwundern,

was es Alles kann. Pflanzen kann es recht ordentlich, und mit Kochen kann es auch mehr als eine Mehlsuppe machen. Es wäre ihm ein recht guter einmal zu wünschen. Aber Vater, was schwatzt ihr auch! rief ich endlich, auf dem Punkte fortzulaufen, schweigt doch um Gotteswillen, sonst laufe ich fort, ich will gar keinen Mann. He, sagte der Vater, welle oder nit welle, man kann nicht wissen, und wenn du immer so dumm thust, so bekömmst du keinen, wie gern du auch einen möchtest, gället, Herr Vicari? Was der Vicari antwortete, hörte ich nicht, ich hatte mich in's Kucheli hinaus gemacht, so böse über meinen Vater, ich schäme mich noch jetzt, ich glaube, ich hätte ihm in die Haare fahren können. Indessen es verrauchte, als der Vicari mir den Kaffee rühmte, und mir z'lieb, wie er sagte, drei Kacheli voll trank, und endlich sagte, er habe seit Langem nie so wohl gelebt.

So machte sich der Verkehr immer heimeliger, aber auch von weitem kam uns nichts Anderes in Sinn. Auch als mich die Leute mit einem Liebeshandel unter dem Thore aufzuziehen begannen, weckte es keine Gedanken, ich betrachtete es als einen üblichen Spaß und lachte dazu. Es war mir bloß Angst, der Vicari vernehme etwas davon, werde böse darüber, und nehme seinen Tabak an einem andern Orte, das wäre mir leid gewesen, nicht wegem Profit bloß, sondern wegem Vater, der so gerne mit ihm schwatzte und selten fehlte zur üblichen Zeit. Da lachten die Frauen, und die Frau Pfarrerin fuhr fort: So kam es mir wenigstens vor, und böse machten mich die Leute, daß sie sich über so was aufhielten; ging es sie doch nichts an, redeten sie nicht auch mit wem sie wollten, und wir ließen sie machen.

Aber, Frau Pfarrerin, sagte lächelnd die Frau Landvögtin, und wegen euch, wäre es euch nicht auch leid gewesen, wenn der Vicari nicht mehr gekommen wäre? Hintendrein vielleicht wohl, Frau Landvögtin, sagte die Frau Pfarrerin, aber gwüß dachte ich damals gar nicht an mich. Ich

dachte wohl daran, in welche Herrlichkeit eine Frau Pfarrerin komme, wie sie in Haus und Garten walten könne, und unter den Weibern sei fast was eine Königin, bsunderbar wenn sie einen so guten, gelehrten Herrn zum Manne hätte, wie der Vicar einer war. Aber daß ich zu einem solchen Glück kommen könnte, das fiel mir wirklich nicht ein. Er gab mir aber auch keine Ursache, an so was zu denken. Er war nicht wie andere junge Herrlein, die jedem Fürtuch Complimente machen und zschänzeln mit jedem Zaunstecken. Von dem war bei ihm keine Spur, er war so freundlich, aber doch ernsthaft, nannte mich immer Jungfer Lisette, und nicht einmal die Hand gab er mir, und doch e Vicari — denket! Er redete auch nicht von Etabliren und zukünftigen Aussichten, er machte den Mund auf keine Weise süß; er rühmte auch seine Predigten nicht, wenn er je darüber sprach, so klagte er, wie schwer es ihm gehe. Das sind gerade die Schlimmsten, Frau Pfarrerin, sagte Erzählerin dieses, sie demüthigen sich nur scheinbar, damit man sie desto mehr erhebe und rühme. — Nein, wahrhaftig nicht, das that er nicht, der war viel zu aufrichtig, er war gar nicht, wie jetzt die Leute sind. Und es hätte ihm nichts genützt, ich rühmte ihn nicht, ich hätte ihm doch nicht sagen können, was ich von den Leuten hörte: er werde wohl bald fort wollen, er sei schon lange da, Keiner noch so lange. He nun, man werde sich drein schicken müssen, aber reuen thue er sie, wenn er schon so ein Kleiner sei.

Einmal an einem Montag kam er nicht, und alles Warten und alles Luegen half nichts, er kam nicht und die ganze Woche durch kam keine einzige Seele aus dem Blakenboden, die man hätte fragen können, ob der Vicari fort sei oder krank. Er war auch schon an einem Montag ausgeblieben, aber er hatte es allemal vorher gesagt und zwei Päckli Tabak zusammengenommen. Er möge hinkommen, wohin er wolle, sagte er, so fänden die Leute, er rieche sehr gut. — Das

war eine lange Woche und was da Einem in Sinn kam, was begegnet sein könnte, und wäger dem Vater so gut als mir. Er sagte oft, wenn das Laufen ihm nicht so zwider wäre, er wollte nicht so lange im Gwunder sein. Am nächsten Montag machte es gar so schlecht Wetter, da werde er per se nicht kommen, dachten wir. Indessen auf die Vorsorge machte ich etwas früher zu Mittag wie gewöhnlich, damit Alles abweg sei, und ich noch Zeit hätte, mich ein wenig zweg zu machen, wenn er kommen sollte, nicht zu putzen, bewahre, da hätte mir der Vater ein schön Capitel gelesen, aber bei der Arbeit, welche mir oblag und die am Morgen nach fünf Uhr anfing, war man des Mittags nicht mehr wie aus einem Druckli. Allweg schadete es nicht, wenn man ein wenig Strähl und Wasser brauchte, und allfällig das Halstuch, welches bereits den Sonntag mitgemacht, aufpflanzte.

Während wir am Besten beim Essen waren, klopfte es an der Thür, was bei dem Verkehr, den wir hatten, wo gar oft Jemand etwas zum Hüten gab, oft geschah; der Vater rief: ume yne. Und herein kam — der Herr Vicari, ganz schwarz angezogen, in vollem Staat, mit dem Dreieck auf dem Kopf, wie es damals bei Feierlichkeiten noch üblich war. Mein Gott! wie erschrack ich, ich meinte, ich müsse unter den Tisch, es war mir gar nicht mehr zu helfen, nit zweg gemacht und der armselige Tisch, an dem wir saßen. Mein Gott, es wird mir jetzt noch fast schwarz vor den Augen und katzangst, wenn ich daran denke. Er machte Entschuldigungen, daß er störe, aber er habe in einer wichtigen Angelegenheit mit uns zu reden und daher einen Augenblick gewählt, wo er uns beisammen finde, und ungestört sein Anliegen vorbringen könne. Wir würden gehört haben, daß er Pfarrer geworden sei in's Bohnengschüch. Nein, das sei viel gemacht vom Herr Vicari, daß er die Mühe nehme, uns dieses selbsten zu annonciren. Aber nun kam es noch ganz anders, daß Vater und ich ganz verschmeyet wurden. Er

begehrte mich zur Frau und that so schön dar, wie er eine Waise sei, verlassen auf der Welt und er eine Frau haben müsse, welche ihm Vater und Mutter sei, und Alles in Allem, daß ich noch heute weinen muß, wenn ich daran denke. Nun erzählte er, wie er in mir Alles in Allem gefunden, daß der Vater laut aufweinte wie ein Kind, daß ich nicht wußte, werde es ihm übel oder nicht, und als er aufhörte, Keins von uns ihm antworten konnte. Also ich, das arm Thorwärtermeitschi sollte Frau Pfarrerin und Burgerin von Bern werden! Das war zu groß für meinen Kopf, es wollte gar nicht als Wahrheit hinein, es kam mir vor als geträumt.

Der Vater konnte zuerst antworten und redete von der Ehre und unserer Armuth, und ich in meiner Angst jammerte, ich könnte den Vater nicht verlassen, wer das Lädeli hüten sollte, wenn ich fortginge. Da kam das Beste noch nach. Wenn es nur das sei, was die Jungfer Lisette dawider hätte, so habe er daran auch gedacht und das sei leicht beseitigt. Er möchte den Vorschlag machen, daß mein Vater mit uns käme, es wäre ihm ein großer Dienst, wenn er sich dazu verstehen könnte. Es sei etwas Land zur Pfarrei, mit dem wüßte er gar nichts anzufangen, überhaupt verstehe er nichts vom Landleben, und sehe erst jetzt ein, wie wichtig es sei für den Pfarrer, wenn er wüßte, was üblich und bräuchlich sei; mein Vater verstehe das aus dem Fundament, wie er sehe, da könnte er ihm äußerst behülflich sein; denn daß er etwa als Knecht oder Taglöhner einstehen solle, daran denke er nicht von ferne, davon solle er überzeugt sein.

Das war wirklich eine Leiter zum dritten Himmel, was wir darauf antworteten, weiß ich wirklich nicht mehr. Ich weiß bloß noch, daß wir uns endlich setzten, das Lädeli vergaßen. Der Vater sagte: Lisette, räum' doch ab, und reych Wy, e Maaß, ghörst! Daß wir Wein holten geschah hie und da, bald that es der Vater, bald ich, und ganz ungenirt, denn wenn man keinen im Keller hat und welchen

haben sollte, muß man ihn holen. Diesmal dachte der Vater nicht daran zu gehen, wie unendlich gerne ich es auch gehabt. Jä gället, Frau Pfarrere, sagte die Frau Landvögtin, ihr wäret gerne bei'm Herrn Vicari daheim geblieben, ich hörte noch nichts vom Verlobungskuß, es ist sonst überall der Brauch, daß man sich da um den Hals fällt und Müntschi git. O bhütis, Frau Landvögti, darvo ist gar nüt gsi, dara het Niemer denkt. Wenn der Vater gegangen wäre, so wären wir erst in Verlegenheit gewesen und hätten nicht gewußt was sagen, und aus Verlegenheit wäre ich wohl in's Lädeli gelaufen. Nein, ich schämte mich zu gehen, weil ich dachte, sie thäten es mir ansehen, was vorgegangen, wüßten, daß der Wein für den Vicari wäre, thäten mich tapfer aufziehen, — und dachte doch in der That Niemand daran.

Das Stubenmeitschi, als es mir den Wein gab, fragte mich leise: Lisette, sahst heute den Vicari noch nicht, oder weißt, ob er kommt? Glücklicherweise sah es mich nicht an, es setzte hinzu: Er kehrt gewöhnlich bei uns ein, da möchte ich ihn fragen, was für Schriften man nöthig hat zum Heirathen, er weiß das am besten, aber sag es Niemanden. Häb nit Kummer, antwortete ich ehrlich.

Aber Frau Pfarrere, sagte die Frau Landvögtin, erlaubet zu fragen: wann gab euch dann der Herr Vicari das erste Müntschi? Am Hochzeittage, antwortete die Frau Pfarrerin unbsinnt. Das wäre mir wohl lange gegangen, bemerkte die Frau Landvögtin, und euch, Frau Pfarrere? Ihr seid Böst, antwortete diese und fuhr fort: ihr habt keinen Begriff, wie der Gedanke, Frau Pfarrerin, ja Burgerin von Bern zu werden, alle andern Gedanken verschluckte, unmöglich machte, wer hätte da an ein Müntschi denken sollen! — Ich konnte gar nichts denken, lief aber doch unglücklicherweise zum Bäcker um ein frisches Brödchen. Hast Besuch, Lisette? wen hast? frug die Bäckerin. Der Vicar kam mir raus, ehe ich dran dachte, dann schoß mir alles

Blut in Kopf und ich lief davon. So Lisettli, so! rief sie mir nach, wer hätte das von dir gedacht!

Wie der Nachmittag verging, weiß ich nicht, in der Nacht tanzte Bett, Thurm, Stadt mit mir in der Welt herum, und in Zwischenräumen wollten mich die Frau Pfarrerin und die Burgerin von Bern fast versprengen, und wie oft ich sagte: O Lisettli, ist's möglich!? weiß ich nicht. — Am folgenden Morgen schon lief Allerlei im Städtchen herum, Verdächtigendes hauptsächlich, als ob der Vicari hier einen Einzug hätte. Alle wollten ihn bei mir gesehen haben, sein Tabakhandel mit mir kam jetzt auf die Trommel, wahrscheinlich kam Alles von der Bäckerin aus. Es muß ein arger Spektakel gewesen sein, denn gegen Mittag schritt unser Herr Pfarrer daher und stellte sich bei dem Vater unter dem Thore und sagte ihm, er müsse doch fragen, was an der Sache sei, plötzlich kämen ihm da Dinge zu Ohren, an die er nicht gedacht, die er uns nicht zugetraut, und wie er leider vernommen, sei das ganze Städtchen voll davon. Er solle ihm jetzt aufrichtig sagen, ob es wahr sei, daß ich ein Zöck mit dem Vicari habe, ihn locke, daß er gsotte und brate bei uns sei? Als ihm der Vater nun sagte, das sei nicht wahr, aber der Vicari sei Pfarrer geworden in's Bohnegschüch und ich sei seit gestern unerwartet seine Braut, da verstummte er und wollte es fast nicht glauben, wir hätten Spaß für Ernst genommen, man müsse nicht gleich Alles für baar annehmen. Als er es endlich glauben mußte, wünschte er mir Verstand zu meinem Glück, es sei größer als ich meine, vielleicht wüßte ich nicht, daß ich auf eine der besten Zünfte komme, aber es fehle mir noch sehr viel, um Frau Pfarrerin zu sein mit Ehren und nicht mit Schanden, das ertraume Einem nicht. Sie wollten mir gerne verhelfen zu Allem, was ich nöthig hätte. Ich solle forthin zu ihnen kommen, so oft es mich freue. Daran aber hätte er wirklich nicht gedacht, es heiße nicht umsonst, stille Wasser seien tief.

Was es erst jetzt für einen Lärmen im Städtchen gab, kann man sich denken, aber alle Leute schienen mein Glück mir zu gönnen, selbst im Pfarrhause, wo doch sieben Töchter waren. Alles war so gut gegen mich, es war, als ob das ganze Städtchen mein Glück sich als eine Ehre anrechne. Man lud mich allenthalben ein und ich mußte immer wieder erzählen, wie Alles zu- und hergegangen, vom ersten Päckli Tabak an bis auf den letzten Tag. Der Vater meinte, die Leute trieben das Gespött mit mir, aber ich glaubte es ihm nicht, ich hätte nicht gewußt, warum sie das thun sollten. Das war eine Art Weltschland für mich, wo ich einen Begriff erhielt, wie man Besuche machte oder Besuche empfing. Bei meinem Vater unterm Thor hatte ich nicht Gelegenheit gehabt, hierin Erfahrungen zu machen.

Leider war diese Zeit sehr kurz, wir mußten pressiren mit Aufziehen, und hatten so viel zu thun mit Rathen und Anschaffen. Da kam uns der Vater sehr komod, er hatte Verstand in der Sache und sparte uns viel Geld. Der Herr Vicari und ich waren löthige Kinder und des Herrn Pfarrers im Blakenboden halfen ihm auch nicht. Sie waren schrecklich böse über diese Heirath, sie sagten, es sei eine Schande für die ganze Stadt Bern und jeden Burger, daß ein Burger die Frechheit hätte, ein so gemein Mensch als Burgerin herzuschleppen, das solle ihm nicht vergessen werden, auf Kindes-Kinder nicht. Da sie keine Kinder hatten, so hieß es, sie seien deswegen so böse über seine Heirath, weil sie ihn gerne als Vicar behalten hätten, denn er sei ein gar kleiner Esser und Wein trinke er fast keinen, so einen wohlfeilen bekämen sie kaum mehr, klagten sie.

Ich mußte auf Bern, wo ich noch nie gewesen. Es war ein großer Tag für mich, ich freute mich, aber mit Furcht und Zittern. Da war ich also künftig daheim, und durfte doch kaum abtrappen in den Lauben. Er führte mich, damit ich mehr Muth bekäme, überallhin an der Hand; ohne die-

selbe hätte ich kaum gehen dürfen, glaube ich. Es war eine große Erlösung für mich, als wir die Thore im Rücken hatten. Ich hatte große Angst, wir verirrten uns und fänden den Heimweg nicht mehr, trotzdem, daß der Herr Vicari mich immer versicherte, er kenne von Jugend auf jedes Eggeli und wollte jedes Haus finden mit verbundenen Augen.

Nächst diesem Tag war der wichtigste in meinem Leben der Tag, wo wir Hochzeit hielten und in die Gemeinde zogen. Bis dahin hatten wir viel Noth auszustehen. Denn wir Beide verstunden von Allem Nichts, und der Herr Vicari sagte oft, wenn wir meinen Vater nicht hätten, er wüßte gar nicht, wie das gehen sollte. Wir nahmen unsere geringen Habseligkeiten mit, der Vater wollte nichts davon zurücklassen, man könne Alles brauchen, sagte er, was man habe, brauche man nicht zu kaufen, es koste ohnehin schon so viel Geld. Ein prächtiges Möble schaffte der Herr Vicari an unter Vaters Beistand, und viel Geschenke bekamen wir, ich wurde fast beschämt, es war fast, als wolle das ganze Städtlein an unsrer Aussteurung Theil nehmen, wir hätten nie geglaubt, daß wir den Leuten so lieb wären. Wir glaubten lange, unsre Habe nicht auf Ein Fuder bringen zu können. Am Ende aber gab es sich, und der Vater meinte, ein solcher Aufzug werde Respekt in's Dorf bringen. Er ging mit dem Fuder einen Tag früher ab als wir, und wollte uns Alles einrichten. Am folgenden Tage wollten wir auf dem Wege uns copuliren lassen, und gegen Abend einziehen im Bohnengschüch.

Das war ein Tag, von dem ich wenig zu sagen weiß, als daß ich nicht wußte, ging ich auf dem Kopf oder auf den Füßen. Ich war so voll Glück und voll Demuth, daß ich den ganzen Tag kein Dutzend Worte sprechen konnte, ich schwamm in einer Herrlichkeit, die unaussprechlich war, ich konnte den begrüßenden Leuten kaum danken, ungehindert ließ ich die Thränen rinnen die Backen ab. Üsi Frau

Pfarrere isch ume noh es Ching, hieß es im ganzen Dorfe, aber es het scho us mengem Ching e rechti Frau gäh; sie isch emel nit hochmüthig. O nein, hochmüthig war ich nicht, aber es war mir, als sei mir der Himmel aufgegangen und ich mitten darin. Man lachte viel über uns, aber wir merkten es nicht.

Aber wir, besonders mein Mann, hatten eine so aufrichtige Liebe zu den Menschen, daß das Lachen verging, und es hieß: er sei bsungerbar e Gute, wenn er chönnt, er hulf alle Lüte. Mein Vater stellte am meisten vor und war die Respektsperson im Hause. Unter den Bauern fühlte er den bekannten Burgerstolz in ebenrechtem Maße, er saß unter ihnen wie unser Burgermeister daheim mit seinen Untergebenen, hatte viel erlebt, wußte was zu erzählen, mit dem Lande auch umzugehen, besonders mit den Bäumen, was ihm ganz vorzüglich Achtung verschaffte. Wir lebten sehr einsam, das Dorf lag abgelegen, und besondern Verkehr hatten wir auch mit den andern Pfarrern nicht, mein Mann war schüchtern und ich noch mehr. Ich begreife, daß man nichts mit uns zu machen wußte; wenn wir auch nicht geradezu dumm waren, so wußten wir es doch nicht zu zeigen, daß wir es nicht waren. Aber wir lebten nicht destoweniger glücklich, und namentlich mein Mann an der Gemeinde, der Vater an den Bäumen, ich am Garten, und je enger früher unsere Gebiete waren, desto weiter und schöner kam Jedem das Feld vor, das sich ihm eröffnet, und was das Eine freute, freute auch das Andere. Und diese Freuden wurden im regen Leben um uns jeden Tag neu und anders, jede Jahreszeit brachte ganze Körbe voll, wir konnten uns wie Kinder freuen über das, was wir erndeten und das was nachwuchs, und den ganzen Winter über auf's Herzlichste auf den Frühling. Besonders mein Mann, der in der Stadt aufgewachsen, und keinen Begriff vom Segen und den Freuden des Landes hatte, war ganz glücklich, ein neues

Leben war ihm aufgegangen, und daher kam ihm das Gefühl, daß er doch auch etwas sei, unabhängig und geehrt und geliebt. Aber er war wirklich auch gar so lieb und gut, daß es gar nicht auszusprechen ist. Er hatte es nicht so, wie ich oft hörte, daß die, welche am armseligsten aufgewachsen, später am meisterlosigsten seien, es ihnen fast nicht zu treffen, daß sie zufrieden seien. Er sagte so oft, er hätte nie gedacht, daß man so glücklich sein könne, und am allerwenigsten, daß er es je werde.

Mein Vater war es nicht weniger als mein Mann, aber er schrieb nicht nur sein Glück, sondern unser Aller Glück sich zu. Man sollte sehen, wie es ginge ohne ihn, wir wären arme Tröpfe und möchten nicht gfahren, — und wir glaubten es. Wir glaubten Alle, daß wir ein Glück über Verdienen hätten, absonderlich ich. Ich war oft so kindisch, daß ich mich schämen mußte, und dann dachte ich wieder, wir hätten ein viel zu großes Glück, so könne es nicht bleiben, und wir würden es büßen müssen. Dann wurde ich fast schwermüthig und ich mußte oft daran denken, wo der liebe Gott anfangen werde mit seinen Gerichten. So arm wir eigentlich waren und Andern vorkommen mochten, für so reich hielten wir uns, denn Keins von uns hatte je so viel Geld gehabt, und da wir in gewohnter Armüthigkeit fortlebten, keine fremden Leute hatten, die Leute keine Ansprüche an uns machen zu dürfen glaubten, so hatten wir immer übrig und schienen uns selbst im Glücke zu schwimmen. Glücklichere Leute hätte man sicher weit umher nicht antreffen können als wir waren und zwar mehrere Jahre lang.

Da starb zuerst mein Vater sehr rasch und unerwartet, er hatte seine Rüstigkeit so bewahrt, daß wir gar nicht dachten, er könnte uns sterben. Er machte uns eine große Lücke ins Leben, er fehlte uns allenthalben. Dazu hatten wir keine Kinder, kamen uns gar so einsam und verlassen vor, machten uns nach und nach ein Gewissen daraus, so allein

für uns zu leben unbelastet, während Andere unter ihrer Bürde fast erliegen mußten. Wir meinten, Gott meine es auch so, und durch den Tod meines Vaters habe er uns einen Fingerzeig geben wollen. Wir freuten uns recht kindlich, als wir endlich Eins fanden, welches uns Beiden gefiel, einen schönen Knaben mit weißem Krauselhaar, und freuten uns schon damals sehr auf den Gotteslohn, den wir ob ihm verdienen wollten, und um so mehr, da das Kind aus einer verwahrlosten liederlichen Familie kam. Du armes liebs Tröpfli, wie gut ist's dir gegangen, daß du in andere Hände gekommen bist, wo du ein rechter Mensch werden kannst, Gott und den Menschen lieb. Wir hatten eine unaussprechliche Freude an dem Kinde, es war unser klein Herrgöttlein, wenn mein Mann es nicht an der Hand hatte, trug ich es auf den Armen, sein Wille galt unumschränkt, und was wir noch dazu ersinnen konnten, thaten wir. Ja wir vergaßen beinahe Blumen und Bäume ob ihm, es konnten Lieblingsäpfel reifen, wir merkten es nicht, er konnte Blumen und Töpfe zerschlagen, wir wehrten nicht, wir sahen zu mit blutendem Herzen. Es sei sich gar nicht zu wundern, daß er es so mache, er wisse es nicht besser, wenn er Verstand erhalte, werde das schon anders kommen.

Aber das wollte nicht anders kommen, sondern das Gegentheil, er wurde immer böser, roher, verderben war seine Lust und trotzen that er statt gehorchen. Was wir ihm auch thaten, kein Funken Liebe wollte sich bei ihm zeigen, nicht eine Spur von Leid, wenn er auch sah, wie sehr er uns betrübt hatte. Flattiren konnte er wohl, bis er hatte, was er wollte, hintendrein höhnte er uns aus. Wir hofften lange, lange, es komme noch besser, und sprachen zu, aber es kam nicht besser; Hand anlegen an ihn durfte Keins von uns, auch als es uns schien, es wäre vielleicht gut. Im Dorfe konnte er auch machen, was er wollte, Niemand sagte ihm die Wahrheit. Die andern Kinder meinten, sie

dürften nicht anders als ihn regieren lassen, er wurde ein eigentlicher Tyrann. Wir jammerten zusammen, wir weinten aus Erbarmen als wie über ein eigenes Kind auf bösen Wegen, aber was machen? Er war hart wie ein Stein, mit Worten brachte man nichts ab, und wer sollte ihn schlagen? Er sah unser Leid, aber er achtete sich dessen nicht das mindeste, wir verheimlichten Eins dem Andern, was wir wußten, um den Verdruß einander nicht schwerer zu machen.

Sobald die Leute von weitem merkten, daß der Knabe uns Leid verursache, wir nicht mehr ganz blind an ihm seien, begannen sie zu brichten, leise erst, dann immer lauter und lauter, und konnten sich nicht satt verwundern, daß wir ihn noch bei uns hätten, ihn nicht dahin schickten, wo er früher gewesen. Sie erzählten, wie er unserm Ansehen schade, und was er ungestraft thun könne, auf unsern Conto geschrieben würde. Wir wollten lange nicht einmal denken, daß wir ihn wegthun könnten, wir hatten ihn ja angenommen. Endlich begriffen wir, daß wir damit nicht versprochen, ihn ewig bei uns zu behalten, sondern nur für ihn zu sorgen; dafür brauchte er ja nicht bei uns zu sein, ja an einem andern Orte konnte es noch viel besser geschehen als bei uns. Wir sagten es ihm, er müsse fort, wenn er nicht besser thue. Allein er lachte uns aus: er gehe nicht, wir sollten es nur probiren, und zuletzt könne er mit seinem Leben machen was er wolle. Und dazu konnte er wieder flattiren, daß wir's nicht über's Herz brachten, Ernst zu brauchen und eine Drohung auszuführen; wir ergaben uns in den täglich neu werdenden Verdruß, meinten, es müsse so sein, es sei jedem Menschen doch auch seine Portion Leiden geordnet, die müsse er geduldig tragen, und wir hätten ja sonst auch gar nichts als dieses Elend mit unserm Gottliebeli.

Weiß Gott, wie es am Ende gegangen wäre, wenn der liebe Gott sich nicht unserer erbarmet und als wie mit seiner Hand eingegriffen hätte. Er nahm uns den Knaben ab,

sandte den Tod und ließ ihn zu sich bringen. Der Knabe zeigte in seiner Krankheit viel Gutes, wir meinten, er hätte sich sicherlich gebessert, baten inbrünstig um sein Leben, sein Tod hielt uns sehr hart, wir haderten mit Gott. Aber endlich kamen wir zu der Erkenntniß, daß er sich nur unter der Hand Gottes gedemüthigt, da die als Krankheit so schwer auf ihm lag, daß, wenn Gott diese weggezogen und ihn unsern Händen wieder übergeben hätte, er der Alte wieder geworden wäre, und das ward unser Trost, daß Gott ihn nicht wieder zurück fallen ließ in den Trotz der Sünde, sondern ihn abrief in den guten Stunden, wo er zerknirscht war und den Willen zur Besserung hatte. Wir erkannten endlich, wie gut es Gott mit uns gemeint, daß er uns von einer Last befreit, welche wir in unserm Gutmeinen uns selbst aufgeladen hatten. Er gab uns keine Kinder, er wußte, daß unsre Hände zu schwach waren, solche zu regieren, warum wollten wir weiser sein, und luden solche Erziehung uns auf, wollten haben was Andere, und dachten nicht an das, was wir vor Tausenden voraus hatten. Und doch wollte er nicht, daß um unserer Thorheit willen eine Seele verloren gehe, ließ ihn nicht in der Verhärtung sterben, ließ ihn nicht zum Verbrechen reif werden, stieß uns nicht auf Lebzeiten den glühenden Stachel ins Herz, daß wir schuld an dem Verderben einer Seele seien. Das war die bitterste Zeit, die wir hatten, wir sollten die Unvollkommenheiten dieses Lebens eben auch so recht empfinden nach unserm Verdienen. Darauf flossen unsere Tage wieder dahin, friedlich und lieblich, und jeder brachte uns etwas Gutes und meist etwas Frohes. Wir waren in der Besorgung großer und kleiner Pflanzen recht geschickt geworden, hatten viel Glück dabei, und dieneten vielen Leuten weit umher.

So floß eine Reihe von Jahren fast unbemerkt dahin, wir wurden nachgerade alt, als mein Mann mir plötzlich starb. Daran hatte ich nicht gedacht. Er war nicht krank

gewesen, kaum unpäßlicher als sonst. Er döcterlete gerne, wahrscheinlich weil er kränklich war von Jugend auf, daher nahm man es als ein Gewohntes hin, daß ihm etwas fehle, und ob etwas mehr oder etwas minder, merkte man nicht. Das war ein Schlag aus heiterm Himmel, als ich so plötzlich todt ihn hatte. Erst jetzt empfand ich, wie lieb ich ihn gehabt, eigentlich nur in ihm gelebt hatte, fast vierzig Jahre lang, er war mein Vater, mein Mann, mein Kind, mein Alles gewesen. Und doch ermaß ich meinen Verlust noch nicht, wußte nicht, was mit ihm Alles zerrissen war und zu Grabe ging. Das Dörfchen war meine Welt geworden, außerhalb demselben kannte ich Niemand mehr. All' meine Hoffnung, mein Trost war, in demselben bleiben zu können, bei meinen Bäumen, meinem Kirchlein, in der Nähe von dem, was mir lieb war, bei den guten Leuten im Dorfe, bei denen mir so lange so wohl war. Mit einem einzigen Stübchen wollte ich vorlieb nehmen, und gerade eins, wie ich es wünschte, wußte ich. Vermögen hatten wir keins zusammengebracht, Anfangs und im Leben nicht. Wir hatten wenig gebraucht für uns, aber als die Leute das merkten, so brauchten sie desto mehr, thaten desto nöthlicher, und wir gaben Beide gern und behielten auf diese Weise nichts für uns.

Als alles Ueberflüssige verkauft war, blieb eine kleine Summe; zudem hatte ich Rechte in zwei Wittwenstiftungen, aus deren Ertrag ich prächtig zu leben hoffte. Dem Abgeordneten der Zunft war das nicht recht. Er gab mir ziemlich unverblümt zu verstehen, ich sei eine dumme Frau und verstehe das Ding nicht, ich wüßte nicht, was Alles dahinten bleibe, wenn ich nicht mehr Frau Pfarrerin sei, und Alles kaufen müßte, und die Burgernutzungen, welche ich aber nur bekomme, wenn ich in Bern wohne, seien auch etwas zu rechnen. Aber es war mir, als sollte ich sterben, wenn man mir von Weggehen redete, darum hatte ich furchtsame Person den Muth, mich dem Wegziehen zu widersetzen, dem grim-

migen Gesichte des Herrn Waisenvogtes z'trotz. Probirt's meinetwegen, sagte er endlich, ihr werdet es bald erfahren, wer recht hat.

Er hatte recht, ich dachte nicht, was mir mit meinem Mann Alles begraben wurde. Den neuen Pfarrersleuten kam ich als eine dumme alte Frau vor, mit der man nichts zu reden wüßte, von der man lieber wollte, sie wäre nicht da. Ich durfte weder im Garten noch im Baumgarten herumgehen, sie waren fremdes Besitzthum geworden, man ermunterte mich nicht dazu, von ferne nur durfte ich sie noch ansehen. Die Leute waren auch anders geworden, fremder, kälter; es war als ob sie fürchteten, die Pfarrersleute zu beleidigen, wenn sie gegen mich freundlich wären wie ehedem. Dagegen blieben die Ansprüche die alten und derjenige, gegen den wir früher gut gewesen, meinte das Recht zu haben, immer die gleichen Gutthaten von mir zu fordern. Man hielt mich auch für reicher als ich war, man ließ sich nicht ausreden, ich hätte geheime Schätze. So ein schön Einkommen, keine Kinder, ein so einfach Leben, da müßte es ja der Tusig thun, wenn die nicht ein schön Vermögen haben sollte, sagte man immer. Ach du mein Gott, wenn man gewußt, wie oft wir eng im Gelde gewesen, man hätte nicht so gesprochen. Aber wir hatten es nicht im Brauch, wie Andere, die, wenn sie einmal einen Kreuzer gespendet, auf den Markt laufen und gackeln als wie Hühner, die hintereinander drei Eier gelegt.

Nach und nach verzehrte ich meine Vorräthe oder sie gingen mir sonst fort, ich brauchte immer mehr Geld, wurde immer ärmer und mußte dem Waisenvogt schreiben, ich könnte es mit dem Gewohnten nicht mehr machen, er sollte mir mehr senden, ich hoffe, es werde schon wieder bessern, aber es sei Alles gar theuer. Er schrieb mir barsch und kurz: habe er's nicht gesagt? ich werde jetzt wohl froh sein, auf Bern zu kommen, er werde mir ein Losement besorgen; in Bern käme ich viel besser aus, da werde ich wenigstens meine

Sache nur für mich brauchen und nicht fort und fort gerupft werden, als ob ich noch Frau Pfarrerin sei.

Der Herr hatte vollkommen recht, jetzt sehe ich es wohl, damals aber nicht. Es war mir viel schrecklicher, als wenn er mir geschrieben, er hätte mir den Todtenbaum bestellt. Ich stellte vor, ich wolle arbeiten um's Geld, und einstweilen könnte man mein Kapitälchen angreifen, es wären ja keine Kinder da. Aber da half Alles nichts, es blieb bei des Herren Wort. Da war eine Zeit des Weinens. Am meisten schmerzte mich das Zureden der Leute, ich sollte doch nicht so wüst thun, es wäre gewiß in Bern ein lustig Leben und sövli Holz und noch sövli Geld dazu, ich solle doch denken! Ich glaubte endlich zu merken, daß die Leute meiner satt seien, meiner gern los wären, von wegem man könne nicht wissen, wie es mit mir noch kommen könne. Das that mir grusam weh, das machte mir das Zügeln leichter. Aber als es endlich sein mußte, da wollte mir das Herz doch brechen, die Bäume blühten so herrlich; und noch manches Auge wurde naß, und noch manche alte Mutter sagte: es wird mir ungwahns thue, wenn ich euch nicht mehr habe; hier sehen wir uns kaum mehr, aber so Gott will, einmal an einem andern Orte, und vielleicht nicht über langem, mit mir geht es alle Tage äne abe, und ihr habt auch grusam gschlechtet die letzte Zeit.

Da war ich nun in der weiten steinigen Stadt und kannte keinen lebendigen Menschen als meinen Herrn Waisenvogt, wo es mir immer war, wenn ich ihn von weitem kommen sah, als müsse ich draus laufen, als sei er der Bär aus dem Graben, und komme her, mich zu fressen. Es war undankbar von mir, denn er hatte für mich gesorget wie ein Vater. Dieses Stübchen hatte er mir empfangen, und daneben fand ich Alles, was ich nöthig hatte, und eine scharfe Vermahnung, kein Stadtbesen und keine Hoffahrtsnärrin zu werden, wie es Frau Pfarrerinnen, welche in die Stadt

kämen, oft im Brauche hätten, gab er mir obendrein. Ach, der Mann meinte es gut, aber wie weit er neben durch schoß, begriff er nicht. Schüchtern von Natur und dadurch noch mehr eingeschüchtert, machte ich keine Bekanntschaften, ja im Anfang durfte ich kaum aus meinem Stübchen, sah keinen Baum, keine Blume, hörte kein Vögelein pfeifen. Da erfuhr ich, was es heißt, sterben aus Langerweile, aus dem Gefühl, verlassen zu sein von allen Lebendigen, Niemandem zu sein auf der weiten Welt, zu leben, ohne daß Jemand auch nur die geringste Theilnahme an Einem genommen hätte.

So lebte ich einige schreckliche Wochen durch und wäre wohl gestorben, wenn mir Gott nicht den Gedanken eingegeben hätte, etwas Lebendiges in meinem Stübchen zu hegen. Ich wagte mich auf den Markt und befand mich da alsbald in einer bekannten Welt; was in den Körben war, kannte ich Alles, und mit den Bauerweibern war ich gewohnt zu reden, ich lebte neu auf, und hatte eine herzliche Freude an all' dem Schönen und oft recht sorgsam Gepflegten, was ich da sah. Ich kaufte einige Blumenstöckli, dann mein Vögeli, und ging später alle Markttage auf den Markt; das war mein Leben, und allmählig ans Ausgehen gewohnt, fand ich andere Orte noch, wo ich ungestört an Blumen und Bäumen mich erfreuen konnte, die schönen Todtenhöfe z. B. und die an Werktagen verlassenen Lustörter der jungen Welt um die Stadt herum. So lebte ich allgemach mich in die Stadt hinein, ohne nähere Bekanntschaft mit irgend einem Bewohner zu machen, die Marktweiber blieben meine einzigen Bekannten, die mich recht lieb hatten; ich lebte ein recht still vergnügt Leben, wie ich nicht geglaubt, daß es mir noch bescheert sei. Und war ich einmal trüb im Gemüthe, so kam mein Vögelchen und pickte so lange an mir, bis ich mit ihm zu schnäbeln begann. Auch kam ich mit dem Gelde besser fort als auf dem Lande. Es machte kein Mensch irgend ein

Anforderung an mich, so daß ich mich recht schämte, keine Gelegenheit zu haben, um Gutes zu thun, und ängstlich dachte, wie das gehen solle, wenn Gott mich frage: und denn du, was hast du gethan? Ich muß auch dem Waisenvogt allemal, wenn er mir Geld bringt, bekennen, daß ich damit weiter komme als im Bohnengschüch, das schenkt er mir nie. Er ist ein guter Mann, aber ich kann nicht helfen, er kömmt mir immer vor wie der Bär aus dem Graben. Einmal lud er mich zum Mittagsessen ein, aber als es vorüber war, waren sie froh und ich noch mehr, und seither ließ er es sein. Ich glaube nicht, daß ich zehn Worte gesprochen, der Hals war mir wie zugeschnürt, sie redete viel, besonders wältsch, und war eines Weibels Tochter, daneben sehr geputzt. O, als ich endlich aus dem Hause heraus war, ich weiß noch jetzt nicht wie, da war mir, als käme ich aus dem Bärengraben und hätte mein Leben gerettet ganz unerwartet. So dumm war ich in meinem Leben nie gewesen; wenn sie an mir das Maß für die andern Pfarrersfrauen genommen haben, so geschieht diesen bitter Unrecht, aber Gottlob! seither erhielt ich keine Einladung mehr, und lebte vergnügt mein stilles Leben fort mit rechtem Dank gegen Gott, bis er mich heimsuchte und ich es erfuhr, wie es mit dem Alleinsein nicht gemacht sei, wie dankbar ich jetzt dem Herrn sein müsse, der mir seine Engel sandte zur Stunde, als ich sie bedurfte.

So erzählte uns die Frau Pfarrerin in mehr als einem Nachmittage, denn das Reden machte sie müde und that ihr doch wohl. In ihrem wahrhaften Stillleben hatte sich doch viel bei ihr angesammelt, das Herz war ihr voll geworden ihr unbewußt, unsere Theilnahme erwärmte es, schloß es auf, und sichtlich wurden ihr diese Mittheilungen zu einem eigentlichen Labsal. Erst jetzt erhielt ihr Leben eine feste Gestalt, sie konnte es so zu sagen ansehen, hatte erst jetzt ihre Freude daran und ward so recht innig dankbar dafür.

Wir gestunden ihr offen, ein so vergnügt Leben sei uns nie vorgekommen, wir hätten es nicht für möglich gehalten; besondere Glücksfälle kamen wohl nicht vor, aber was hatten sie zu bedeuten gegen ein andauernd vergnügliches Dasein in gegenseitiger Liebe. Eine solche Gabe, nur das Freundliche wahrzunehmen und wohl daran zu leben, bei großer Beschränktheit keinen Mangel zu empfinden, kein Gefühl zu haben für das Bittere, Giftige im Leben, gehe über alle Schätze der Welt, sei uns aber in der Größe noch nicht vorgekommen im Leben. Von Mal zu Mal entwickelte sich merklich ihr Geist und reifte, während wir uns nicht verhehlen konnten, daß der Körper schwächer werde, und der Arzt, der erst die beste Hoffnung hatte, den Kopf zu schütteln begann. Sie aber schien dieses nicht zu bemerken, wenigstens wurde sie heiterer, man möchte fast sagen, es fuhr, besonders in Gesprächen mit der Frau Landvögtin, wie ein Schimmer von Muthwillen über ihr Wesen hin.

Eines Nachmittags waren wir wieder bei ihr, und wir waren eben mitten in einer sehr interessanten Gespenstergeschichte, welche die Frau Landvögtin aus ihrer Familie zum Besten gab, als die Frau Pfarrerin mit allen Zeichen des Schreckens auffuhr und ausrief: Um Gottswille! der Vogt, der Vogt! ich will unter die Decke! und fuhr runter. Schlafen, schlafen! rief die Frau Landvögtin, und so legte sich die Frau Pfarrerin, statt vollends unter zu fahren. Starke Schritte tönten gegen die Thüre und eine schwere Hand polterte daran. Ehe ich noch „herein" rufen konnte, that sich die Thüre weit auf wie vor Jemand, der gewohnt, hinlänglich Platz zu haben, und unter derselben erschien mein lieber Vetter, blieb verduzt dastehen, langsam sich zurechtfindend, ob er wohl am rechten Orte sei. Ich hob warnend den Finger in die Höhe, legte ihn auf den Mund. Verwundert erkannte er mich, machte Anstrengungen, auf den Zehen näher zu kommen, aber vergeblich, mit dem ganzen Fuß

mußte er abtrappen. Er wollte flüsternd nach der Frau Pfarrerin fragen, er habe vernommen, sie sei krank, aber das ging auch nicht, sein Lebtag hatte er das Flüstern nicht gelernt. Ich gab ihm leise zu verstehen, daß man die Frau Pfarrerin nicht wecken dürfe, es sei ein wichtiger Schlaf; aber er hörte nicht mehr gut und wollte mich nicht verstehen. Die Frau Landvögtin machte dazu ihr schlimmstes Gesicht, daß ich mich kaum halten konnte. Er hatte erst vernommen, daß seine Anbefohlene krank sei, und war alsbald gekommen, um Anstalten für den Transport in den Spital zu machen. Als er vernahm, daß die Frau Pfarrerin und jene von der Post Überstoßene die Gleiche sei, die Krankheit also von lange her schon datire, sah er mich unwillig an und verwunderte sich, daß Niemand den Verstand gehabt, an den Spital zu denken. Vermögen sei keins da, ohne Zuschüsse von der Gesellschaft vermöge sie nicht daheim krank zu sein, aber ehe die Gesellschaft etwas zahle, müßten die vorhandenen Hülfsmittel benützt werden. Das könne er nicht verantworten, man hätte es ihm auf jeden Fall sollen sagen lassen, er hätte erwartet, dies fiele mir ein, auch hätte es ihn gefreut, wenn ich selbst gekommen wäre, er hätte lange nicht die Ehre gehabt, mich zu sehen.

Zum Glück merkte er selbst nicht, wie laut sein Flüstern geworden, er hätte sonst gegen den Schlaf der Frau Pfarrerin Verdacht schöpfen müssen, aber sie schien bombenfest zu schlafen; mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt lag sie so stille da wie gestorben. Die gute Frau hatte eine sehr schlimme Nacht, ich bin doch so froh, daß sie wieder einmal recht schlafen kann, sagte ich. Wenn es der Vetter erlaubt, so komme ich morgen zu ihm und will ihm sagen, warum man sie nicht in den Spital transportirte und warum es auch noch jetzt nicht geschehen kann. Das wird doch sein müssen, sagte er, das ist nur Meisterlosigkeit, und wer zahlt? Enfin, Vetter, morgen um welche Zeit ist es euch am liebsten? Es

wird mich freuen, sagte er, aber an der Sache wird das nichts ändern, Ordnung ist Ordnung; Burger, die nicht Vermögen haben, werden im Spital verpflegt, es hat sich dessen Niemand zu schämen. Sie ist eine Burgerin, ist krank, hat nicht Vermögen, also gehört sie in Spital. Ordnung ist Ordnung, Bäsi, und für die Kranken wird gesorgt wie in wenig Privathäusern, Landvögt wären froh, wenn sie immer diese Abwart hätten.

Kaum war die Thüre hinter ihm zu, so ließ die Frau Landvögtin ihre Burgerlust über die Hiebe, welche er ausgetheilt, los. So seien die Burger am schönsten, in ihrer Pflichttreue und ihrer Rücksichtslosigkeit bei der Erfüllung derselben; so ein rechter Bernerburger nähme unbsinnt den Teufel bei den Hörnern, wenn er sich ihm in den Weg stellte bei der Ausübung seiner burgerlichen Rechte und Pflichten. — Weinerlich drehte sich die Frau Pfarrerin um, der Muthwillen war ganz verflogen. Sie machte sich ein Gewissen mit der Verstellung, aber um Alles in der Welt hätte sie kein Lebenszeichen von sich geben dürfen. Das gebt mir auf mein Gewissen, sagte die Frau Landvögtin, daran trage ich nicht schwer. Späße sind ja wohl erlaubt, namentlich wenn sie Aergernissen vorbeugen, überhaupt Ungutes verhüten, von dem man nachher wollte, es wäre nicht.

Am folgenden Morgen machte ich mich auf zum Vetter; er war gar nicht gnädig. Für alle meine Gründe wegem Vögeli, ihrer Schüchternheit, dem Bedürfniß von Stille hatte er gar keine Ohren. Ah bah, sagte er, gewöhnt hat sie sich bald und verpflegt wie dort wird sie nirgends, und ohne daß es sie einen Kreuzer kostet. Ich sagte, einstweilen habe sie Geld genug und lange werde sie es kaum mehr machen. Und wenn sie es noch lange macht und kein Geld mehr da ist? frug er. Spare sie es jetzt, so kann sie es immer noch später brauchen, wenn es gebraucht sein muß, was aber nirgends geschrieben steht.

(Nun rückte ich mit der schweren Batterie vor. Bei ihrer Schwäche stünde ich für gar nichts, wenn sie wider ihren Willen und ohne Noth in den Spital gebracht werde, und ob er es auf sein Gewissen nehmen wolle, wenn er so um nichts und wieder nichts, bloß um etwas zu erzwingen, das nicht nöthig gewesen, eine Person tödte? Bäsi, sagte er, das verstehn die Frauen nicht, wo man seine Pflicht thut, da hat man sich vor dem Gewissen gar nichts zu fürchten, und Ordnung ist Ordnung. Indessen damit ihr seht, daß ich nicht eigensinnig bin, so will ich es der Waisencommission vortragen, was dann die spricht, das geschieht dann, Bäsi. Und ich rede mit dem Arzt, und was dann der sagt, das geschieht, Vetter. So, sagte er, also mit der Waisencommission wollt ihr es probiren? — Wenn sie will; aber sie wird nicht wollen. Mein Arzt ist der Frau Pfarrerin Arzt und der Arzt ist Mitglied eurer Waisencommission, und jetzt Vetter, was meint ihr? Ja, sagte er, wo die Weiber die Nase in einer Sache haben, da ist es aus mit allem Verstand.

Nun, der gute Herr Vetter mußte sich diesmal darein schicken, daß es nach Weiberköpfen ging und nicht nach seinem, es war auch ganz vernünftig so. — Die Frau Pfarrerin schien eine Natur gehabt zu haben von äußerst schwacher Art, die gesund schien, so lange die Tage in stiller Einförmigkeit über sie weggingen, die aber harte Stöße nicht zu ertragen vermochte. Auch möglich, daß in ihrem Wesen sich schon lange der Krankheitsstoff eingeschlichen hatte, ohne daß sie es selbst bemerkte, der erst nach den groben eidgenössischen Zärtlichkeiten Bahn erhielt und sich geltend machen konnte. Was es war, weiß ich eigentlich nicht, denn die Aerzte tituliren die Krankheiten nach ihren eigenen Köpfen; was der Eine ein Schleichfieber nennt, dem sagt ein Anderer Schleimfieber; wissen sie mit etwas nichts zu machen, so sagen sie ihm Grippe, und was ihrer Kunst den Weg vorläuft, das machen sie zur galoppirenden Schwindsucht; den Einen plagen

die Hirnentzündungen im Traum, Andere glauben nur an Herzerweiterungen, die Dritten reden bloß noch vom Rückenmark, und wenn ihnen der Verstand ganz stille steht, so sagen sie, es fehle offenbar in den Organen, aber sie könnten in Gottes Namen nicht darüber kommen, in welchem. Daher werde ich mich wohl hüten zu sagen, was die Frau Pfarrerin eigentlich gehabt, damit nicht jeder Arzt sage, das sei nicht wahr, sie hätte dies gehabt oder jenes, oder es sei eigentlich gar nichts gewesen, aber man habe sie offenbar verpfuscht, nur wisse er nicht wer, ob der Arzt oder die Weiber, wahrscheinlich beide zusammen.

Sie lebte scheinbar auf, doch nur geistig, sie wußte sich viel inniger auszudrücken, ihre Gefühle schienen lebhafter als früher. Sie redete viel von einem Reischen in's Bohnengschüch, sobald sie genesen sei, sie hätte ein recht Heimweh nach ihres guten Manns sel. Grab, möchte sehen, wie die Bäume gewachsen, möchte wissen, ob die Leute sie noch kennten, ihrer noch gedächten. Wenn ich ihr vom Markte was heimbrachte als Geschenk eines Marktweibes, so freute es sie wie ein Kind, sie konnte vor Freude darüber weinen. Allgemach verscholl sie aber auf dem Markte, es wird am Ende Alles vergessen, aber um ihr nicht weh zu thun, ließ ich sie es nicht merken, sondern brachte ihr fort und fort die Andenken, und ein jedes war eine Labung für sie. Auch diese Täuschung gab ich der Frau Landvögtin auf's Gewissen, und sie nahm sie gern, es gehe zu allem Andern, sagte sie.

Am rührendsten war ihre Zärtlichkeit zu ihrem Vögeli. Sobald Morgens die Aufwärterin wach war, mußte sie es aus dem Käficht lassen, und den ganzen Tag über entfernte es sich wenig von ihrem Bette und flattirte und schnäbelte, wie ich es noch nie gesehen. Sie stürbe nicht ungern, sagte sie zuweilen, wenn es sein müßte und das Vögeli nicht

wäre. Es ginge Niemand auf der Welt mehr übel, wenn sie nicht mehr wäre, als gerade dem Vögeli. Sie wüßte wohl, wir würden es nicht verhungern lassen, und es so gut besorgen als wir es verstünden, aber einmal nun liebe es sie, so könnte es Niemanden mehr lieben wie sie, daher thäte ihr das Sterben für's Vögeli weh, und in die alte Heimath wäre sie auch gerne noch einmal gewesen, doch an dem hange sie nicht; wie der Herr wolle, sie schicke sich gerne darein.

Es war der Wille des Herrn, daß sie stürbe. Eines Morgens, als eben die Sonne ihr Stübchen vergoldete, schied sie leise, ohne schweren Athemzug; bloß das Vögeli, das auf ihrem Kopfe saß, merkte ihr Scheiden, flatterte ängstlich um ihren Kopf herum, setzte sich auf ihre Achsel, schlug, so laut es konnte, seine Triller, pickte dann und zerrte, als ob es sie wecken wolle, und als es sie nicht wecken konnte, setzte es sich trübselig auf's Hauptkissen, flatterte von Zeit zu Zeit über sie hin, setzte sich, wenn es sie immer so still und unbeweglich sah, wieder an's alte Ort, sträubte schon Nachmittags sein Gefieder, und als man es mit Sonnenuntergang wie üblich z'Sädel tragen wollte, war es schon für immer z'Sädel gegangen, todt lag es auf ihrer Achsel, wo es im Leben so viel gesessen war, es war seiner guten Herrin nachgegangen, ihre Liebe zu missen vermochte es nicht einen Tag lang. So innig hängt wohl selten der Mensch am Menschen, man vermißt einander wohl, aber selten werden die Herzen blutig gerissen, geschweige daß sie sterben.

Nun, eine Lücke riß ihr Verlust auch in mein Leben, wie ich sie selten empfunden, und worüber mein Vetter sich nicht wenig ärgerte. Er könne nicht begreifen, was mir da sollte zu Herzen gehen, sagte er, wir seien ja gar nicht verwandt, nicht einmal von der nämlichen Gesellschaft, nicht manchen Monat daure unsere Bekanntschaft, und da sei es ein Nöthlichthun, das nicht natürlich sei, sondern affektirt,

unnatürlich, sentimental, die Herren von der Waisencommission fänden es auch so und hätten sich sehr aufgehalten darüber.

Beim Mangel an allen Verwandten nahm Niemand von ihrem Tode Notiz als die Herren von der Waisencommission, sie füllten auch die Kutsche, die hinter ihrem Sarge herfuhr. Ihr Scheiden machte also keinen Lärm auf Erden, ging ganz stille vorüber. Desto größere Freude wird im Himmel gewesen sein bei den Engeln, die schon lange sie kannten und liebten, als sie zu ihnen kam, mit ihnen den Herrn zu loben und zu preisen, wie es nur die reinen Seelen vermögen.

Der Oberamtmann

und

der Amtsrichter.

Von

Jeremias Gotthelf.

(Diese Erzählung erschien zuerst 1853 in einer von H. Pröhle herausgegebenen Sammlung von Novellen und Skizzen unter dem Titel „Deutsches Leben").

Es war ein schöner Herbsttag; der rothe Apfel im grünen Laube, die langen Reihen auf großen Aeckern, wahre Schatzgräber, die aus dem Boden schlugen die rauhen Kartoffeln, wichtiger der Menschheit als Silber und Gold, der Sämann, der mit ernstem Gesichte und langen gemessenen Schritten den Samen strömen läßt aus kundiger Hand, bezeugen es, daß man in die dritte Zeit des Jahres gekommen. Wer mit rechtem Auge einen Sämann schreiten sieht über den dunkeln Acker, dem rieselt Ehrfurcht durch die Seele, mahnt ihn ans Beten, weil nahe sei das unsichtbare Wesen, zu dem man in allen Zungen betet und mit keinem Auge es sieht. Der Sämann mahnt nicht bloß an das Evangelium und den Sämann, der das ewige Wort aussät, das in gutem Grunde hundertfältig Frucht trägt, Frucht, die zum ewigen Leben die Seelen speiset: der Sämann ist ein Gehülfe Gottes, und neben ihm wandelt Gott. Der Handwerksmann kauft sich den Stoff zu einem Geräthe, schafft daran, bis er fertig ist, oft mit selbstgemachtem Werkzeuge, und was seine Hand gemacht, verkauft er wieder oder liefert dem Besteller es ab, zur bestimmten Zeit, d. h. je nachdem er sein Wort gab oder nicht. Der Schuhmacher nimmt vom Gerber das Leder, setzt sich in seine Werkstatt unabhängig von Wind und Wetter; scheint ihm die Sonne nicht, zündet er die Lampe an: und

das Paar Schuhe, welches er am Morgen angefangen, ist, wenn er's kann, am Abend fertig. Er ist gewissermaßen Herr seiner Arbeit von Anfang an bis ans Ende. So nicht der Sämann, er ist nur Gottes Ackerknecht und thut am großen Werke das Geringste. Den Samen hat Gott geschaffen, fruchtbaren Boden hat Gott gemacht, den Samen sammelt der Mensch, bereitet den Acker zum Empfang des Samens und bringt ihn in den Boden. Jetzt aber ist der Sämann einstweilen fertig, jetzt nimmt ihn Gott in seine Hand und thut das Wichtigste, was kein Sämann, rechne er nach einfacher oder doppelter Buchhaltung, säe er mit der Hand oder der Maschine, vermag: er weckt den Lebenskeim im Samenkorn, läßt ihn sprengen den Grabesdeckel, durchbrechen der Erde harte Kruste und in hoffnungsreichem Grün die Felder schmücken. Er behütet die grüne Saat, hüllt sie in die warme weiße Decke, hebt diese wieder zu seiner Zeit, gießt Regen nieder und läßt die Sonne brennen, bis endlich weiß zur Ernte die Felder werden, und dem Knecht, der am fleißigsten den Acker ihm bestellte, am sorgfältigsten säete und eggte, während er neben ihm wandelte, der beste Gehülfe ihm war, lohnt er mit dem besten Segen. Darum ist auch der gute Landmann so fromm, er hat das sicherste Maß für Das, was er thut und was Gott thut, das Gefühl seiner Ohnmacht ohne Gottes Hülfe wird ihm alle Tage neu, aber auch die Freudigkeit im Bewußtsein: mit mir ist Gott, und wenn er mit mir ist, was vermag, wer wider mich ist?

Auf einem Hügel, umkränzt von weiten Aeckern, auf denen viele Sämänner gingen, stand ein Schloß, kein modernes oder verschnörkeltes, sondern ein einfaches, ehrenfestes, in das man mit getrostem Muthe trat, man wußte weßhalb. Aus dem Thore kamen zwei gaukelnde Hühnerhunde, hintendrein Kinder, nach ihnen Damen von einem schlanken Mannsbild begleitet, den Zug schlossen zwei stattliche Herren. Der Eine war der Stellvertreter der gnädigen Obrigkeit in

einem gewissen Bezirk, ehedem Landvogt, dann Oberamtmann, jetzt Regierungsstatthalter geheißen. Das gehört auch unter die Landplagen unserer Zeit und zum entschiedenen Fortschritt, daß fast mit jedem Mondwechsel Moden, Gesetze und Titel ändern, was die Leute fort und fort stürmer und dümmer macht, Autorität und Zucht immer mehr zersetzt, den Leuten das Geld wegbeißt wie Heuschrecken das Gras. Der andere Herr war des Ersten Bruder und Vater des Jungen bei den Damen, der in fremdem Dienst und im Urlaub war. Es war eine echt patrizische Familie, noble Leute, gerecht, praktisch, kühn, nicht ohne Grund voll Selbstbewußtsein, daher keinem Adel nachstehend. Fürst Windischgrätz soll in jüngern Jahren einmal diesen Adel bloßen Bauernadel genannt und deswegen mit einem bernerischen Rittmeister, der diesem Adel angehörte und mit Windischgrätz diente, ein Duell gehabt haben. — Sie zogen aus, einen Amtsrichter, der ein reicher Bauer war, zu besuchen, es war nicht zum ersten Mal. Der Herr Landvogt oder Oberamtmann war Vorsitzer des Amtsgerichts, lud nach abgethanen Geschäften in der Regel die Amtsrichter zum Essen ein, was ein trauliches, aber durchaus kein abhängiges Verhältniß erhielt. Die Amtsrichter, gewöhnlich die angesehensten Bauern im Bezirk, luden dagegen auch den Herrn Oberamtmann ein sammt Familie, was für diese gewöhnlich ein Fest war und mit Recht, denn es ging stattlich zu, und die ländlichen Weisen behagten ihnen besser als die köstlichste Aufwartung. Amtsrichter, welche nicht rechte Bäuerinnen daheim hatten, thaten mit den Einladungen nicht nöthlich, und wenn sie übergangen wurden, nahmen sie es nicht übel. Zu einem rechten Bauernhof gehört eine rechte Bäuerin; fehlt diese, haben Bauer und Hof den Glanz verloren. Eine Bäuerin kann weder durch eine Köchin noch durch eine Haushälterin und am allerwenigsten durch ein Gesellschaftsfräulein, welches anständig den Thee servirt, ersetzt werden; es muß halt eine Bäuerin sein, es thut's nicht an-

ders. Der Besuch galt dem reichen Amtsrichter Grün auf der Säublume. Die Säublume war weit und breit der schönste Hof, und so geheißen wegen des fetten Grases, der sonnigen Lage, daher dort immer die ersten gelben Säublumen zu sehen waren. Der Oberamtmann und der Amtsrichter hatten sich eben nicht am liebsten, aber sie achteten einander und trugen Sorge zu einander, wegen des allgemeinen Besten. Es waren zwei stolze Männer, Beide ihres Einflusses und ihres guten Willens sich bewußt, daher Keiner geneigt dem Andern weiter nachzustehen, als es gerade das Amt erforderte. Der Oberamtmann war nicht unkundig auf dem Lande. Seine Familie hatte ihre schönen Bauergüter nicht verhändelt, um höhere Einkünfte zu gewinnen, brachte auf denselben ihre meiste Zeit zu, daher der Oberamtmann im Landleben heimisch war. Aber die Gesetze kannte der Amtsrichter besser, das trieb dem Oberamtmann oft das Blut zu Haupt. Damals hatte man eine ehrenfeste Gerichtssatzung, die änderte nicht alle Tage, war Vater und Sohn bekannt von Jugend auf, Jeder wußte was Trumpf war, konnte sich mehr oder weniger selbst helfen, wußte was muthwillig Trölen war, konnte einen verlorenen Handel von einem sichern unterscheiden. Darum waren damals auch weniger Processe, und wo jetzt zehn Fürsprecher reichlich schneiden, fand damals kaum Einer sein mäßig Brot. Der Landmann behielt sein Geld im Sack und Friede war im Lande und unter den Nachbarn. Der Oberamtmann hatte einen gerechten Sinn aber heißes Blut, da geschah denn zuweilen, daß er sich verfing, daß er, wenn es zuweilen über die Schnur ging, den Amtsrichter als Widersacher fand, und zwar als einen, der Recht hatte. Himmel, wie ginge es einem Oberamtmann jetzt, wo hinter einem jeden Regierungsstatthalter her wenigstens zwei Fürsprecher und ein Agent sind, der eine Fürsprecher eine Beschwerdeschrift macht, wenn er links steht, der Andere eine administrative Klage ausspielt, wenn er

rechts sieht, während der Agent auf der Lauer steht und Jeden aufhetzt, der zum Schloßthor aus- und eingeht, wenn der Regierungsstatthalter nicht reine Sache hat. Es sind grundarme Bursche, die nämlich, welche regieren sollen, sie dürfen nicht, wenn sie schon möchten, man findet daher selten einen rechten Mann am Brett.

Es wurde ehedem viel besser regiert, wohlfeiler, das Volk war zufriedener. Ein christlich Regiment wird durch nichts mehr verhunzt als durch zu viel sogenannte Justiz. Der Amtsrichter hatte auch seine Schwächen, er war unbestechlich, aber über Sympathie und Antipathie soll er sich bei aller Gesetzeskunde nicht immer erhoben haben. Dann klopfte ihm der Oberamtmann mit großem Behageu auf die Finger. Beide wirkten wohlthätig in der Gegend, Beide waren so ehrenfeste Männer, daß die Menge Glauben hatte an sie; das ist eine seltene Sache und viel werth. Die Menge hat sonst in der Regel mehr Glauben zu schlechten Rathgebern als zu ehrenfesten, dieweil jene nach Gunst reden, diese nach ihrem Besten. Sie lebten in anständigem Verhältniß, schnitten sich nicht hinterrücks die Ehre ab; aber Freunde, wie man sie dafür hielt, waren sie nicht. Ja es war in der letzten Zeit eine Wolke zwischen ihnen gewesen, welche der Oberamtmann vertreiben wollte. Er hatte wegen einer blutigen Schlägerei, bei welcher Verwandte des Amtsrichters betheiligt waren, sehr harte Bußen veranlaßt, was dem Amtsrichter ins Fleisch ging, die er aber diesmal nicht wenden konnte, denn der Oberamtmann stand auf gesetzlichem Boden. Solche Besuche machte der Oberamtmann gern, wenn Verwandte oder Bekannte bei ihm waren. Er verschaffte mit solchen Partien seinen Gästen Vergnügen, denn der Weg zur Säublume war schön und die Aufwartung mit echter Landeskraft ausgezeichnet. Er zeigte aber auch gern und mit Stolz den Reichthum der Bauern, und wenn er sie auch in einzelnen Fällen unterthäniger wünschte, so hatte er

doch im Allgemeinen auch Freude an ihrem Stolz. Denn wo reiche und stolze Bauern sind, da muß die Regierung, auch wenn sie eine aristokratische ist, doch nicht ganz schlecht, selbstsüchtig oder despotisch sein, sondern sich ums Wohl des Landes wirklich kümmern. Und was hat eine Regierung in einem stolzen und reichen Lande für Kräfte gegenüber einer Regierung in einem armen und gebeugten Lande?

Der Bruder des Oberamtmanns, Oberst in fremden Diensten, wollte dies durchaus nicht begreifen; der meinte, man müsse die Bauern unter der Scheere halten, sonst wüchsen sie unversehens dem Herrn über den Kopf aus. Dagegen erzählte der Oberst mit glänzenden Augen von seinen herrlichen Burschen im Regiment, wie sie dem Teufel Zahn um Zahn aus dem Maul brechen würden, wenn sie ihn einmal hätten, und wie er mit seinem Regimente stehen bleiben wolle und wenn die ganze Armee davonliefe, kein Kopf sollte sich rückwärts wenden, geschweige ein Fuß. Mit sichtbarem Behagen erzählte er Exempel von den mannhaftesten Burschen, die Niemanden fürchteten, selbst die Offiziere nicht, wenn sie im Recht waren, doch Alles in den vorgeschriebenen Schranken der Subordination. Der gute Oberst begriff nicht, daß nur in einem Lande, wie der Oberamtmann regieren half, Bursche wachsen konnten, wie er zu kommandiren das Glück hatte. Es ging ihm halt so wie noch höher Gestellten, wie mancher Regierung, er begriff den Zusammenhang zwischen Hinten und Vornen nicht. Der Herren lebhafter werdendes Gespräch unterbrach die Frau Oberamtmännin mit der Frage: „Du hast es doch dem Amtsrichter sagen lassen?“ — „Habe nicht Kummer, ich ließ es ihm durch einen Landjäger, der dort vorbei ging, melden“, antwortete ihr Herr.

Die Frau Oberamtmännin hatte die Frage eigentlich nur gethan, um die Brüder zu unterbrechen. Sie kannte die Hitzköpfe, und wie der Jäger die verschiedenen Töne in

den Stimmen seiner Hunde kennt, so wußte die Frau Oberamtmännin ganz genau aus der Stimme ihres Eheherrn, ob er einem harten Zanken entgegenging oder nicht. Die beiden Brüder zankten oft gewaltig, daß weithin ihre Stimmen schollen; ihrer Einigkeit that es aber keinen Eintrag, ließ nicht einmal Bitterkeit zurück; sie trotzten niemals, sie waren es von Jugend auf gewohnt, aber da in freier Luft hätte es die Frau Oberamtmännin doch ungern gehabt. Die Brüder hätten dann freilich französisch geredet, aber Brüllen ist Brüllen, sei es französisch oder deutsch, und französisches Gebrüll oder deutsches verstanden die Bauern aufs Haar gleich gut.

„Du wirst ihm ein Billet geschrieben haben?" frug die Dame weiter.

„Warum nicht gar!" antwortete der Oberamtmann heftig. „Er versteht besser mündlich als schriftlich!" — „Es gibt noch mehr Leute, die es so haben", lachte der Oberst; „kein Wunder, daß ihr euch so gut zu einander schickt." Allerdings nahm der Oberamtmann fast ebenso ungern eine Feder als eine Nadel zur Hand. Er war früher auch Militär gewesen; auf dem Lande erwachsen, sollte er von Präceptoren (Hofmeistern) geschult werden, hielt sie zum Besten, ärgerte sie, bis sie fortliefen, und strich Eichhörnchen und anderm Hochwild nach. „Da hörst meine Frau", sagte der Oberamtmann, „die meint es erst gut mit den Bauern, und wenn du sie mit dem Amtsrichter zusammen siehst, so wirst du finden, daß ich Ursache hätte eifersüchtig zu sein." Nun erhob sich ein anmuthig Wortgeplauder zwischen den Herren und Damen: denn des Obersten Frau, eine Fremde, war auch dabei. Die Frau Oberamtmännin war eine gute, aber verdammt kluge Dame. Sie liebte ihren biedern Mann von ganzem Herzen, aber sie kannte ihn auch durch und durch. Mit der zärtlichsten Aemsigkeit räumte sie ihm alle Steine aus dem Wege, suchte allenthalben gut Wetter zu machen,

und wußte dazu die Stimmungen seiner Seele zu beherrschen wunderbar, das ist eine unendlich größere Kunst als Clavierspielen oder Geigen. Wer ein Clavier oder eine Geige handhabt, kann darauf herumfahren nach Belieben und Verstand, es ist ihm Niemand im Weg, pfuscht ihm Niemand darein; wer aber auf einem Herzen spielen will, dem will die ganze Welt und alle Menschen mit helfen, bald von rechts, bald von links trampeln sie auf den Tasten herum, greifen in die Saiten hinein. Da gilt es die Töne, die Andere greifen, zu meistern, daß sie klingen schön und fein, wie der Meister oder die Meisterin wollen, daß ein lieblich und wohllautend Spiel ertönet immer und immer von dem geliebten Herzen her. Diese Kunst ist nur ähnlich der großen Kunst Gottes, der jedem Esel seinen Willen läßt und jeden Menschen machen was er will, und doch es macht, daß Alles seinem Willen dienet und Alles kömmt, wie er will. Diese wunderbare große Kunst, die heilig ist und teuflisch, je nachdem sie mit heiligem oder teuflischem Sinn getrieben wird, diese Kunst ist hauptsächlich des Weibes Gabe, liegt bei ihm wenigstens mehr im Vordergrund als bei dem Manne, kömmt bei ihm zu größerer Vollkommenheit, wenigstens in Anwendung auf den Einzelnen, wenn auch nicht auf die Massen.

Ach, wenn die Mütter, beide die Damen und die Käs- und Kabisweiber, ihre Mädel diese Kunst lehrten oder lehren ließen, statt die des Clavirens, und das christliche Musikgehör ihnen ausbildeten, ach, da würde es schön auf Erden und die verklungene Sphärenmusik klänge wieder in jede Hütte hinein, und wo sie klingt, da weht der Friede Gottes.

Die Frau Oberamtmännin war eine wahrhaft fein gebildete Frau; das Neueste hatte sie zwar nicht gelesen, war auch nicht in allen freien Künsten bewandert, aber sie besaß das richtigste Gefühl für Alles, was Andern angenehm oder unangenehm war, wußte genug, um einen angenehmen Sprechstoff bei der Hand zu haben, hatte also das Wichtigste

zu der wahren Höflichkeit für alle Leute, und wandte diese Höflichkeit eben auch auf alle Leute an, auf Ebenbürtige und nicht Ebenbürtige; und soll das etwa eine Christin nicht?

Daneben war sie eine recht gute Hausfrau, nicht von denen Eine, welche meinten, der Grasanken müsse grün sein, und die für Küchlein kein Futter geben wollten, weil sie saugen sollten wie andere Thiere, oder für ihre Plättete Tannzapfen bestellten, aber ausdrücklich hinzusetzten: sie wollten buchene u. s. w., nie wußten, was auf den Tisch kam, und über die Köchin schimpften, wenn nicht das Rechte kam, oder es sonst schlecht ging.

Sie hielt den Faden der Unterhaltung fest und behielt doch die junge Welt im Auge. Ihren beiden Töchtern, welche mit dem Vetter wandelten, sparte sie ihre Bemerkungen auf bis auf den Abend, wo sie wohl ein paar Capitel über ihr sehr ungenirtes Wesen werden erhalten haben. Den Kindern dagegen sparte sie die Bemerkungen nicht so lange, sie wären zu spät gekommen. Es war ihr daran gelegen, sie mit ganzen und trockenen Kleidern auf die Säublume zu bringen; das hätte ihr wegen ihren eigenen Kindern nicht Kummer gemacht, aber des Obersten Kinder waren Stadtkinder und die haben bekanntlich ein eigenes Geschick, entweder in Gräben und Bäche zu fallen oder in Dornhecken hängen zu bleiben. Ueber Alle hin tönte ein scharfer Pfiff, der den Hunden galt, welche meinten, sie hätten auch das Recht, sich ungebunden lustig zu machen, und nicht großen Respect zeigten vor den Pflanzungen, die noch hier und da im Felde standen. Der Oberamtmann war nun nicht Einer von denen, welche entweder kein Gefühl haben für Pflanzungen, weder um Schädigung noch Gedeihen derselben sich kümmern, oder auch meinen, der Bauer habe gar kein Recht etwas übel zu nehmen, sondern müsse sich gefallen lassen, was über ihn komme aus irgend eines Herrn Hand oder durch dessen Zulassung. Er war eben auch Bauer und hatte ein

Herz für Gras und Vieh. Seine Frau warf ihm scherzend oft vor, seine Kleeäcker gingen ihm über seine Familie. — Man sah auch deutlich, daß er beliebt war. Wer ihnen begegnete, grüßte freundlich, sagte wohl auch: Geht's über Feld? es macht schön warm. Sie erhielten aber auch freundliche Antworten. Bauern, die weit im Acker standen, lüfteten ihre Kappen. Wenn es der Oberamtmann merkte, that er mit der seinen gleich, rief auch wohl ein freundlich Wort hin. Der Oberst machte es schon kürzer, während sein Sohn von alledem keine Notiz nahm. Stark rückten sie nicht vorwärts, aber es war ein gar lieblicher Weg mit vielem Schatten, schönen Bächen, daß er ihnen weder lange noch beschwerlich vorkam, und lange, ehe sie es erwartet, der Oberamtmann sagte: „Sehet, dort ist sie schon, kaum zwei Scheibenschüsse weit."

Es war ein großes stattliches Haus, mit vielen Fenstern, von gewaltigen Bäumen beschattet. Wenn es auch nur von Holz war, so wohnte doch sicher mancher polnische oder ungarische Edelmann schlechter, unbehaglicher, und wäre froh gewesen seinen Edelsitz mit diesem Bauernsitz zu vertauschen. Namentlich was Vorräthe betraf, hätte er keinen schlechten Tausch gemacht. Vielleicht auf einem Dutzend Edelsitzen zusammen genommen hätte man nicht soviel Hemden, Bettzeug, flächsernes Tuch und Garn gefunden, als in diesem einzigen Bauernhause und dessen Spycher.

Der Landjäger hatte dort seinen Auftrag ausgerichtet und damit die Frau Amtsrichterin gar mächtiglich erschreckt. Nicht weil Landvogts kamen, das war ihr an sich ganz recht, denn die Landvögtin war ihr eine gar anständige, liebe Frau; das ist Eine, mit der man doch ein vernünftig Wort reden kann, die hat Verstand, daß man sich ganz verwundern muß, fast so viel als unser Gattig, pflegte die Frau Amtsrichterin zu sagen. Sie ward erschreckt, weil die Botschaft so spät kam, nicht wenigstens einen oder zwei Tage zuvor. „Wenn man

schon meint", sagte sie vor dem Landjäger, „solche Leute hätten Verstand, sie haben dennoch keinen; meinen, einen Schinken koche man gleich geschwind wie ihre Schnefeli Fleisch, wo 27 auf ein Viertelpfund gehen."

„Soll ich etwa absagen? der Oberamtmann hat gesagt, wenn's nicht anständig sei, so sollte man absagen lassen." — „Warum nicht gar absagen", zürnte die Amtsrichterin, „daß sie meinen, wir hätten nichts z'essen im Haus, für ein Dutzend oder zwei und dazu Lüt, die vom Schmöcken halb genug haben; wir müßten erst in alle Himmelsgegenden ausschicken und zusammenbetteln, wenn uns ein Mensch ungesinnet ins Haus läuft, wie es die armen Leute machen. Babi, gib dem Landjäger ein Kirschenwasser. Wo ist der Vater?" — „Hinter dem Spycher bricht er Korn", lautete die Antwort. Dorthin lief die Amtsrichterin, in vollem Harnisch die Kunde bringend. Der Amtsrichter nahm dieselbe ganz kaltblütig auf: „Gieb, was du hast, und zum Reste laß ich einen Stecken stecken." — „Flausen, ja wohl", sagte die Frau, „es muß eine Hamme sein, es muß Fleisch sein, wie soll das Alles weich und gut sein bis Nachmittag?" — „Warum nicht", sagte der Mann, „nimm von den letzten Hammen und dem letzten Fleisch, laß feuern im Ofenhaus, daß man eine Hex braten könnte, brauch all Vörtel; bis um 4 oder 5 Uhr Abends geht's noch lang und was sie dann noch nicht beißen können, das können sie ungegessen lassen." — „Wenn du nichts Besseres weißt, so hätte ich das auch gewußt und meine Zeit besser brauchen können. Aber so ist das Mannsvolk, will Alles regieren und wenn es an Nothknopf kömmt, so ist die dümmste Frau gescheiter. Komme, hau mir Fleisch herunter!" So brummte die Frau Amtsrichterin und doch hatten ihr des Amtsrichters Winke den ganzen Schlachtplan in die Hand gegeben, den sie jetzt mit aller Sicherheit verfolgte. Die Frau Amtsrichterin war ein großes, wohlbeleibtes, schönes Weib, stark im Arm, wei-

sen Sinnes, guten Herzens, aber eine Löwin an Zorn und Kraft, wenn es an sie kam. Ehe sie den Hof hier geerbt, hatten sie in einem Dorfe gewohnt. Da waren einmal in einer Samstagnacht fremde Nachtbuben ins Dorf gekommen, eine große wilde Rotte, hatten groben Spectakel verübt, die Mädchen gequält, muthwillig Schaden angerichtet. Männer und von Buben was daheim war, wollten mahnen, wehren, jagten von den Häusern weg, bis endlich Alles zu einem Knäuel ward, in der Gasse, in Mitte der Straße eine blutige Schlacht auf- und niederwogte. Der Amtsrichter war auch dabei und mitten drin, die Amtsrichterin stand vor dem Hause, die aufgejagte Magd neben ihr. Als sie das Toben und Fluchen hörte, das Krachen und Schmettern der fallenden Stöcke, da ergriff es sie, sie wußte nicht wie: Komm Lisabeth, rief sie, nahm in der Küche vom Herde eine kurze Kelle, vornen mit einem schweren eisernen Haken, Lisabeth ein anderes kurzes schweres Instrument und Beide hinten ins Gewühle und schlugen rechts, und schlugen links und auf jeden Streich einen Nachtbuben, an den bedeckten Köpfen leicht kenntlich, nieder, daß im Umsehen die halben Buben am Boden, die anderen halben auf der Flucht waren. Was diese zwei Weiber verrichtet, ward nicht vergessen bis auf diesen Tag. So ein handlich Weib ist denn doch ein kitzlich Ding und paßt nur zu einem tüchtigen, handfesten Mann, einem Andern möchte ich keins rathen von dieser Sorte. Uebrigens sind Exemplare von dieser Sorte rar, was den Männern wirklich wohl kömmt, denn die mannhaften Männer sind auch nicht überdicht gesäet. — Nun ging es los auf der Säublume, als ob sieben Hexen sollten gebraten werden, nicht bloß eine. Töchter und Mägde wurden tribulirt, noch ganz anders als Kanoniere einer Batterie, die alle fünf Minuten Position ändert im Galopp.

Als der Ruf erscholl: Landvogts kommen, war aber auch die Sache in Ordnung, der Stand der Dinge durchaus

befriedigend, die Frau Amtsrichterin angezogen, und brauchte scheinbar um nichts mehr sich zu kümmern, es sollte Alles gleichsam von selbst gehen, als brächten es die Engel des Himmels daher. Geputzt war die Frau Amtsrichterin scheinbar gar nicht, ihre Kleider schienen Werktagskleider, waren aber durchaus rein, von feinem Stoff, und blendend das weiße Hemd. So waren auch die Töchter angezogen. Man sollte glauben, sie wären eigentlich immer so.

Der Amtsrichter empfing die Gäste einige Schritte vor dem Hause, ohne besondere Ceremonien, mit natürlicher Höflichkeit, die Kappe in der linken Hand, bis er Allen die Rechte gegeben, nachher setzte er sie wieder auf, als ob sich das von selbst verstehe. Er war auch ein schöner Mann, seine Gesichtsbildung nobel, und wenn er Herrentracht getragen, so hätte man ihn auch für einen Herrn gehalten, so frei war seine Haltung. Als er mit Begrüßen fertig war, kam die Frau Amtsrichterin, nach ihr schüchterne Kinder, Jagdhunde, welche die Wachtelhunde knurrend und scherzend begrüßten. Umsonst sah der Lieutenant nach den Töchtern sich um, von denen ihm seine Cousinen viel erzählt, und diese, sein Visiren wohl merkend, lachten ihn weidlich aus. Vor Allem mußte die ganze Gesellschaft bis an die eigenen Hunde in die Stube gehen. Herr Landvogts hätten warm, sagte die Amtsrichterin, und da oben sei immer Zug, sie könnten sich erkälten. Es sei nicht warm drinnen und vor Fliegen sollten sie sich nicht fürchten, sie hätte dieselben so viel wie möglich hinausgemustert. Die Stube hatte nichts Besonderes als einen schönen Glasschrank und einen mächtigen Eichentisch nebst gehörigem Geräthe zum Sitzen, einem Ruhebett, damals noch eine Seltenheit auf dem Lande. Bald darauf kam der Amtsrichter mit zwei großen schön geschliffenen Flaschen voll goldenen Weines, und hinter ihm zwei Töchter mit Gläsern, weißem Brot und Käs. Der Amtsrichter machte den Wirth, schenkte ein, servirte mit Hülfe der

Töchter, die Frau Amtsrichterin nahm sich der Sache sehr wenig an, schickte bloß ein Kind nach Wasser, als sie die Frau Oberstin darnach seufzen hörte, und sprach der Frau Oberamtmännin zu, als sie den Kindern keinen Wein zulassen oder ihn mit Wasser ertränken wollte; redete zu, statt des dünnen Wassers den in den Städten unbekannten, auf dem Lande so beliebten mit Zucker und Zimmt angemachten süßen Thee zu gebrauchen, der in den Wein gegossen sehr angenehm und durstlöschend ist. Wirklich ward er auch probat gefunden, nur die Frau Oberstin rümpfte ein wenig das Näschen, denn begreiflich war der Thee nicht von der feinsten Sorte. Der Herr Lieutenant wollte mit den Töchtern anbinden, fand aber den Ton nicht, erhielt sehr kurzen Bescheid, was seine Cousinen ihm nicht schlecht gönnen mochten und es den Mädchen durch doppelte Freundlichkeit vergalten. Die Herren lobten des Amtsrichters Wein als kräftig und rein, mit lieblicher Blume. Dem that das wohl und er erzählte, wie er fast alle Jahre an den kleinen See fahre und Wein hole für seine Leute, nur leichten, und wenn er schon sauer sei, so sei er ihnen um so lieber, weil er ihnen den Durst desto besser lösche. In ganz guten Jahrgängen fahre er dann ins Wälschland und hole dort ein Faß oder zwei, je nachdem Jemand mit ihm einstehe oder nicht. Man sei froh einen Tropfen guten Wein im Keller zu haben, es könne einem zuweilen begegnen, daß man müsse Kindbett halten, und wenn nicht, so sei man so zu sagen auch ein Mensch und ein Glas guter Wein thue allezeit wohl. Bei dieser Erfrischung blieb man nicht lange sitzen, es strebte Alles ins Freie. Ein Bauernhof ist eine wahre Raritätenkammer für Stadtleute, und wenn man die rechte Begleitung hat, kann man in einem halben Tage mehr Landwirthschaft lernen als auf einer Universität in einem halben Jahre. Natürlich fand alsbald in der Gesellschaft eine große Spaltung statt, die große und kleine Jugend strebte nach den

Bäumen, die Damen ins Grüne, die Herren in die Ställe, besichtigten Misthaufen und Heustock und versenkten sich dann in die Landwirthschaft überhaupt, welcher auch der Oberst nicht fremd war und nach einigen Jahren mit derselben noch näher bekannt zu werden gedachte. Der echte Berner hat einen Zug zur Landwirthschaft. Der Handwerksmann, sobald es ihm irgendwie möglich ist, kauft ein Stücklein Land, sein höchstes Streben geht dahin, Bauer zu werden. Der Edelmann, wenn er es immer kann, hat auf dem Lande seinen Besitz und bauert wie ein heller Teufel, wie man zu sagen pflegt. Das ist Naturzwang. Es ist aber auch der Canton Bern ein klein Ländchen Gosen. Der Boden fordert freilich sehr harte Arbeit, liefert dann aber auch sehr kräftige Producte. Und wenn nicht Landwirth, so ist der Berner am liebsten Soldat, zum Kaufmann ist er nicht geboren. Wie echte Landwirthe liebt er auch Vorräthe, fragt nicht nach dem Capital, welches darin steckt und keinen Zins trägt. Die Frau Oberamtmännin war nicht bloß eine vornehme Dame, sondern, wie oben schon angedeutet worden, auch eine gute Hausmutter und Bernerin. Sie hatte auch gerne Vorräthe und besonders von Leinen, Leibwäsche, Bett- und Tischzeug konnte sie nie genug haben. Doch trieb sie es mit Verstand, und nicht wie jene Wirthin, die es auf hundert Dutzend Hemden für ihre eigene Person brachte.

Sie hatte auch holländisches Tischzeug, aber doch hielt sie am meisten auf dem, welches sie selbst spinnen und tuchen ließ. Das war ein Punkt, wo die Frau Amtsrichterin und die Frau Oberamtmännin sich fanden, die Frau Oberstin dagegen dabei ein Gesicht machte ungefähr wie eine Schneegans. Als nun aber die Frau Amtsrichterin ihre Vorrathskammer aufschloß, wo sie das gebleichte und das ungebleichte Tuch hatte, das ungenähte und das verarbeitete, da machte die Frau Oberamtmännin auch fast solche Augen und ward ganz neidisch in ihrem Herzen, denn so reich war sie nicht an

solchen Dingen. Sie vertieften sich in die Geheimnisse des Spinnens, Webens, der Schelmerei der Weber und wie man ihnen auf die Finger sehen müsse, so daß sie vielleicht heute noch dort stünden, wenn nicht eine Tochter der Mutter sich vom weitem gezeigt und wieder verschwunden wäre. Die Mutter wußte die Erscheinung zu deuten und lenkte allgemach die Schritte der Damen gegen einen großen Nußbaum hin, wo ein Tisch gedeckt stand. Es ist sonst auf dem Lande nicht Sitte, die Gäste außerhalb des Hauses zu bewirthen, aber des Oberamtmanns waren nicht zum ersten mal hier, und der Amtsrichter kannte ihre Sitte, nach dem Freien zu schreien, und fügte sich hinein. Die Jugend flatterte alsbald herbei, denn wo die was zu essen und zu trinken riecht, ist sie nicht säumig. Länger ließen die Herren auf sich warten. Sie erörterten einen Wässerungsproceß, waren nicht in Allem gleicher Meinung; ein Nachbar sollte dem andern das Abwasser zukommen lassen, aber seit der Sohn des Einen den Hof übernommen, erhielt der Andere nur halb so viel Abwasser als früher. Darüber entstand der Streit und drehte sich um den Beweis, daß nur noch die Hälfte dem Andern zufließe, und über die Art des Beweises waren Oberamtmann und Amtsrichter nicht einig.

Man ging vom Grundsatz aus, der Eine sei dem Andern das gleiche Wasser schuldig. Der Oberst hatte lange zugehört, endlich sagte er: „Ihr seid auf dem Holzweg. Wie mir scheint, handelt es sich nicht um ein bestimmtes Quantum Wasser, sondern um das Ueberflüssige, um das Abwasser, das kann ja mehr oder minder sein nach der Jahreszeit und dem Gebrauch, wenn das Wasser nur nicht anders wohin genommen wird.“ Der Oberamtmann und der Amtsrichter sahen einander ganz verwundert an, wanden sich mit Mühe unter allen juristischen Vor- und Darstellungen aus den Schneckengängen des Rechts heraus und endlich sagte der Oberamtmann: „Ich glaube beim — du habest Recht.“ —

„Ja, er hat Recht", sagte der Amtsrichter, „er hat Recht, daß unser einem so was nicht in Sinn kömmt!" — „Ja, so geht es, wo die Juristen was weggerückt und hingestellt, meint man, man müsse es von der Seite ansehen, die sie einem zugekehrt, und fährt so krumm ums Recht herum, sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht", sagte der Oberst. — „Die werden Maul und Nase aufsperren, wenn die Sache, nachdem zwei Jahre procedirt wurde, Augenscheine und Eide gingen, auf einmal die natürliche Wendung nimmt, an die Niemand gedacht", sagte der Oberamtmann. — „Ja und der Obere muß gewinnen, denn er braucht das Wasser in den alten Gräben und nur auf dem Lande, welches in den Briefen verzeichnet steht", sagte der Amtsrichter. „Aber wie machen, daß die Wendung in die Sache kömmt, die Richter sind ja an die Schlüsse der Partien gebunden?" Ueber dieser Berathung säumten sie sich und leisteten erst wiederholten ernstlichen Botschaften Folge. Als sie um das Haus bogen, lag vor ihnen eine prächtige Aussicht, unter dem gewaltigen Nußbaum war getischt, auf den blendenden Tischtüchern standen mächtige Kaffeekannen, große Häfen voll gelber Nidel, Schüsseln mit hochaufgethürmten Küchlene von allen Sorten, die schönen braunen Strübli sandten ihren köstlichen Duft weit hin, hatten die Kinder förmlich bezaubert, sie bissen hinein, als ob sie ihr Lebtag nie mehr so was kriegten. Selbst die Frau Oberstin, die etwas zimpfer that, und mit groben nahrhaften Speisen ihrer Taille wegen sich nicht gern befaßte, konnte ihr Behagen nicht verbergen und griff zum zweiten mal zu, was ihr sonst selten begegnete, entsetzte sich aber dennoch über den Appetit des Lieutenants, der wirklich fütterte, als ob es nie mehr gut wäre, so daß selbst die Amtsrichterin, die doch schon manchen tapfern Hunger gesehen, sich wunderte, wie das Alles in dem dünnen Leibchen, der einer Wespe glich, Platz haben könnte. Jetzt servirte die Frau Amtsrichterin mit großer Eindringlichkeit und handhabte die

große Kaffeekanne mit einer Leichtigkeit, die überall Respect vor ihrem Arm einflößte, und einige Scherze über die Gefährlichkeit solcher Arme für die Ehemänner veranlaßten den Amtsrichter zu sagen, sie zu fürchten habe er zwar noch nie Ursache gehabt, dagegen seien sie ihm schon wohlbekannt, woraufhin er den vorhin erwähnten Strauß zum Besten geben mußte, obschon die Amtsrichterin sagte, sie hätte das bald genug gehört, am liebsten wär' es ihr, sie hörte gar nichts mehr davon. Indessen erzählte der Amtsrichter das Gefecht recht schön, wie das tätscht und prätschet hätte, jeder Streich einen Mann gefällt, daß er geglaubt, es seien wenigstens ein halb Dutzend todt, und am Ende hätte es nicht einmal viel gemacht, von wegen es sei Alles auf die Köpfe gegangen und da möge man was ertragen.

Als endlich von all den Herrlichkeiten nichts mehr an Mann zu bringen war, ließ die Amtsrichterin abräumen bis auf die Küchlein, welche stehen blieben. Nun hätte nach Landesbrauch wieder eine Pause gemacht werden sollen, um dem Genossenen Zeit zu lassen sich zu setzen und andern Herrlichkeiten Platz zu machen, davon ward wieder eine Ausnahme gemacht. Amtsrichters hatten es nicht wie die Wirthsleute bei Post- und andern Stationen, die es so einrichten, daß die Leute nicht Zeit finden zum Essen, halb genug kriegen, aber ganz zahlen müssen: sie gönnten's den Leuten. Aber die Zeit war ziemlich um, wo Landvogts blieben, denn sie liebten die Nachtluft nicht, sie pressirte daher mit der Aufwart, damit Allem sein Recht geschehe. „Wir hoffen doch, Frau Amtsrichterin", sagte die Frau Oberamtmännin, „Ihr lasset es jetzt gut sein, mehr wär' überflüssig. Wir aßen Alle mehr als uns gut ist und müssen jetzt ans Aufbrechen denken." Als Antwort darauf erschien die älteste Tochter, welche noch nicht da gewesen war, mit einem prachtvollen Schinken. Der Lieutenant machte Augen, daß das ganze Gesicht nur ein gwunderig Loch schien, aber nicht über

den Schinken, sondern über das Mädchen, so eins hatte er wahrscheinlich noch keins gesehen. Es war der Mutter Ebenbild, fein und stark, wie sie vor 25 Jahren gewesen sein mußte. Als Königin des Herdes, wo die Hexe gebraten worden, funkelte sie in voller Farbenpracht und ihre Augen waren Feuer, an denen man noch ganz was Anderes braten konnte als Hexen.

Die Frau Oberstin dagegen erschrak bedenklich, ob über den Schinken oder über das Mädchen wissen wir nicht, sie zog den Shwal über die Schultern und wollte alsbald aufbrechen. Wahrscheinlich zupfte sie die Frau Oberamtmännin am Kleide; denn nach einigen halblauten wahrscheinlich wälschen Worten setzte sie sich wieder, konnte sich aber nicht enthalten: „Mais Louis, que tu fais peu attention!“ zu sagen. Sie saß glücklicherweise auf der Seite, auf welcher auch der Oberst saß, was sie diesem sonst zugerufen haben würde, wissen wir nicht. Stoff dazu wäre vorhanden gewesen, so gut als beim Lieutenant. Der Lieutenant erschrak durch den Ruf der Mutter und im ersten Augenblick, nicht recht wissend, was sie meine, fuhr er mit dem Kopf herum, aber gerade in eine Schüssel gedörrter Kannenbirnenschnitze hinein, und hätte sie dem Mädchen aus der Hand geschlagen, wenn dasselbe nicht so handfest gewesen wäre; ein großes Stück Schinken rollte ihm dabei fast auf den Schooß, Alles zur großen Freude seiner Cousinen, die dem Cousin diesen Spuk auf seine verzückte Nase wahrscheinlich noch heutzutage nicht vergessen haben werden. Es wurden nun noch von den andern Töchtern grüne und dürre Birnenschnitze, Speck, Schweinskinnbacken, gesalzenes Fleisch, Salat, Wein, Thee gebracht.

Nun ging's eine Weile mit Entschuldigen, daß es nicht besser sei und wenn man es sicher gewußt, man doch wenigstens für ein Plättlein Fische gesorgt haben würde, und mit Protestiren, daß das Alles ganz überflüssig sei, daß man kein Stücklein über die Zunge bringe, daß man krank würde, und

gar nichts anschneiden solle. Aber der Amtsrichter ließ reden, schnitt in den Schinken tapfer hinein, die Amtsrichterin überredete die Frau Oberamtmännin zu einigen Schnitzen und nicht lange ging's, so ging noch über jede Zunge etwas, und über des Lieutenants Zunge besonders viel Wein, da die älteste Tochter die Hebe vorstellte und mit dem Einschenken sich abgab. Beide erhielten Blicke von ihren Müttern, die Frau Oberstin fand, ihr Sohn sei wohl durstig, und wenn er auch trinken wolle, brauche er von der Schenkin nicht halb so viel Notiz zu nehmen. Die Frau Amtsrichterin deutete, das Mädchen sei wohl fleißig mit der Flasche hinter dem Lieutenant, und wenn es auch meine, einschenken zu müssen, so brauche es doch nicht halb so lange daran zu machen. Die Herrschaften blieben wirklich länger als sie gedacht. Die Männer waren cordial geworden, hatten der Frauen Mahnung aufzubrechen mehrfach überhört, merkten erst was Trumpf war, als dieselben, zur Abreise gerüstet, vor ihnen standen. Es war kühl geworden, der Mond ging bereits auf am wolkenlosen Himmel. Der Oberst meinte, da sei es doch schön, es sei ihm recht leid, jetzt aufbrechen zu müssen, er bliebe gerne noch ein paar Stunden da, jetzt sei es gerade am schönsten. Um der Oberstin mit einer Antwort zuvorzukommen, schäkerte die Frau Oberamtmännin, sie hätte nicht geglaubt, daß ihr Schwager so viel romantisches Gefühl hätte und so viel Anlage zu einem Seladon. Aber sie könne ihn versichern, es sei noch viel schöner, im Mondschein spazieren zu gehen, als im Mondschein zu sitzen, da lese man gar zu leicht was Schlimmes auf. Der Mahnung war nicht zu widerstehen, es ward aufgebrochen unter vielem Gerede durcheinander, wie üblich bei solchen Gelegenheiten. Der Lieutenant hätte gern ohne Mondschein Abschied genommen, aber in seinen Bestrebungen war er durchaus unglücklich, die Töchter wollten nicht unter den Flügeln der Mutter weg, die fatalen Cousinen nicht von seiner Seite. Der Amtsrichter begleitete sie. Bekanntlich

schlagen die Hunde gern an, wenn es spazieren geht; so thaten auch des Amtsrichters Hunde, als sie merkten, ihr Herr wolle begleiten gehen. „Prächtige Laute das", sagte der Oberst. „Wenn sie so gut sind, wie ihre Laute schön, so sind's vortreffliche Hunde." Das war ein Capitel, welches zwischen dem Oberamtmann und dem Amtsrichter nie berührt wurde, Jeder ignorirte des Andern Hunde, des Andern Jagen. Der Edelmann betrachtete jeden Hasen, den der Bauer schoß, als einen Diebstahl an seinem Eigenthum; der Bauer gehöre an den Pflug, nicht auf die Jagd, meinte er. Der Bauer meinte, was das Gesetz erlaube, erlaube es dem Bauer wie dem Edelmann in den Schranken des Gesetzes, und wenn der Amtsrichter jagen wolle unter den Fittigen seines Patents, gehe es den Edelmann nichts an. Der Oberst war ein stolzer Mann, aber ein loyaler Mann, er sah hoch herab auf das Bauernvolk, aber er hatte beim Amtsrichter Gastfreundschaft genossen, gut gegessen, ebenso gut getrunken, in ihm einen recht wackern Mann gefunden, da war ihm auch das Herz aufgegangen, er behandelte ihn fast wie Seinesgleichen, diesen Abend nämlich. So brachte er das Gespräch auf die Jagd, der Amtsrichter wich nicht aus, so entspann sich ein interessantes Gespräch, ob welchem der Amtsrichter ganz vergaß, wie weit er sie begleitete und welches mit der Abrede einer gemeinsamen Jagd schloß. Es war spät, als man nach Hause kam, und natürlich war der durchlebte Nachmittag der Gegenstand der Unterhaltung bei der Abendmahlzeit, deren Stoff jedoch eben nicht besonders zugesprochen wurde.

Die Damen rühmten, und selbst die Frau Oberstin mußte gestehen, daß die Speisen gut geschmeckt hätten, nur schade sei es, daß sie so schwer und nahrhaft seien, entweder müsse man dabei arbeiten wie ein Roß, oder man würde in wenig Tagen dick wie ein Elefant. Uebrigens sehe man es der Taille von Mutter und Töchtern an, denn trotz der Arbeit sei es unmöglich bei solcher Speise bonne façon zu

bekommen. Hier mischte sich der Lieutenant ins Gespräch, lobte die Mädchen auf der Säublume sehr und wie ihm ihre Gestalten weit besser gefielen als die schmächtigen Gerippe, welche so dünn seien, daß der Wind sie nicht einmal nehmen könnte, wenn er schon wollte. Die Mutter warf mit fi donc um sich, wurde hässig, der Sohn disputirte ungezogen fort, wie solche Jungens dem Bengel oft bis weit in die zwanziger Jahre hinein nicht Meister werden. Da tönte das Gespräch der Männer in das unnütze giftiger werdende Getätsch hinein: der Oberst frug laut: „Aber warum soll ich nicht mit ihm jagen? Da gehen wir zum Besuch, essen und trinken, und ma foi nicht schlecht, und jetzt soll ich nicht mit ihm jagen, das findest du unanständig und zu familiär! Es nimmt mich doch Wunder, was anständiger oder unanständiger ist, mich von einem Menschen bewirthen zu lassen, oder mit ihm zu jagen?“ „Das verstehst du nicht“, sagte der Oberamtmann. — „Was Papa“, fuhr der Lieutenant dazwischen, „mit dem Amtsrichter jagen! Dabei werde ich auch sein dürfen, nicht wahr, Papa? Abends nehmen wir früh ab, gehen über die Säublume heim. Da gibt's einen charmanten Halt und die beste Gelegenheit, die stattlichen Figuren näher zu betrachten.“ Ja jetzt war der Frau Oberstin nicht mehr zu helfen; in der großen Welt aufgewachsen, wußte sie gar zu viele Exempel, zu was Allem die Jagd Vorwand und Gelegenheit bietet, und Mann und Sohn beide auf solchen Wegen! Jetzt war ein fürchterlich Gewitter im Anzug, aus allen Löchern brausten Winde, die Frau Oberstin schwankte noch zwischen einem schrecklichen Platzregen und einem schrecklichen Sturm, da fiel plötzlich ein Nidelhäfeli um, man wußte nicht wie, der schöne Rahm spritzte über den Tisch, die Damen sprangen auf, ihre Röcke zu salviren, die Herren kamen zu Hülfe, der Zofe wurde geschellt und als aller Schaden geheilt oder verhütet war, sorgte die Frau Oberamtmännin dafür, daß das Gewitter sich nicht wiederfände, sie arran-

girte eine Whistpartie, woran sie die drei Herren und die Frau Oberstin setzte. Der Oberst war ein exacter Spieler und wehe dem Partner, der ein Böcklein schoß; da wußte man, daß man aufzupassen hatte, und vergaß das Disputiren.

Die Beschreibung einer Jagd im Canton Bern ist ein sehr einfach Ding, braucht wenig Papier und gar keinen Aufwand von Darstellungskunst, es sei denn, man wolle eine Gemsjagd beschreiben und noch brav dazu lügen. In der Gegend, wo wir sind, gab es Wachteln und Schnepfen, selten Hühner, Hasen und Füchse. Der Oberamtmann versuchte Rehe zu pflanzen, da aber Niemand als er Rehe für ein mit Vortheil einzuführendes Product hielt, so schienen sie nicht besonders gedeihen zu wollen. Alle halb Dutzend Jahre verirrte sich ein Wildschwein in die Gegend von den Vogesen oder dem Schwarzwald her. Da gab es dann großen Spectakel mit Treiben und Brüllen, wobei zumeist kein Leben sicherer war als das der gejagten Sau. Bei den andern Jagden ging's ganz einfach zu. Ein Piqueur führt die Jagdhunde, eins, zwei, selten mehr als drei Koppel, die Herren gehen zu Fuß, manchmal den Hühnerhund an der Schnur bei sich. So marschirt man aus ohne Sang und Klang. Früher hörte man zuweilen noch hier und da ein vertrocknetes Waldhorn das à la mort blasen, jetzt scheint ihm der Athem ganz vergangen zu sein.

Omnia mea mecum porto kann Jeder sagen, denn Jeder trägt seinen Proviant in seiner Tasche mit sich. Sehr selten sind die Partien, wo ein Träger mit einer Hutte einen tüchtigen Halt an einen bestimmten Ort trägt, wo man zu tafeln beschlossen. Seitdem die Herren ihren Hausfrauen ihre monatlichen Haushaltungsgelder so karg zumessen, lieben diese splendide Extraspenden für die Jagd nicht. Man denke wie viel Pfund Fleisch und andere gute Sachen bei einem Halt eigentlich nutzlos consumirt werden!

Noch einfacher wanderten der Oberst und sein Sohn aus, sie hatten nicht einmal einen Piqueur, sie nahmen des Oberamtmanns Hunde nicht mit, weil sie mit denen des Amtsrichters nicht gleichen Fußes waren, sie hatten ein Stelldichein verabredet, zu dem sie des Oberamtmanns Jäger führte. Der Herr selbst kam nicht mit, er jagte nicht mit dem Amtsrichter, der noch dazu die besseren Hunde haben sollte, wie sein Jäger selbst in vertrauten Stunden ihm klagte.

Es war ein dunkler Nebelmorgen, aus denen oft die schönsten Tage kommen, zuweilen aber auch ein bedenklich Regnen. Auch Nebel nützt, und des Oberamtmanns Jäger meinte, es sei comod, daß sie heute mit dem Amtsrichter jagten; an solchem Morgen, wo der ganze Wald tropfe, könne er mit ihren schweren Hunden, die nicht ins Dickicht wollten, nicht aufstechen. Da werde dann der Herr Junker Landvogt böse, wenn er sich auch alle Mühe gebe, so könne er doch nicht selbsten Hund sein. Er habe dem Herrn Landvogt schon oft angerathen, er solle zu seiner Meute einen recht guten Sperzer kaufen. Ehe das Thier auf sei, höre man jagen. Aber der Herr meine, das verstöre die Jagd; wenn man beim Aufgehen des Thieres nicht alle Hunde beisammen habe, jage es nie schön. Aber jage man schön, wenn man kein Thier auf die Beine bringe? Sie fanden den Amtsrichter bereits ihrer harrend, mit vier Hunden, die sehr geistreich aussahen, und den Amtsrichter fast umrissen vor Ungeduld. Dieser schüttelte den Kopf und sagte, sie hätten nicht gut ausgelesen, das Wetter sei im Aendern, er zweifle, daß sie den ganzen Tag jagen könnten. Wenn es nur aufzustechen sei, sagte der Oberst. Für das habe er nicht Kummer, von wegen seine Hunde scheuten die dichten Stauden nicht, selbst nicht die Brombeerstauden, aber wenn es regne, sei keine Freude dabei zu sein, erwiederte der Amtsrichter. Er führte sie nun eine ziemliche Strecke weit, sagte dem Jäger, er solle die Herren anstellen, wenn es geschehen, ihm

ein Zeichen geben, früher lasse er die Hunde nicht ab. Der Jäger that's, stellte die Herren an und mahnte sie, nur ruhig zu bleiben, entweder werde man sie rufen oder holen. Es sei schüssig hier, aber auch verirrlich, darum sollten sie mit unnöthigem Laufen sich nicht Mühe geben. Der Lieutenant ward zuerst angestellt, mit dem Oberst ging der Jäger weiter.

Der Lieutenant hörte bald das Zeichen des Jägers, nicht lange darauf einen Hund anschlagen, vorlauten, dann mehrere, dann ward es wieder still, dann einige raschere Töne, dann wieder still, dann brach's los auf einmal, als ob der ganze Wald voll Hunde wäre, in wüthendem Geheul kam's heran, im Anschlag zitternd erwartete er den Hasen, aber eine kurze Strecke von ihm weg stoben die Hunde über eine lichte Stelle, die er nicht beachtet hatte, und weiter ging's, wie die wilde Jagd. Es war wahr, des Amtsrichters Hunde jagten schön, aber als leichte Cavalerie, und einer unter ihnen hatte eine Stimme, es war ordentlich, als ob er damit orgelte; man hörte ihn über Berg und Thal.

Der Lieutenant meinte, es fehle nicht, der Hase kehre alsbald und laufe ihm ins Rohr. Aber der Hase band die Strümpfe, sah einstweilen sich nicht um, und mehr und mehr verlor sich die Jagd, nur hier und da kamen einzelne verlorene Töne durch die Bäume. Es begann der Nebel stärker zu tropfen, das Tropfen ward Regen; fernehin glaubte er einen Schuß zu hören, sonst war's stille im Walde und blieb stille, und regnete stärker. Da kam ihm ein Einfall: du wartest nicht länger, dachte er, warum naß werden, um nichts und wieder nichts, der Jagd gehst nicht nach, verirrlich sei's, hat der Jäger gesagt, du gehst gerade nach der Säublume, setzest dich dort wie der Vogel ins Hirs und sagst der Mama, du hättest gedacht, dort am sichersten auf den Papa zu warten. Er wußte, wie er meinte, ganz sicher, wo die Säublume lag, in einer Viertelstunde gedachte er dort zu

sein. Er hing das Gewehr an Rücken, verließ seinen Posten und ging voll Lachens der Säublume zu. Er ging und ging, ging eine Viertelstunde, zwei, drei, vier, aber auf die Säublume kam er nicht, sondern in einen tiefen Grund. Er klomm an einer Seite empor, da kam eine große Waldmatte, es kam ein Mööslein, kam wieder Wald, und regnen that's dazu und die Nebel hingen auf den Wipfeln der Bäume, daß es ein Elend war. Der Lieutenant hatte sich rechts, hatte sich links gewandt, hatte keine Richtung mehr, kein Merkmal, sich zurecht zu finden, am Himmel keins, auf Erden keins, er besaß keine Localkenntniß, wußte nichts von Schluchten, Waldmatten oder Mööslein. Nun es waren nicht Urwälder, Prairien, unendliche Sandwüsten; an einem Orte werde ein Ende sein, dachte er, wenn er gerade laufe; umkommen werde er wohl nicht. Aber verdammt unangenehm war es ihm doch einstweilen, er begann innen auf der Haut naß zu werden, statt auf der Säublume zu sitzen, wie in Abraham's Schooße, er gedachte es so gut zu machen, und wie hatte er es gemacht! So hat man es mit den genialen Einfällen, man meint oft, was damit herauskomme, und hintendrein sieht man, wie Alles ganz krumm gekommen. Bis dahin war er in Hast gelaufen, als ob er was erjagen wollte, jetzt stellte er sich unter eine große Tanne, etwas ins Trockene, und horchte, horchte lange, aber nichts hörte er, gar nichts als das Rieseln des Regens auf den Blättern der Bäume, es war wie ausgestorben in Moos und Wald. Er schoß sein Gewehr los, legte seine Jagdtasche ab, packte seinen Proviant aus, schoß, aß, horchte auf Antwort, auf Töne irgend welcher Art, aber nichts, gar nichts wollte tönen, nicht eine Glocke, keine Flinte, kein Vogel that den Schnabel auf, geschweige daß eine Kuh sich hören ließ. Sein Proviant war aufgegessen, sein Pulver wollte er nicht alles verschießen, hier bleiben half nichts, es schien ihm eine Einsamkeit, in die seit der Sündflut noch kein Mensch gekommen, er mußte

also weiter, aber in welcher Richtung? Er hatte von den Wilden gehört, daß das Moos an den Waldstämmen ihnen die Himmelsgegenden anzeigt, aber was half ihm die Himmelsgegend, da er nicht wußte, wo er war, also auch nicht wußte, nach welcher Seite hin Schloß oder Säublume war. Und als er doch die Bäume untersuchte, fand er sie rundum gleich, rundum naß. Er marschirte also naturgemäß, nämlich da hinaus, wo das Marschiren am leichtesten war. Gradaus konnte er aber doch nicht wandern, es kamen Hindernisse, Dickichte, Schluchten u. s. w., die er umgehen mußte, die ihn in eine Richtung brachten, er wußte durchaus nicht in welche, dann ward es wohl licht hinter den Bäumen; jetzt sei es gewonnen, meinte er, einmal im Freien, fehle es nicht. Aber dann war's nur eine Lichtung im Walde, oder wenn's Feld war, wie er glaubte, so war er doch handkehrum wieder im Walde und wußte ebenso wenig, wo er war, als früher, denn nie sah er hundert Schritte weit. Es wurde ihm nachgerade doch unheimlich, denn es ging tiefer in den Nachmittag hinein und er begann müde zu werden; er dachte, ob er wohl verhexet sei und gebannt in einen gewissen Bezirk, und ob ihm wohl beim Feierabendläuten der Bann aufgelöst werde, wie er gehört, daß es gewöhnlich geschehe, oder wie das gehen solle die Nacht über, wenn er verhexet bleiben sollte?

Zum Feueranmachen hatte er nichts bei sich, und wenn er auch keine wilden Thiere zu fürchten hatte, so ist's immer ein fatal Uebernachten im Nassen, ohne Feuer, ohne Mantel. Feldzug hatte der Lieutenant noch keinen gemacht; weder Spaniens Glut noch Rußlands Schnee hatten ihn abgehärtet, eine Nacht im Nassen kam ihm als eine gar zu strenge Sache vor. Da hörte er etwas, er wußte nicht brach ein Thier durch Unterholz, oder war was los oben in den Bäumen, jedenfalls war es etwas, etwas Lebendiges in der todten Oede. Er ging am Rande eines Eichwaldes und immer

stärker ward das Geräusch, blieb jedoch an gleicher Stelle, er konnte es gar nicht heimweisen. Er marschirte Gewehr im Arm vorsichtig dagegen zu, sah Vögel streichen am Rande, in kurzem, raschem Fluge, sah starke Bewegung in den Wipfeln der Bäume, kam endlich darüber, daß es ein wildes Taubenheer sei, welches an den reifen Eicheln sich gütlich that. Der Fund vertrieb ihm die Gedanken, er ward wieder Jäger, schoß, wo er glaubte es sei am besten angebracht.

Für das Ohr des Jägers gibt es nicht bald einen bessern Klang, als wenn ein schwerer Vogel von hohem Baume tätscht, einen besonders schönen Tätsch gaben die großen, im Herbst fetten, wilden Tauben, zwei, dreimal hörte ihn der Lieutenant, ward davon ganz begeistert; sah nur immer dem unermeßlichen Heer von Tauben nach, das nach jedem Schuß wohl aufflatterte, aber bald wieder zu seinem actus d. h. zu seinem Abendfraß sich setzte. Eben hatte er wieder geladen und hob die Flinte, da legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter, und ein Mund frug von hinten her: „Um Vergebung z'frage, habt Ihr eine Patente?“ Man kann denken, wie der Junker erschrak. Früher hätte er gesagt: ein Königreich, wenn er nämlich eins gehabt, für einen menschlichen Laut, jetzt fuhr ihm ein solcher schauerlich durch die Seele, als ob er käme vom König der Waldteufel, der gekommen, den Eindringling beim Nacken zu fassen. Er schüttelte mit dem Kopf, hob die Flinte, schoß, und zwei Tauben tätschten prächtig nieder. „Um Vergebung z' frage, habt Ihr eine Patente“, fragte ein langer Mann, mit einem breiten Wetterhut auf dem Kopf und einem starken Prügel in der Hand. „Was Teufels geht das Euch an“, schnauzte der Lieutenant, und machte sich wieder an seine Flinte. „Ich meine wohl“, antwortete der Mann ruhig, griff in die Tasche und wies den Bären vor, seinen blechernen Schild mit einem darauf gedruckten Bären, dem bernerischen Wappen, wie ihn die Jagdaufseher zu tragen pflegten, der Kürze halber aber

gewöhnlich bloß in der Tasche, statt angeheftet. „Habe keine Patente, und brauche keine“, sagte der Lieutenant unwillig. „Selb wäre curios“, sagte der Mann, „selb nähme mich Wunder, Ihr werdet nicht mehr Recht haben als andere Leute?“ — „Ich bin beim Oberamtmann zur Visite“, schnauzte der Lieutenant, und schlich den Tauben wieder nach, der Aufseher sachte hintendrein, ließ ihn schießen, sagte dann: „He nun, so wird er Euch eine Bewilligung gegeben haben, so zeiget die!“ —„Warum nicht gar, ich ging mit Andern auf die Jagd, mit dem Amtsrichter auf der Säublume und dem Jäger, verirrte mich.“ — „Das könnte mir ein Jeder sagen, und ich kann es glauben oder nicht, wie ich will, es wird am besten sein, wir gehen gleich miteinander aufs Oberamt, es wird sich dort schon ergeben, wer ihr seid.“ — „Mein Vater ist der Bruder vom Herrn Oberamtmann“, antwortete der Lieutenant. „Ja ja, das wird sich dann erzeigen, wenn's wahr ist, aber jetzt helf' ich gehen, es wird sonst Nacht, ehe wir dort sind, und dann habe ich noch weit heim.“

Das capirte unser Lieutenant, daß er nicht wisse, wo er sei, nnd froh sein müsse, wenn ihm Jemand den Weg zeige. Ohnehin waren die Tauben erschreckt, und das Beschleichen schwierig geworden. Er ließ sich also willig finden, im Begleit des Aufsehers dem Schlosse zuzuwandern, von welchem sie fast zwei Stunden entfernt waren, und zwar von der entgegengesetzten Seite her, als sie am Morgen ausgezogen. Der Aufseher lachte sehr über die Kreuz- und Querzüge des Lieutenants, die er leicht an den Matten und Möösleín erkannte, welche derselbe beschrieb. Es war nicht halb so öde gewesen um ihn, als er gedacht; er war nahe an Häusern vorübergestreift, aber er war in der Macht des Nebels gefangen, und die hat starke Bande. Es amüsirte anfänglich den Lieutenant, zu denken, was der Jagdaufseher für ein Gesicht machen werde, wenn es sich ausweise, daß er wirklich des Oberamtmanns Neffe sei. Der werde verlegen sein und nicht

wissen, wohin kriechen aus Angst. Bald darauf dachte er aber an die Gesichter der Cousinen, welche die machen würden, wenn er in solcher Bewachung einziehe, einem Vagabunden gleich, und wie lange er es werde hören müssen, wie man ihn eingebracht, und was für ein ehrlich Aussehen er haben müsse. Als nun sein Begleiter ihm endlich sagte, wenn es nicht so nebelte, so könnte man dort das Schloß sehen, sie seien keine halbe Stunde mehr davon, so reckte der Lieutenant in die Tasche und sagte: „So, mein guter Freund, jetzt finde ich den Weg schon, danke für das Geleit, und da habt Ihr was für Eure Mühe.“ Der Jagdaufseher nahm das Stück schweigend, und ging mit dem Junker weiter. Der Junker verwundert frug: „Ist das auch Euer Weg nach Hause?“ — „Nein d's conträr“, meinte der Mann. „Aber warum kommt Ihr dann noch weiter?“ frug der Junker. „Warum sollte ich nicht weiter kommen?“ sagte der Mann. „Nun, ich finde jetzt den Weg ganz allein“, antwortete der Lieutenant. „Ha Bürschli, hab' dich jetzt, wo ich will, gell, wo es gegen den Oberamtmann geht, spaziert dir das Herz den Hosen zu. Nei, so geht das nicht, ich bin z' alte geworden dazu, der Oberamtmann würde öppe lache und z' letzt mich noch absetzen, wenn ich so dumm wäre.“ — „Aber warum nimmst dann das Geld?“ frug der Junker ärgerlich. „He“, sagte der Aufseher kaltblütig: „ich dachte, ich hätte einmal etwas, und etwas ist besser als nichts, vielleicht gebe es noch mehr, vielleicht auch nicht, und allweg könne ich es dem Junker Landvogt zeigen, der könne dann daraus schon abnehmen, was Ihr für ein Kunde seid.“

Der Lieutenant hatte gewaltige Lust, recht zornig zu werden, begehrte mit dem Aufseher fürchterlich auf, that als ob er denselben mit Gewalt abtreiben wollte. Der Aufseher, statt sich einschüchtern zu lassen, ward dadurch nur hartnäckiger und gröber. Den Lieutenant fürchtete er nicht, war ihm körperlich überlegen und daß er sich beim Oberamtmann nicht ver-

fehle, wenn er einen Jagdfrevler einbringe, sei es wer es wolle, das wußte er auch. Einen Kameraden hätte er vielleicht laufen lassen, aber der fremde Herr da, der bloß z' Visite war, was konnte der ihm schaden? Der Junker mußte marschiren, trotz dem gemeinsten Soldaten seiner Compagnie, nach der Pfeife des Befehlenden. Im Schloß ging der Aufseher voran, und befahl einem begegnenden Knechte, dem Oberamtmann zu sagen, er solle hinunterkommen, er hätte Einen. Der Junker dagegen wollte die Treppe auf, sich trennen von seinem Begleiter, salviren vor den Augen seiner Consinen, er glaubte auf sicherm Boden zu sein. Aber so hatte es der Andere nicht gemeint; am Ziele wollte er sich seine Lorbeeren nicht entreißen, den Junker nicht ziehen lassen, lieber wollte er Gewalt brauchen, was einen mächtigen Spectakel gab.

Droben im Schloß saß die Familie beim Thee, als der Kammerdiener den vom Knecht erhaltenen Auftrag meldete: Unten sei der Jagdaufseher aus der Oedi und lasse sagen, der Oberamtmann söll fürecho, er heyg ihm Einen. Der Knecht babe hinzugesetzt, er glaube es sei der Herr Lieutenant. Er glaube sie hätten gute Lust einander zu prügeln, unten im Hofe. Die Cousinen schrieen laut auf vor Lust und Bosheit, sprangen hinaus, einem Fenster zu, welches auf den Hof ging, schmunzelnd die beiden Herren, der Oberst war längst wiedergekehrt, hintendrein. Die Frau Oberamtmännin wäre wahrscheinlich auch gegangen, wenn sie nicht mit der Frau Oberstin zu thun gehabt, die den ganzen Tag in Fiebern zugebracht, und Seufzer, und mon dieu abgelassen hatte, mehr als bei der Schlacht von Leipzig Schüsse gethan worden. Erst hatte sie über das Wetter gejammert, denn wenn der Oberst naß werde, sei er krank, und Louis bekomme Zahnweh, und was das für eine Unvernunft sei, bei solchem Wetter auszugehen, und wenn sie nur den Verstand hätten, direct heimzukehren, und nicht unterwegs sich aufzuhalten.

Sie stichelte auf die Säublume und weder Mann noch Sohn traute sie überflüssig.

Sie redete viel von Nachsenden, Heimholen, vielleicht hätte die Frau Oberamtmännin willfahrt, aber der Herr wollte nicht. Er meinte, sie seien alt genug, heim zukommen, wenn sie es für gut fänden, einen Knecht nachzusenden sei gut für Kinder. Die Frau Oberstin hätte von ihrem Manne eine solche Antwort nicht hingenommen, aber den Schwager fürchtete sie. Sie schmollte nicht einmal mit ihm, seufzte bloß desto strenger. Endlich kam der Oberst heim, übellaunig erst, dann lustig, als er in trockenen Kleidern behaglich an der Tafel saß. Es gibt wohl kein behaglicheres Gefühl als das des Jägers, der nach harten Mühen und wildem Wetter daheim behaglich sitzt und sich gütlich thut. Jetzt hatte auch die Oberstin weder Mitleid mit ihm noch Kummer seinetwegen, desto mehr plagte sie ihn mit Vorwürfen wegen Louis, daß er den armen Jungen bei solchem Wetter im Stich gelassen. Sie entwickelte an diesem Exempel sehr gründlich den Unterschied zwischen einer Mutter und einem Vater. Wie wäre es einer Mutter möglich gewesen, bei solchem Wetter ohne Kind zurückzukehren, es stecken zu lassen, und wo? in einem Walde, man denke. Man wollte ihr den Unterschied begreiflich machen zwischen einem Kinde und einem Lieutenant, aber sie ging nicht darauf ein, Kind sei Kind, sagte sie, und einer rechten Mutter werde ein Kind je länger je lieber; anders zu fühlen sei ja thierisch. Katzen thäten es, und die abscheulichen Hunde, daß sie ihren erwachsenen Kindern nichts mehr nachfrügen. Unglücklicherweise sagte eine der Cousinen: „Aber Tante, wollte doch nicht so Angst haben um Louis. Was gilt's, der sitzt auf der Säublume und macht sich lustig mit des Amtsrichters Töchtern.“ Die Mutter Oberamtmännin warf der vorlauten Tochter einen scharfen Blick zu, aber leider zu spät, der Funke war am rechten Orte gefallen, der Frau Oberstin war erst jetzt nicht mehr zu helfen, was die

jetzt für mon dieu fliegen ließ! Der arme Louis unter den frechen Mädchen, unter Bauernmenschern! Da war ja mehr als Lebensgefahr, und noch dazu war der Oberst so boshaft zu sagen, daran hätte er nicht gedacht, sonst wäre er sicher auch hingegangen, entweder hätte er ihn dort gefunden, oder ihn dort erwarten können, dann wären sie Beide zusammen heimgekommen. Die Frau Oberstin jagte ihm einen Blick zu, daß es dem Obersten wohl kam, daß derselbe weder Pfeil noch Kugel war.

Des armen Lieutenants Lage auf der Säublume kam ihr so schrecklich und gefahrdrohend vor, daß sie nicht ruhte, bis endlich der Jäger ablaufen mußte, das arme Kind dort zu suchen und heimzuholen. Wenn sich nicht die Frau Schwägerin ihrer erbarmt hätte, so ist's zweifelhaft, ob die Herren eine solche Expedition zugelassen. Aber was half sie? nichts! Der Jäger brachte die Nachricht, man hätte den Lieutenant dort nicht gesehen, aber man wolle auf ihn achten; die Frau Amtsrichterin hatte sagen lassen wollen, man schicke Knechte aus, ihn zu suchen. Aber der Amtsrichter hatte gesagt: „Flausen, nie z'nöthlich thun, der Oberamtmann hat mehr Leute, die er aussenden kann, als ich. Daneben wird er schon wiederkommen, wenn ihn der Hunger plagt." Jetzt war der guten Frau Oberstin erst nicht zu helfen, sie sah ihren Louis verschmachtet, verrissen, verfressen von wilden Thieren, versoffen im Wasser, verloren für Zeit und Ewigkeit. Sie gab hintenum zu verstehen, wenn der Oberamtmann Verstand hätte, so böte er den Landsturm auf, den Louis zu suchen, zu retten. Aber je anzüglicher sie that, desto holzböckiger that der Oberamtmann. Er hatte Manieren, er war sogar ein galanter Herr, aber auf Erden haßte er nichts so sehr als Dummthun, besonders Dummthun der Seinigen. Es ist sehr möglich, daß er Frau und Töchtern Ohrfeigen ausgetheilt hätte, wenn sie sich gebehrdet hätten wie seine geliebte Frau Schwägerin, aber die wußten wohl

woran sie waren, so was fiel ihnen daher auch im Traum nicht ein. Der Oberamtmann dachte auch nicht von ferne daran, Mannschaft aufzubieten, sondern versuchte, sich mit seinem Bruder in gelehrte Gespräche über das französische und deutsche Commando zu vertiefen, wobei sich der Oberst sehr dienstfertig zeigte, die Frau Oberstin dagegen fast aus der Haut fuhr und, sehr gereizt, ernstliche Maßregeln zur Rettung des verlorenen Sohnes aufs Tapet brachte. Es war eben die Rede davon, als die Nachricht kam, Einer sei eingebracht, wahrscheinlich der Herr Lieutenant. Das schlug der Frau Oberstin wieder in die Glieder, sie fiel fast in Ohnmacht, aber eigentlich nicht aus Freude, sondern aus Angst, man habe den pauvre garçon mishandelt, und aus Entrüstung über ein Land, wo man Einen vom Adel, einen Lieutenant einbringe, als sei er ein Verbrecher, oder gar ein gemeiner Mensch.

Während unten der Lieutenant mit dem Aufseher heftig sich zankte, erscholl über ihnen ein hell Gelächter. Unter offenem Fenster sahen die Streitenden die zwei lachenden Töchterlein, und hinter diesen die mächtigen Gestalten der zwei Herren, mit lustigen Gesichtern. Ehe die unten zur Rede gekommen, aber Jeder bemüht, den Andern beim Kragen zu nehmen und zu präsentiren, beugte sich der Oberamtmann vor, und sagte lachend: Brav, Kaspar, brav, daß Ihr mir wieder Einen bringt, den will ich lieb haben! Jetzt laßt ihn laufen, der entrinnt nicht, und geht hinein, sie sollen Euch zu essen und zu trinken geben, ich komme dann hinunter.“ Kaspar suchte nun, gemüthlich schmunzelnd, die wohlbekannte Stube, während der Lieutenant, nicht sehr erbaut über den Empfang, die Treppe aufstieg. Es fehlte nicht viel, er hätte im Abgehen dem Aufseher noch eine brave Ohrfeige abgestreckt. Oben wurde er von den Cousinen mit einem Kreuzfeuer von Witzen empfangen, in welchem seine ganze Person jämmerlich hergenommen wurde, ehe er zu Worten kommen

konnte. Cousin Louis hatte Manieren, kam nicht gleich aus der Position, zog aus der reich gefüllten Jagdtasche zwei Tauben, hielt sie als Schild vor, hätte sie vielleicht als Angriffswaffe gebraucht, wenn nicht aus einer Thür sein Name gerufen worden wäre. Seine Mutter wollte ihn sehen, sich überzeugen, daß er noch ganz sei. Als ihn seine Mutter sah, so naß, und mit den blutigen Tauben in der Hand, da hielt sie die Hand vor, prallte weit zurück, rief zornig: Fi donc, va-t'en, polisson! wollte nichts von ihm sehen, nichts von ihm hören, zappelte ordentlich, bis er verschwunden war. Unten erzählte der Kaspar mit großem Behagen, wie er den jungen Herrn eingefangen, wie der es ihm habe machen wollen, wie aber Kaspar Kaspar sei. Wenn er die berühmte Seeschlange eingefangen, er hätte nicht glücklicher leben können im Gemüthe an seinem dargelegten Heldenmuthe. Die Dienerschaft, namentlich die Kammerjungfer der Frau Oberstin, wollte dem Kaspar Angst machen. Sie sagte ihm, das sei wirklich des Oberamtmanns Neffe, und sein Vater sei auch da, und der sei Oberst, und wenn der Junker oben erzähle, wie er behandelt worden, so werde es schön Feuer geben. Kaspar komme ins Zuchthaus, oder wenn er mit 25 aus dem Pfeffer und 2 mal 24 Stunden hinten bei Wasser und Brot davonkomme, so solle er Gott danken.

Unheimlich regte es sich freilich in Kaspar's Gemüth, daß der Eingebrachte wirklich des Oberamtmanns Neffe war, aber Kaspar hatte als Jäger zu viel von den Füchsen gelernt, um irgend was merken zu lassen. Er sagte, ja wenn der Oberamtmann eine hübsche Jungfer wäre wie sie, dann wollte er machen, daß er fortkäme, während es noch Zeit sei, aber zwischen einem Oberamtmann und einer schönen Kammerjungfer sei allweg ein Unterschied. Der Oberamtmann sehe aufs Recht, und nit uf d' Hübschi, wie so es Jüngferli, das oft den größten Spitzbuben am liebsten hätte. Kaspar focht blindlings, aber ungefähr trifft man manchmal am schärfsten.

Er begriff es gleich, warum die Andern lachten, ward wieder stark in seinem Inwendigen, und als der Oberamtmann mitten im Gelächter eintrat, stand Kaspar auf, und brachte in gehöriger Deferenz vor, daß es ihm leid sei, wenn er gefehlt, aber er sehe den Leuten nicht an der Nase an, wer sie seien. Er fahre nach seiner Instruction, und wenn das nicht recht sei, könne er in Gottes Namen nichts dafür. Daneben sei der Herr selbst schuld, wenn er rauh mit ihm umgegangen. Wo sie gegen das Schloß gekommen, habe derselbe ihm eine Franke gegeben, wenn er ihn laufen lasse. Er habe die Franke genommen und gesagt, jetzt erst mußt warten, Bürschli. Da sei sie, sagte er, und streckte sie dem Oberamtmann dar. „Behaltet sie und da habt Ihr noch was dazu", sagte der Oberamtmann. „Ihr habt Eure Sache recht gemacht, Kaspar, es wäre wohl gut, es wären Alle wie Ihr, dann könnte man dabei sein. Ich bin selbst im Fehler, ich hätte Jedem eine Bewilligung ausstellen sollen, aber ich dachte nicht daran, weil sie mit dem Amtsrichter gingen. Macht es immer so, Kaspar, und wenn ich mehr Einen beeidige, so will ich ihm sagen: mach's wie Kaspar." Man kann denken, wie hoch das Kaspar nahm und wie stolz es ihn machte. Nun war er auch Einer der Glücklichen, die eine Heldenthat in ihrem Leben haben. Eine Heldenthat in seinem Leben ist eine unerschöpfliche Büchse voll Lust und Wonne, sie erheitert die Seele in trüben, einsamen Stunden, sie gießt dem Menschen unter Menschen ein mächtiges Selbstbewußtsein ein, das strahlend leuchtet, wenn Zwei oder Drei beisammen sind, oder wenn unter Hunderten der Mensch sitzet; sie ist ein warmer Ofen, an welchem der Mensch sein alle Jahre kälter werdendes Blut Tag und Nacht zu erwärmen vermag, auch wenn er kein Scheit Holz und keinen Tropfen Warmes im Hause hat, sie ist ein Demant, welcher dem Besitzer, je mehr er ihn braucht, um so unvergänglicher und merkwürdiger zu werden scheint.

Während der Verhandlung da unten gab der Lieutenant seine Tauben in der Küche ab und machte die Köchin glücklich mit dieser Aufmerksamkeit, bis die Kammerjungfer von Kaspar weg hinaufschoß, und mit den Worten: Der Herr Lieutenant wird wollen d's koche lere, d's rupfe wird er wohl schon können, wieder wegschoß. Wie es scheine, dachte der Junker, sei es heute nicht richtig, sondern neble überall, und er machte, daß er in sein Zimmer kam. Er war hungerig und durstig, man wird es begreifen; doch machte er sorgfältig Toilette, warf sich in die Brust und erschien wie ein Halbgott im Salon, er stellte sich außerhalb der Grenze des Ausgelachtwerdens. Das ist schon viel gemacht, wenn das Einer kann. Im Salon war er wirklich Allen eine willkommene Erscheinung, hauptsächlich als Blitzableiter für die Frau Oberstin, die heute voll Nebel und elektrischen Stoffes war, so daß sie, wo man sie auch berühren mochte, ringsum Funken stob. Damen von dieser Sorte sind die interessantesten, bildendsten Persönlichkeiten, ganz besonders in Beziehung auf feinen Ton und Takt. Bekanntlich sollen die Gauner in London zur Dressur angehender Spitzbuben eine Figur an einem Drahte hängen haben, über und über mit Schellen gespickt. Nun soll der Lehrling die Taschen leeren, ohne daß die Schellen Laute geben, die Person sich bewegt; gibt's einen Laut, regnet es Schläge. Accurat solche Figuren hat man in der schönen Welt, um Takt und Ton zu lernen. Voll Schellen sind sie, Capricen nennt man sie auf wälsch oder de l'humeur, Wunderlichkeit oder Teufelsüchtige auf deutsch; ein Blick, ein Wort, ein Tritt, hat es gefehlt, wird die Nase gerümpft, das Maul viereckig oder krumm gezogen, wie ein alter Husarenschnauz, das Schnupftuch fährt im Gesicht herum, es giebt Blicke, es fahren Worte in der Luft herum, es wird lancirt, links und rechts, ja es werden sogar sorties gemacht in alle Ecken hinein. Mit solchen Figuren Stunden umzugehen, ohne sie zu touchiren, daß sie tönen, ihnen das Herz aus dem Leibe zu

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

nehmen, daß es keinen Gux gibt, mit heißen zärtlichen Blicken, die Niemand merken soll, das ist die Spitze dieser Kunst. Glücklich sind die Söhne, welche solche Mütter haben, sie lernen die so schwere Kunst gratis. Man wird bemerken, daß hübsche Söhne mit solchen Müttern wunderbar umzugehen wissen, und nicht selten sie furchtbar tyrannisiren, ihnen zehnfach eintreiben alle ihre Sünden gegen ihre Mitmenschen. Töchter dagegen sind zu bedauern, sie schaffeu mit solchen Müttern nichts, lernen von solchen Müttern wenig, haben ihnen aber hier und da einen Mann zu verdanken, den die Mutter über Hals und Kopf aufgetrieben, um die Tochter aus dem Hause zu bringen.

Als der Lieutenant nun so frisch und schön hereintrat, wurde die mütterliche Eitelkeit wach, sie freute sich seiner bonne façon und der feinen Art, mit welcher er sich gegen die Tante betrug, die recht mütterlich für seinen Hunger und Durst sorgte. Sie betrachtete ihn ganz als ihr Product, sowohl die Schönheit als die Manieren anbelangend. Wirklich machte er sich diesen Abend auch sehr liebenswürdig. Er erzählte auf eine Weise, welche bedeutende Anlagen verrieth, sein Abenteuer, ergriff alle weiblichen Herzen mit den Schilderungen seines Verlassenseins, in dieser nassen Schauerlichkeit eines nebelvollen Tages, in düsterm Moos und Wald. Er interessirte die Herren mit seiner Taubenjagd, ihnen war nie eine solche Taubenarmee vor den Schuß gekommen. So sehr die Frau Oberstin Freude hatte, konnte sie sich doch nicht enthalten, die Herren zu trümpfen, namentlich ihren Mann, der früher über die Unerfahrenheit des Junkers gespottet, während derselbe reiche Jagdbeute gemacht, und sie keine. In dieser Beziehung glich die Oberstin auffallend einem Dampfkessel. Wie man bei diesem von Zeit zu Zeit unbrauchbaren Blast auslassen muß, so mußte die Oberstin immer von Zeit zu Zeit den Kyb loslassen, der sich fort und fort bei ihr sammelte.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Schließlich ergötzte er Alle mit der Beschreibung seines Zusammentreffens mit Kaspar, dem Aufseher. Er stellte ihn dar als einen Waldteufel, einen aufrecht gehenden Bären, beschrieb, wie er ihm langsam nachgetrappt, er immer zugeschossen habe, was sie auf dem Heimweg gesprochen, wie Einer den Andern zu überlisten gesucht, wobei der Junker sich selbst gar nicht schonte, und drollig genug die Freude des Aufsehers schilderte, der gestrenge Herr Oberamtmann werde dem Säubub, der unbefugt ihm die Tauben tödte, fünfundzwanzig aufmessen lassen. Hier geriethen die Oberstin und der Herr Schwager wieder hart aneinander.

Die Frau Oberstin schauderte bei dem bloßen Gedanken, nicht an die Möglichkeit, daß ihr Söhnlein sie je erhalten könnte, das gehörte weit außerhalb ihres Gedankenkreises; sondern, daß ein solcher Kerl an so was nur denken dürfe. Sie warf dem Oberamtmann vor, daran sei er schuld, so komme es, wenn man die Leute behandle wie er, daß sie sich einbilden müßten, es sei fast kein Unterschied zwischen ihm und ihnen. Wenn er die Leute recht zu behandeln wüßte, so hätte er den Flegel drei mal 24 Stunden in's Gefängniß thun lassen. Mit solcher Humanität richte man nichts ans, mache die Leute nur unverschämt. Es werde die Zeit kommen, wo man die Unvernunft einsehen werde. Dann könne man die Finger abbeißen vor Verdruß, aber das könne man lange, die Sache sei doch wie sie sei. Der Oberamtmann gab zu bedenken, daß in solchen Dingen die Frauen kein Urtheil, keinen Verstand hätten, wo Ordnung sein solle, müsse Disciplin sein, die sei aber nur möglich, wo Gerechtigkeit sei, Jeder seine Pflicht thue, danach belohnt oder bestraft werde. So sei es hier, so sei es in einem Regiment, dafür könne sein Bruder Zeugniß geben. Der Oberst möge sein wie er wolle, wenn er nicht gute Ober- und Unteroffiziere habe, so laufe es nicht, und die erhalte man nur bei gerechter Strenge. Weit entfernt den Kaspar zu strafen, habe er ihm

ein schönes Trinkgeld gegeben. Es werde ihm kaum mehr ein Lieutenant in die Hände laufen, dagegen aber bringe er ihm zehn Andere ein. Hätte er ihn gestraft, oder ihm nur böse Worte gegeben, so wäre er verhunzt gewesen und hätte sein Lebtag nie mehr zu etwas getaugt. Die Frau Oberstin war nicht von denen Eine, welche abbrechen können zu rechter Zeit, und der Oberamtmann stand bei einem Capitel, wo ihm die Galanterie ausging. Er begann vom Weiberregiment zu reden, und wie, wenn so eines lange dauere, in einem Hause man es dahin bringe, daß man zuletzt nichts mehr darin habe, als Muheime und Wanzen, nicht einmal mehr Mäuse, weil die das ewige Tschäder auch nicht vertragen möchten. Die Frau Oberamtmännin konnte nicht ablenken, die Räder waren zu stark im Zug, da zündete der Lieutenant ruhig, fast wie im Traume, eine Cigarre an, und blies, nach einigen starken Zügen, Wolken Rauchs um sich. Da fuhr die Frau Oberstin auf, wie von einem Skorpion gestochen, schmiß Louis einige wälsche Ehrentitel zu, und schwankte, von einer Nichte unterstützt, aus dem Zimmer. Der leiseste Tabacksgeruch machte ihr Ohnmachten und Krämpfe, wie sie sagte. Ueber Louis etwas groben Witz ward stillschweigend weggegangen; man fand, es sei so schicklicher. Hätte man darüber Louis was sagen wollen, so hätte der die liebe Mutter ins Gespräch gezogen, und was trug das ab? Es begriff das Niemand besser als der Oberst, der griff daher auch das Capitel von der Disciplin auf, erzählte eine Menge Exempel darüber und machte damit den Rest des Abends recht kurz und vergnügt.

Besucher gleichen den Streifwachteln, sie sitzen während ein paar schönen Tagen ab, dann streifen sie weiter, wenn dann die trüben Tage kommen, kann man zusehen, wie man es macht ohne sie. So waren auch Obersts fortgezogen und Oberamtmanns allein im Schlosse. Der Frau Oberamtmännin war das so unlieb nicht: sie konnte dann das Ein-

herbsten ungestört besorgen und die Töchter dabei brauchen. Sie meinte nicht, sie hätte sie bloß für den Sonntag bekommen, sodaß sie alle Tage Sonntag haben könnten, sie meinte, sie seien auch Werktagskinder und müßten auch sechs Tage arbeiten und schaffen alle ihre Werke. Sie meinte nämlich, die Gebote Gottes seien für alle Leute und absonderlich für die Vornehmern, die sollten das Beispiel geben, und namentlich gerade die sollten sechs Tage arbeiten und den Sonntag heiligen, erstlich wegem Exempel und zweitens wegem Nutzen, denn Müssigang ist aller Laster Anfang, absonderlich bei den Reichen, die ohne Arbeit ja ganz natürlich geil und üppig werden müssen und voll Bosheit.

Wir wollen nicht behaupten, daß die Fräulein den Kabis selbst hobeln und einstampfen mußten, aber sie mußten doch dabei sein, mußten zusehen wie man es macht, wie es geht, mußten wie man zu sagen pflegt Verstand von Allem zu kriegen suchen. Herr und Frau waren hierbei durchaus einig, daher gingen die Fräulein der Mutter willig an die Hand, sie meinten, es müsse so sein. Wenn Freundinnen zum Besuch kamen, besonders aus der Stadt, und die Nase rümpften über solche Zumuthungen, gränneten über eine ländliche Lebweise, wo dem weiblichen Geschlechte noch etwas mehr zugemuthet wurde als die Puppe zu spielen, ja manchmal sogar einen Korb oder sonst was auf ganz gemeine Weise anzurühren, und sogar zu tragen: Mach nur, daß der Papa es nicht sieht oder hört, wie du das ansiehst, sonst nimmt er dich aufs Korn und du mußt es büßen! warnten die Töchter ihre Freundinnen. Nun es gab schnippische, naseweise Dinger, welchen das Gesicht des Herrn Oberamtmanns nicht so imponirte, wie Allen, welche in seiner Nähe lebten, sondern die den Kitzel fühlten, mit ihm anzubinden, sich ausließen über die Zumuthungen, welche an Fräulein gestellt wurden, als ob sie unter die arbeitende Classe gehörten, als ob sie ihr Brot verdienen müßten. Wohl, die rann-

ten schön an, die thaten es nie mehr zum zweiten Mal, der Oberamtmann vertrieb mit seinem Schlachtengesichte ihnen die Lust beim ersten Mal, und zumeist noch ziemlich höflich. Er frug, was sie meinten, wofür sie eigentlich in der Welt seien? Solche unverblümte Fragen setzten die keckten Leute zuweilen in Verlegenheit. Er frug weiter, ob sie nicht ein Buch kennten, in welchem schwarz auf weiß stehe, wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen? Und in dem gleichen Buche heiße es auch, es habe Jedermann sein Pfund erhalten und das Pfund solle er anwenden, und je nach der Anwendung werde einst der Mensch belohnt oder bestraft. Der Oberamtmann war ein sehr ehrenfester Mann, aber zur Steuer der Wahrheit müssen wir sagen, daß er aus der Bibel hauptsächlich die Sprüche kannte, welche er auf Andere schlagend anwenden konnte, und wirklich auch anzuwenden wußte. Wenn er nun mit solchen Fragen einem Fräulein auf den Leib rückte, so fragen wir, ob es nicht natürlich war, daß es in Verlegenheit gerieth. Wenn man so unvermuthet kommt und sagt: Seh mal, laß sehen, wo hast dein Pfund, gib füre! wo ist das Fräulein zu Stadt und Land, welches nicht einigermaßen in Verlegenheit gerathen würde? Soll sie sagen, ich bin schön, ich kann claviren, besser als König David harfen, tanzen ebenfalls besser als er, zeichnen wie ein Blitz und schön daneben, les honneurs machen auf deutsch und wälsch und ganz artig, daneben habe ich viel Conversation, und das Mundstück steht mir nie, als wenn ich schlafe: wir fragen, kann ein Fräulein wohl so antworten, und wenn sie nicht so antworten kann, was soll sie dann antworten? Ja so kann man in Verlegenheit kommen, wenn Jemand das Fragen nicht scheut, und wenn man so gleichsam vergessen hat, sich selbst zu fragen, für was ist eine vernünftige Person auf der Welt und gesetzt der Fall, ich sei eine vernünftige Person, welches ist mein Pfund, mit dem ich was Vernünftiges anfangen und damit gewinnen soll andere Pfund?

Wer einmal in dieser Fragen Klemme gewesen war, der hütete sich vor dem zweiten Mal, und that wohl daran. Besonders in dem Herbste, von welchem wir erzählen, hatte man sich zu hüten, das schwere Geschütz des Oberamtmanns nicht sich zuzuziehen; er war so übellaunig, daß die Frau Oberamtmännin ihre ganze Kunst aufbieten mußte, um leidlich Wetter zu machen. Es war ein prächtiger Herbst, ein unvergleichlich Jagdwetter, und eine Masse von Geschäften lag vor dem Oberamtmann, namentlich Untersuchungen, Verhöre muthmaßlicher Diebe, wirklicher Vagabunden, welche das schöne Wetter zum Spazieren auffallenderweise benutzten. Da mußte nun unser Oberamtmann hinter dem Fenster sitzen, Spitzbuben verhören, verschmitzte Kerls, deren größter Spaß es war, Richter anzulügen und an der Nase herumzuführen Tage lang, und draußen das prächtigste Wetter von der Welt! Man begriff, daß es dem Oberamtmann in allen Gliedern gramseln mußte, wenn ein Gauner mit seinem Schelmengesicht durch seine Antworten ihn muthwillig herumzerrte und fitzte, wie man zuweilen sich den Spaß mit jungen Hunden macht, und wie er so Einem unwillkürlich funfzehn bis zwanzig dictiren mußte, und zwar aus dem Salz. Und wenn dann obere Behörden sich veranlaßt fanden, den Herrn Oberamtmann ernstlich zu ersuchen, in seinem Eifer sich zu mäßigen, so war das ebenfalls kein geeignetes Mittel ihn besserer Laune zu machen.

Einmal war auch so ein prächtiger Tag, weder Reif noch Nebel waren in der Nacht gewesen, ein schöner Thau hatte den Boden eben recht angefeuchtet, ein feiner duftiger Schleier gab der Erde ihren Schmelz. Vor dem Schlosse hatte der Herr seine Pfeife geraucht, war endlich voll Zorn in sein Audienzzimmer hinaufgestiegen und hatte sich Zwei vorführen lassen, einen Mann und ein Weib, die sich offenbar kennen mußten und doch nichts voneinander kennen wollten. Der Oberamtmann inquirirte sich bald in Feuer, der Mann

spielte den Heuchler, das Weib that schnippisch und jagte dem Herrn das Blut in Kopf, und arg mußte es damit werden, denn er drehte denselben immer, schnellte ihn förmlich einige Male dem Fenster zu, blieb stecken mitten in einer Frage, fragte endlich den Schreiber: Still doch, was hört man? „Ich glaube ein Gjäg", sagte dieser kaltblütig. Der Herr sprang auf, riß das Fenster auf, da kam es schön und voll zum Fenster herein, das Getöne einer wilden Jagd. Noch scholl es von ferne her, aber eine prächtige orgelnde Stimme hob sich vor den andern heraus, wie der erste Tenor aus einem wirbelnden Chor. „Wer zum — jagt da?" frug der Herr zornig. — „Es wird wahrscheinlich der Amtsrichter sein", sagte der Landjäger. „Es dünkt mich, ich kenne die Hunde, besonders den einen, er hat die schönste Laute weit und breit." — „So, der Amtsrichter, so, der wird meinen, er müsse mir die Langweile vertreiben", sagte der Herr. „Der könnte auch was Besseres thun, als z' jagen." — Er trat zurück und begann wieder zu fragen. Da brachen die Hunde aus dem Walde ins Feld hiuaus, näher dem Schlosse zu. „Ja, es sind des Amtsrichters Hunde", sagte der Landjäger, „ich kenne sie jetzt. Es sollen bsunderbare Hunde sein; man sagt, der Amtsrichter thäte sie nicht geben um vier schwarze Stiere. Mit Schein haben sie verloren, der Hase wird sich versetzt haben." —„Nun, jetzt wird er Verstand haben und abrufen, er wird mir doch nicht da unter der Nase jagen wollen," dachte der Herr, drehte sich wieder der Arbeit zu, inquirirte, daß Funken stoben. Da knallte es unten im Thale, neu brachen die Hunde los. „Er wollte!" rief der Oberamtmann, den Rest vernahm man nicht, lief zum Fenster, sah wie ein Jäger einen Hasen weiter trug und dennoch die Hunde fortjagten, dem Schlosse zu, im Schloßberg einen Lärm verführten, daß man kaum sein eigen Wort vernahm, als ob sie den Oberamtmann mit Gewalt ins Freie heulen wollten. Der schloß im Zorn die Fenster, be-

fahl dem Landjäger, er solle mit dem Jäger hinuntergehen und die Hunde erschießen, es nehme ihn doch Wunder, ob er nicht sicher sein könne im Schlosse. Solch Trotz und Bosheit habe er nicht erlebt, da könne er in der Stube bleiben, derweile jage der Bauer ihm unter den Fenstern, daß man das eigene Wort nicht mehr verstehe; so könne es nicht länger gehen, man müsse dafür sorgen, daß man wieder wisse, wer Meister sei im Lande. Man sei billig: es war wirklich strenger Tubak für den Oberamtmann. Der Amtsrichter war freilich in seinem Recht, dieses Recht kostete sechs Thaler, erstreckte sich über den ganzen Canton, das Hochwild ausgenommen, und dieses Recht konnte von Jedem erkauft werden, der ehrenfähig, oder Offizier, obrigkeitlicher Beamter war, oder ein gewisses Vermögen bescheinigen konnte. Nebenbei hatten die Oberamtmänner das wenig beschränkte Recht, Bewilligungen, gültig in ihrem Kreise, zu ertheilen. Indessen wenn die Jäger unter sich Friede haben wollten, so kam Einer dem Andern nicht zu nahe, jagte dem Andern nicht bis vor die Küchenthüre. Es war von je so, und wird so bleiben: man hat gern so ein eigen Gehege, und wer dem Andern ins Gehege kömmt, werde nun darin gehegt, was da will, wird nicht mit liebenswürdigen Augen angesehen. Nun denke man sich zu diesem noch das. Da im Zimmer saß ein alter Edelmann von gutem Blute, nicht Hofadel sondern Bauernadel, d. h. Adel im Lande entsprossen, und fragen thut es sich, welches der wirklich vornehmere sei, und dieser alte Edelmann mußte mit zwei Gaunern die Zeit verbrauchen im Zimmer, unterdessen jagte ihm der Bauer ums Schloß herum, schoß vor seinen Fenstern einen Hasen, forcirte möglicherweise einen zweiten in seinem Garten — und er saß da, zwei Gauner hielten ihn zum Besten, er hatte ernste Befehle, die Untersuchung so schnell als möglich zu beendigen, weil sie mit andern zusammenhing; und er konnte nicht vorwärts kommen, mußte die lustige Jagd draußen hören und drinnen die verschmitzten

Gesichter sehen! Wir fragen, ob man darob nicht fast zum Narren werden mußte, ob da nicht ein Zorn zu verwerchen war, daß es fast über menschliche Kräfte ging.

Auch gelang es unserm Oberamtmann wirklich nicht. Der Gauner sollte ausgeschmiert werden und er hatte den Landjäger nicht, der Landjäger sollte draußen die Hunde erschießen und er schoß nicht, der Oberamtmann rief nach ihm, und er kam nicht, er schickte den Schreiber aus, der blieb aus. Der Oberamtmann war drauf und dran, dem Schreiber die Gaunerin, der Gaunerin den Gauner nachzusenden, und zu allem dem jagte es draußen so lustig und wild, daß lustiger nichts genützt hätte. Die Frau Oberamtmännin schwitzte fast Blut. Begreiflich ärgerte sie die Unbescheidenheit oder vielmehr der boshafte Hohn des Amtsrichters sehr. Sie könne es vom Amtsrichter nicht begreifen, sagte sie, er habe sonst ihren Herrn in dieser Sache sehr geschont. Entweder müsse es etwas Ungerades zwischen ihnen gegeben haben, oder sie verstehe sich nicht mehr auf die Leute. Indessen das durfte sie einstweilen ihrem Herrn noch nicht sagen, denn, wie es allgemein ist, wäre ein Entschuldigen von Menschen, über die der Herr in Zorn war, Oel in Feuer gegossen gewesen. Es ging draußen kein Schuß, es jagte lustig fort, der Herr war im Begriff, Gauner Gauner sein zu lassen und selbst zur Flinte zu greifen, da endlich knallte es nicht weit hinter dem Schloß, die Hunde verstummten, der Herr dachte, nun endlich! Es wird dem Amtsrichter wohl erleiden, mir die Hasen zum Fenster einzujagen, es nimmt mich Wunder, ob es der mit der verfluchten Laute ist? Aber lange wollte Niemand kommen, Bericht zu geben. Endlich zeigte sich der Schreiber, der wollte nichts wissen, er hatte die Andern nicht antreffen können, aber es hätte ihm geschienen, er höre à la mort rufen. Wenn man einen Hund erschießt, so kann man auch so rufen, sagte der Oberamtmann, es ist nirgends geschrieben, daß man es nur bei einem Hasen thun kann.

Darauf kam der Landjäger, wollte auch nichts Bestimmtes wissen, nur schien ihm, daß nicht der Jakob (der Jäger) geschossen, dessen Flinte knalle anders. Der kriegte einen tüchtigen Putzer, denn er hätte Zeit genug gehabt, genau zu erkunden, was geschehen. Endlich erschien der Jakob selbst mit einem prächtigen Hasen in der Hand, und wurde, ehe er zu Worte kam, angefahren, es hätte ihn Niemand heißen Hasen schießen, sondern die Hunde.

„Verzeiht, Junker Landvogt", sagte der Jäger, „ich habe gar nicht geschossen. Ich konnte nicht eher dazu kommen, als bis eben d's Dragoners Sohn im Schnitzboden (man sagt, er gehe zu einer von Amtsrichters Töchtern und werde wohl sein Tochtermann werden) den Hasen geschossen. Wohl, dem sagte ich, ob das Manier sei, dem Junker Landvogt die Hasen um das Schloß herum zu jagen. Da entschuldigte er sich sehr, es sei nicht expreß geschehen, die Hunde seien halt dem Hasen nach, und dem Hasen hätten sie nicht befehlen können, wohin er gehen soll. Er lasse dem Herrn Oberamtmann sein Compliment machen, und schicke ihm den Hasen zum Präsent." — „Und du bist Esel genug und nimmst den Hasen! Auf der Stelle mach dich ihm nach, und sage ihm, ich brauche keinen Hasen von ihm, er solle ihn selbsten fressen. Wenn ich Hasen wolle, könne ich selbsten schießen. Der Lumpenhund! jetzt noch das Gespött mit mir treiben zu wollen!" Da Jakob zaudernd dastand und sagte: „Ja, ich weiß nicht, wo ihn finden, er sagte mir nicht, wohin er gehe", so machte der Herr eine Bewegung, welche Jakob kannte, daher so schnell als möglich die Thüre zwischen sich und den Herrn zu bringen suchte. Sowie der Herr es auffaßte, war dies wirklich das Düpflein auf dem J und wenn dies ungefähr 500 Jahre vorher geschehen, so wäre nach einer Stunde eine schnaubende Schaar aus dem Thore geritten, hätte die Säublume niedergebrannt, den Amtsrichter sammt Weib und Kindern an dem Nußbaume aufgehängt. Was eigentlich den

gnädigen Herrn am täubsten machte, war das Gefühl seiner Machtlosigkeit gegen solche blutige Beleidigung. Das Gesetz gab ihm keinen Griff und er wußte, daß er mit Eigenmächtigkeiten bei seinen gnädigen Herren und Obern nicht wohl ankam. Sie waren zwar seine Standesgenossen, Vettern und Rathsverwandten, nach alter Redweise, aber mehr als Einer hatte ihm schon gesagt: Fritz, Fritz, nimm dich in Acht, in allen solchen Dingen kriegst gewiß unrecht, denke wie unangenehm es dir dann sein muß, das Urtheil den Betreffenden selbst eröffnen zu müssen. Das hatte er schon mehr als einmal erfahren und es war wirklich auch das Bitterste in seinem Leben. Die Herren von Bern waren, im Ganzen genommen und namentlich im Verhältniß zur Zeit und ihrer Macht, sehr gerecht und namentlich unbestechlich, und von der Regel waren die Ausnahmen selten. Herausfordern konnte der Oberamtmann auch nicht, Säbel und Degen lagen zwar gut in desselben Hand, und Muth sie zu gebrauchen hatte er auch mehr als genug, aber was konnte er machen damit gegen einen Bauern? Aber seine hauptsächlichste Machtlosigkeit, der er eigentlich nicht einmal einen Namen geben konnte, bestand darin, daß Niemand seinen Zorn theilte; Niemand ausführte, was er befahl, und doch Niemand eigentlich ungehorsam schien. Er befahl donnernd, und Männiglich lief, zappelte, flog manchmal sogar und kam endlich mit einer guten Ausrede wieder, warum er beim besten Willen das Befohlene nicht habe ausführen können. Es war, als ob eine unsichtbare Macht den Takt schlüge der Dienerschaft, was zu thun, was zu unterlassen sei. Und wer recht gute Augen hatte und recht gut im Schlosse bekannt war, sah, daß diese Macht in den Augen der Frau Oberamtmännin saß. Aber mit dem Munde sprach sie dieselbe nie aus, nie gab sie irgendwie Gegenbefehle, höchst selten erlaubte sie sich in Gegenwart eines Dieners eine bescheidene Einrede. Der Landjäger freilich mußte gehorchen, mußte dem Gauner aufmessen,

das brachte der Oberamtmann schließlich in Ausführung. Der Gauner hatte die Schläge allerdings verdient, aber da es dem Landjäger schien, als hätte der Zorn an der Zahl einigen Einfluß gehabt, so zog er die Menge an der Strenge ab.

Die Oberamtmännin schwieg von der Geschichte und wenn der Herr immer wieder darauf zurückkam, so redete sie dazu, denn schweigen hätte der Herr übel genommen, aber ohne zu blasen, ohne zu löschen, und das ist eine schwere Kunst. Ihre Fräuleins verstanden sehr wenig davon, und wie die Mutter auch kanzelte, die Mädchen vergaßen immer Alles wieder, es war einstweilen noch nicht in ihrem Blute. In große Verlegenheit brachte es sie, daß nächstens Amtsgericht war, die Beiden sich sehen mußten und der Amtsrichter bei ihnen essen sollte. Lud man ihn nicht ein, so zeigte es Feindschaft von ihrer Seite, kam er auf die Einladung nicht, so war es Feindschaft auf seiner Seite, und kam er, so waren Händel zu erwarten, so gewiß zwei mal zwei vier macht. Was nun? quid nunc?

Nach einigen Tagen sagte die Frau Oberamtmännin, so gleichsam wie verloren, sie hätte gehört, der Amtsrichter sei nicht bei der Jagd gewesen. Aber potz Wetter, das war ein Funken in ein Pulverfaß! „Ja wohl nicht dabei gewesen!" sagte der Herr Oberamtmann. „Wenn er nicht dabei war, wer war dann dabei und jagte mit seinen Hunden? Wenn er nicht dabei gewesen, er wäre schon gekommen und hätte seine Entschuldigungen gemacht, aber der wird sich hüten sich sobald hier zu zeigen." — „Enfin", sagte die Frau Oberamtmännin, „ich gab es, wie ich es hörte, du kannst wohl recht haben; d's Kammermeitli hat es gesagt, von wem es es hatte, weiß ich nicht." Lisette mußte vor, aber kein Neuling in dieser Sache berief es sich auf eine Brombeerenfrau, welche es der Köchin gesagt. Die derbe Köchin antwortete,

sie hätte viel zu thun, wenn sie Alles im Kopf behalten wollte, was die vielen Weiber, welche ins Schloß kämen, berichteten, da würde sie sturm, nicht bloß im Kopf, sondern an der Leber, und der Herr Landvogt werde die Sachen lieber nicht angebrannt oder versalzen wollen. „Mach, daß das Mensch fortkommt", sagte der Herr, „ich kann es gar nicht mehr sehen." — „Gern, wenn ich eine bessere Köchin wüßte, gern," sagte die Frau. „Aber du issest gern gut, und treffen wie die konnte es dir noch keine; daneben wie du willst. Aber wenn man sie in der Küche läßt, so kommt sie dir nicht vor das Gesicht." — „Wegem Kochen geht's seit einiger Zeit hundsschlecht, alles Fleisch zu weich und das Gemüse läßt sie halb roh, wir hatten ja letzthin Bohnen, man konnte damit einander erstechen, und hätte sich keine gekrümmt," polterte der Oberamtmann. Da fielen die Töchter ein, und das Wetter war vorüber.

Der Amtsrichter war wirklich nicht bei der Jagd gewesen und hatte gar nicht daran gedacht, daß die Jagd nach dem Schlosse hin sich ziehen könnte. Er hatte allerdings mit dem jungen Menschen und noch einem Freunde auf die Jagd gehen wollen. Wie er aufbrechen wollte, kam ein Mann und holte ihn zu einem kranken Verwandten, der testiren wollte, da galt weder Aufschub noch Ausrede. Damit die Andern nicht um die Freude kämen, gab er ihnen den Knecht mit, den er auch als Jäger gebrauchte und in seiner Patente hatte. Er bezeichnete ihnen ihr Revier und gab dem Knecht genau an, wo er die Hunde ablassen solle und das war wohl anderthalbe Stunde vom Schloß entfernt und noch kein Hase hatte in dessen Richtung Reißaus genommen von jener Gegend her.

Doch nicht umsonst haben die Jäger den Glauben, man finde Hasen, die eigentlich nicht Hasen seien, sondern Hexen, oder sonst neidische böse Menschen gewesen, welche nach ihrem Tode in Hasen verwandelt worden, um ihr Handwerk fortzusetzen und Jäger zu quälen und zu narren. Es gibt aber

auch wirklich Hasen, die voll Tücke sind, die man immer im gleichen Revier findet, die der Jäger alsbald an ihren Ränken erkennt und ausruft: O wetsch, haben wir aber den, wenn wir nur die Hunde wieder hätten, der verderbt uns allemal den Tag. So eine alte Hex oder vielleicht auch ein alt Böcklein war aufgegangen, hatte alsbald die Strümpfe gebunden und riß aus, dem Schlosse zu, als ob der Oberamtmann sein Vetter wäre, und er dort z' Visite wolle. Wäre der Amtsrichter dabei gewesen, so hätte er dem Jäger gesagt: Mach dich nach, so stark du kannst, mach, daß du die Hunde wiederkriegst, wir warten dir hier. Denn der Amtsrichter hütete sich sehr den Oberamtmann zu beleidigen, denn er achtete ihn wirklich, er verkannte das viele Gute, welches von ihm ausging, nicht. Unsere Jäger aber bedachten dieses nicht, standen mit dem Oberamtmann in keinem Verhältniß, hatten ihre Freude dran, wie die Hunde so prächtig unverloren jagten, ließen es tschädern und machten sich, als sie merkten, daß es daraus ging, spornstreichs nach, schossen einen Hasen im Felde, einen vor den Hunden, beides vor den Fenstern des Schlosses und merkten nicht, daß sie gefehlt, bis der Jäger des Oberamtmanns dazukam. Als sie merkten, was Trumpf war, that es ihnen alsbald leid, und um gut zu machen in aller ehrlichen Absicht, sandten sie den Hasen zum Präsent, und machten sich schnurstraks mit gekoppelten Hunden aus dem Bereich des Schlosses. Als der Amtsrichter zu ihnen kam und hörte, was vorgegangen, erschrak er alsbald. Er wollte eine Dublone geben aus seinem Sack, wäre das nicht begegnet, sagte er. Indessen fand er es doch nicht nöthig sich soweit zu unterziehen, daß er expresse aufs Schloß ging, um sich zu entschuldigen, war doch kein Gesetz übertreten worden, hatte er sich doch das Recht erkauft, im ganzen Canton zu jagen, wo er wollte, insofern er keinen Schaden anrichtete. Es sei nächstens Amtsgericht, dachte er, da schicke es sich am besten dem Oberamtmann zu erzählen,

wie es zu- und hergegangen, wenn er den Verstand brauchen wolle, so sehe er dann schon, daß er sich dessen nichts vermöge und daß es jedenfalls nicht mit Fleiß und Absicht geschehen sei. Das war nicht unverständig gedacht, aber man kann halt verschiedener Ansicht sein über die gleiche Sache, so gut als über die Verhältnisse der Menschen zu einander, und in der That gingen hier des Amtsrichters und des Oberamtmanns Ansichten bedenklich weit auseinander.

Gewöhnlich fanden an den Gerichtstagen die Amtsrichter den Herrn Oberamtmann bereits im Audienzzimmer. Darauf bauend ging der Amtsrichter zeitlich, um der Erste zu sein und seine Erklärung ungestört anbringen zu können. Aber er fand den Herrn nicht, nur den Schreiber, der war für sein Leben gern gut Freund mit den sämmtlichen Amtsrichtern. Er aß für sein Leben gern was Gutes, und ebenso hatte er es mit dem Trinken, aber nicht viel oder gar nichts sollte ihn das Ding kosten. Nun war er bei jedem Besuch bei einem Amtsrichter der besten Aufwart sicher, und wenn er beim Kosten des Weins sagte: e wahre Balsam, Herr Amtsrichter, e wahre Balsam, wie bei Euch trinkt man ihn nirgends, so konnte er sicher sein, daß der Amtsrichter ihm in einer zweiten Flasche noch bessern brachte und sagte: Versucht den, Herr, was sagt Ihr zu dem? Zugleich hatte er dabei den Schein eines Protectors und konnte gut Wetter versprechen oder mit bösem drohen, je nachdem. Ein solcher Schreiber kann eine sehr bedeutsame Person vorstellen, wenn die Natur des Obern danach ist. Diesem Schreiber hätten wir nicht rathen wollen sich wichtig zu machen, sodaß es der Oberamtmann gemerkt. Begreiflich, was er nicht merkte, das konnte er nicht hindern, er mußte es sich gefallen lassen. Dieser Schreiber that gegen den Amtsrichter sehr freundlich und sagte: „Herr Amtsrichter, Herr Amtsrichter, seht Euch vor, der Herr ist sehr böse über Euch, Ihr hättet es hören und sehen sollen, wie zornig er war, und wie wüst er that

man war fast seines Lebens nicht sicher um ihn, mit nichts hätte man ihn böser machen können als mit dem Jagen." Der Amtsrichter entschuldigte sich. Es sei ihm leid, sagte er; wenn er dabei gewesen wäre, es wäre nicht begegnet. Deswegen sei er auch so früh gekommen, um dem Herrn Oberamtmann zu erzählen, wie es gegangen, und ihm zu sagen, er solle ihm nicht zürnen, er vermöge sich dessen nichts. „Es wird bös gehen, ehe er Euch hört", sagte der; „ich wollte Euch z' best rede, aber wohl, ich war froh zu schweigen." — „Ich will es einmal wagen", lachte der Amtsrichter „und ihm d' Sach' erklären, dann kann er es in Gottes Namen nehmen wie er will. Ist's ihm nicht gut genug, so stecke er einen Stecken dazu." — „Ja, ja, Herr Amtsrichter, Ihr an Euerm Platz habt gut krähen, es wäre mir auch gerade so. Aber was unser einer auszustehen hat! Ihr glaubt es nicht, es mag bald in kein Maß mehr, er ist manchmal gar nicht mehr ein Mensch." — Da kam ein Amtsrichter, dann ein zweiter, aber kein Oberamtmann, bis Alle da waren, dann kam er rasch hinein, setzte sich ohne viel bei den sonst üblichen cordialen Begrüßungen sich aufzuhalten, an seinen Platz und sagte: Er hätte sich verspätet, es werde gut sein, wenn sie anfingen und pressirten. Es fiel dieses Benehmen allgemein auf, doch kannte nur Einer den Grund und der dachte, mach nur, das erschreckt mich noch lange nicht; will's kaltblütig abwarten. Der Schreiber las ab, was vorlag, und namentlich einen Entscheid des obern Gerichtshofes, des Appellationsgerichts, im gedachten Wässerungsproceß, welcher das erstinstanzliche Urtheil des Amtsgerichts aufhob und Recht sprach, wie der Oberst angedeutet hatte. Die Amtsrichter waren alle sehr verwundert und sagten: Ei ja, so ist's, ja daß wir das nicht haben sinnen können! Es ärgerte sie sehr, daß sie nicht den gesunden Menschenverstand gehabt, sondern demselben juristischen Sand scheffelweise hatten in die Augen werfen lassen. Das käme eigentlich jedem Kind in

Sinn, sagten sie, aber wo die Advocaten z' Platz kämen, machten sie ein Blendwerk, daß es dem Teufel schwarz vor den Augen würde. Ja, sagte der Oberamtmann, aber der Verstand komme nicht vom Appellationsgericht, sondern anders woher, und der Advocat, der es vorbrachte, fing es noch gar lustig an. Der Oberamtmann hatte dieses Appellationsgericht sehr auf dem Strich, er besaß eine ganze Schublade voll Wischer, welche dasselbe ihm ausgetheilt. „Ihr Herren", sagte der Advocat, „bitte um gnädiges Gehör, aber um ein kurzes. Glaubt nicht, weil Ihr die Acten vielleicht gelesen, Ihr kennet den Handel. Nur fünf Minuten, fünf Minuten, hört Ihr es, will ich Euch aufhalten, wenn Ihr so gütig sein wollt aufmerksam zu sein." Das gefiel den Herren, sie ließen die Zeitungen einstweilen liegen, schrieben keine Artikel, wie es sonst geschehen soll, wie man sagt, diesmal paßten sie auf.

„Hochgeachtete Herren, gebt wohl Acht und unterscheidet gut: Laut Brief und Siegel gehört dem untern Bauern das überflüssige Wasser des obern Bauern, das muß dieser ihm zukommen lassen, aber wie viel er brauchen darf für sich, ist ihm nicht vorgeschrieben, er kann brauchen so viel er will. Nun kann man wässern und wässern, viel oder wenig Wasser brauchen. Hochgeachtete Herren, das werdet Ihr begreifen, es kömmt auf den Bauer an. Nun ist der junge Bauer ein besserer Bauer als der alte, denkt besser der Sache nach, braucht mehr Wasser, und was er nicht braucht, reicht er dem Andern zu, Alles beim Tropfen, was will der mehr laut Brief und Siegel? Hochgeachtete Herren, es sind erst drei Minuten vorbei, ich will sie Ihnen aber schenken und schließe." Nicht wahr, wenn sie Alle so redeten, so möchte man dabei sein und würde weniger sturm? Den Verhandlungen wollen wir nicht folgen, bloß bemerken, daß sie noch an selbem Tag für ihre Bosheit mörderlich gestraft wurden, denn es kam ein Advocat, welcher während zwei Stunden so schrecklich redete über einen alten Weidenbaum, ob er rechts, links, oder in

der Mitte der March stehe, daß der Oberamtmann nachher sagte: er glaube wirklich, wenn er nicht die Fenster geöffnet, er hätte ihm das Schloß versprengt. Der Advocat aber fand sich veranlaßt, sich bitter über dieses Amtsgericht zu beklagen. So unmanierliche Richter, die sich so unanständig aufgeführt, hätte er doch noch nirgends angetroffen, sie hätten beständig gelacht, er glaube sogar über ihn. Wenn ihm das noch einmal begegne, so begehre er entweder alsbald auf oder klage höhern Orts. Es war aber, als ob der Advocat es mit dem Oberamtmann abgeredet hätte, denn es wurden die Verhandlungen so spät geschlossen, daß der Oberamtmann kaum den Schluß erwarten mochte, und wie das letzte Wort verhallt war, sagte: Ihr Herren zur Suppe, sie kaltet sonst und die Frau Oberamtmännin macht Ihnen ein sauer Gesicht. Selb' wäre ihm nicht am Orte, sagte ein Amtsrichter, wegen der Suppe wäre es ihm gleich, aber nicht wegen dem freundlichen Gesicht, welches die Frau Oberamtmännin sonst habe, er freue sich allemal darauf. Wir glauben nicht, daß der Herr dieses Compliment passend fand im Munde eines Amtsrichters, so natürlich und richtig es sonst war. Der Ton, in welchem er es seiner Frau wiedererzählte, läßt es uns vermuthen.

Sie war allerdings sehr freundlich, die Frau Oberamtmännin, mit Allen, mit dem Amtsrichter auf der Säublume wäre sie gern noch freundlicher gewesen, wenn sie nicht die Augen ihres Herrn gefürchtet hätte, der nach einigen Worten schon ungeduldig wurde und rief: Frau willst kommen zu serviren, oder soll ich? Nach des Hauses Sitte wurde hinter dem Stuhle stehend gebetet, aber kurz. Es war aber keiner der Amtsrichter, der nicht sitzend und gleichsam ins Geheim noch nachbesserte, d. h. die längern Gebete, deren er sich zu Hause gewohnt war, noch hersagte. Es war ein stattliches Mahl mit drei Gängen, gewählte Speisen, gut bereitet, doch ohne besondere Eigenthümlichkeiten, die erwähnt zu werden verdienten. Auch die Herren Amtsrichter gaben keine

Veranlassung zu besondern Geschichten, sondern saßen und aßen wie andere Menschen. Keiner warf die Fischgräthe unter den Tisch, keiner zog das Hinterstück eines Huhns in der Sauce herum, welche die Frau Oberamtmännin auf ihrem Teller hatte. Keiner sagte: G'sundheit Herr Landvogt, Santé Jean (Kammerdiener). Keiner trat der Frau Oberamtmännin auf den Fuß und sagte: A vos services, Frau Landvögtin. Keiner: Wettet Ihr nit so gut sy, Herr Schultheiß, u g'schwind mit mer uf'n Abtritt cho.

Die heutigen Verhandlungen und der Stand der landwirthschaftlichen oder häuslichen Beschäftigungen bildeten den Gesprächsstoff, der Erstere hauptsächlich vom Herrn, der Zweite von der Frau gehandhabt. Der Erstere redete mit einer gewissen Hast und Betonung, welche ein feines Ohr leicht bemerkte, und je mehr die Ohren der Frau Oberamtmännin davon bemerkten, desto liebenswürdiger wurde sie desto mehr haushälterische Weisheit strömte von ihren Lippen, so daß die Männer ganz erstaunt da saßen und bei sich dachten: sie glaubten beim Schieß, ihre Weiber verständen nicht mehr von der Sache als die Herrenfrau da, aber solche fänden sich nicht dicht. So Eine nähmen sie auch, von wegen es sei doch dann ein lustiger Dabeisein, als bei so einer verschmuselten Karresalbe Gret, und grade solche Oelbüzeni seien oft die Theuersten, wenn man sie gehörig im Salb behalten wolle. Die Oberamtmännin wußte aber wohl, daß beim Herrn noch etwas im Hintergrund war, das herauskommen wollte, was sie lieber nicht gehört hätte.

Das lief nun so nebeneinander her, zunehmende Hast und zunehmende Holdseligkeit, sehr spannend für Die, welche es merkten, wahrscheinlich nur die Töchter, vielleicht auch der Amtsrichter, der aber ganz unbefangen und kaltblütig des Ausgangs harrte. So ging es bis zum Braten.

Das war der Punkt, welchen die Frau Oberamtmännin ganz besonders ersorgt hatte. Sie hatte deswegen den in

dieser Saison üblichen Hasenbraten, welcher die nächste Beziehung dargeboten hätte, ausgelassen und ein schön Ferkel, ein rarer Vogel um diese Zeit, aufgestellt, nebst schönen Hähnen als zweiten Braten. Es ging ihr aber wie Manchem, der den Berg meiden wollte und ins Loch gerieth. „Sie werden sich wundern, keinen Hasen auf dem Tisch zu sehen", begann der Oberamtmann und sein Antlitz wurde dunkel, während die Frau die Augen aufschlug und einem schweren Seufzer nachsah, den sie gen Himmel schickte, „wie üblich und bräuchlich in dieser Jahreszeit. Aber sie werden rar die Hasen, sie kommen mir am Schloßberg weg, ich weiß nicht wie. Es ist mir daher leid, daß Ihr heute einen entbehren müßt. Wahrscheinlich werden sie von den Füchsen gefressen, es sollen seit einiger Zeit deren viele sein am Schloßberg. Ich will nächstens Würstchen kommen lassen von Bern und sie legen im Berge herum. Sie sollen noch viel besser sein als die Schnitten für die Mäuse. Man macht sie in Huber's Apotheke in Bern und werden viel gebraucht. Dann aber muß man sich in Acht nehmen mit den Hunden, sie fressen diese Würstchen ebenso gern wie die Füchse. Ich will Euch daher gemahnt haben wegen Euern Hunden Acht zu geben, es wäre mir leid, wenn der Eine oder der Andere Unglück haben sollte mit seinen Hunden, aber die Hasen möchte ich doch nicht gern aussterben lassen, sondern von Zeit zu Zeit meinen lieben Amtsrichtern einen aufstellen. Oder wie findet Ihr die Jagd in diesem Jahre, Amtsrichter?" Das war das erste Wort, welches der Oberamtmann heute unserm Amtsrichter adressirt hatte, es schien zuckersüß und freundlich, aber der Amtsrichter fühlte den Stachel darin, den der Herr hineingelegt hatte, sehr wohl, ja er fühlte noch einen darin, an den der Herr wahrscheinlich nicht dachte, ihm ging das Wort Füchse besonders ins Fleisch. Er sah wohl, daß die Collegen den Stich des Oberamtmanns wohl merkten und beim Worte Füchse schienen sich ihm alle Mundwinkel zu

verziehen. Das machte ihn giftig, er glaubte nicht Einer zu sein, der hinten kratze und vornen schlecke, der den Heuchler und Schmeichler mache; er glaubte ein Mann zu sein, der Muth habe und ins Recht trete wie selten Einer, und wirklich Niemand fürchte, nicht fürchte gegen den Oberamtmann freundlich und höflich zu sein, aber auch nicht grob zu sein, wenn es die Sachlage mit sich brachte. Es ist merkwürdig, wie Viele es gibt, bei denen, je nach dem Barometer der Zeit, bald die Grobheit, bald die Freundlichkeit obenauf kömmt, ungefähr wie bei dem Kapuziner, welcher das Wettermännchen vorstellen soll, und der je nach der Zeit, bald die Kapuze über den Kopf zieht, bald sie fallen läßt und das Haupt entblößt. Das gehört halt zur Natur des Menschen, schon der alte König David machte schwere Erfahrungen in diesem Punkte, namentlich an Simon, dem Sohne Geras, und wenn der alte König bis auf diesen Tag gelebt hätte, so hätte er erfahren, daß auch an diesem Stücklein Erbsünde kein Düpflein vergangen ist. Unter diese Menschen gehörte der Amtsrichter aber wirklich nicht, um so mehr mußte es ihn kränken, wenn die Andern glauben konnten, der Oberamtmann stichle auf eine solche Art, nnd er habe vielleicht Grund dazu. Er konnte es nicht schweigend hinnehmen, noch weniger sich entschuldigen, er antwortete daher, während die gute Frau Oberamtmännin Blut schwitzte: „Kann nicht rühmen, Herr Oberamtmann, kann nichts machen, bin wie verhexet, besonders um meinen Hof herum. Kaum lasse ich die Hunde ab und sie stechen, so geht es fort und kehrt nie mehr. Es ist gar nicht wie bei den Hasen, es muß was Fremdes sein. Ich werde dem auch müssen abhelfen, sobald ich weiß, was es ist, sonst ist mir die Jagd verderbt." — „Das sind vielleicht Rehe", sagte ein anderer Amtsrichter arglos. „Es heißt, es seien deren schon mehrere gesehen worden." Da war die Luft zum Ersticken schwül, und der Oberamtmann hochroth. Der Schreiber sagte, er hätte gehört, aber er

könne es schier nicht glauben, im Schwarzwald seien deren ganze Wälder voll, und wenn sie dort nicht mehr Platz hätten, so kämen sie zu Hunderten über den Bodensee, daß zu St.-Gallen das Pfund Rehfleisch nicht mehr als einen Kreuzer gelte. Es werde darnach Fleisch sein, sagte ein Amtsrichter. Er könne es wohl glauben, denn er habe auch schon Fleisch gesehen, wo man ihm nicht Geld genug geben könnte, wenn er eine Laus groß essen sollte.

Ein Anderer erzählte ein Exempel dieser Art, es kam das Gespräch in allgemeinen Lauf. Der Oberamtmann korbete an einer Antwort, denn er fühlte die Entgegnung des Amtsrichters um so bitterer, je weniger er wußte, wie tief er geschlagen, aber es ward ihm jede, durch den Lauf des Gesprächs, aus den Händen gewunden, uud so abgebrochen sagen: „Herr Amtsrichter, das sind meine Rehe, und mit diesen nehmt Euch in Acht, wenn ich Euch guten Rathes bin," das mochte er doch an seinem Tische und gegenüber dem Amtsgericht, welchem die Schranken seiuer Competenzen zu gut bekannt waren, nicht sagen. Seine Frau war wieder holdselig, wie Ketzer, winkte dem Jean recht fleißig einzuschenken, die Töchter secundirten diesmal gut, sodaß es mit geharnischten Angriffen aus war, man am Ende recht lustig und friedlich auseinander ging — im Allgemeinen und äußerlich, aber in zwei Herzen blieb ein Stachel sitzen. Der Oberamtmann war empört über die Anmaßlichkeit des Amtsrichters, der Hieb um Hieb gegeben, statt geziemend sich zu unterziehen, und über sich, daß er solchen Uebermuth nicht gebührend gezüchtigt. Der Amtsrichter war voll Galle gegen den Oberamtmann. Er war hergekommen in guter Meinung sich zu versprechen, nicht als wegen eines Verbrechens, sondern wegen eines Mißverständnisses und einer Unhöflichkeit, deren er sich nichts vermöge, die ihm aber leid sei. Nun behandelte ihn der Oberamtmann so feindselig, wollte ihm keine Gelegenheit geben, mit ihm unter vier Augen zu reden

titulirte ihn sogar als Fuchs! Wohl, mit dem sei er fertig, dachte er. Und wenn er ihm so komme, so werde er ihm zeigen müssen, wo die March durchgehe und wozu er das Recht habe, und wozu nicht. Der Amtsrichter wollte vor seinen Collegen den Fuchs, den er empfangen, erklären, und lud sie ein unten im Wirthshaus noch eine Flasche zu trinken. Dort erzählte er, wie er mit dem Oberamtmann z'weg gekommen und wie der es ihm jetzt mache, nicht einmal Gelegenheit wolle er ihm geben, d' Sach z' erkläre, aber eine Bitte thue er sy Seel nicht und mit den Würstlein könne man es mit ihm probiren, wenn es sein müßte.

Wir glauben der Eine oder der Andere war nicht unzufrieden, daß der Oberamtmann und der Amtsrichter zweispältig wurden, mag ihm wohl die Ungnade gegönnt haben, indessen gaben Alle laut ihren Aerger kund über des Oberamtmanns Betragen. Es nähme sie Wunder, sagten sie, ob man dann mit einer Patente nicht im ganzen Canton jagen dürfe, wo man wolle.

Diese Zustimmung seiner Collegen tröstete den Amtsrichter einigermaßen, doch den Stachel aus dem Herzen zog sie ihm nicht. Als er heim kam, merkte seine Frau alsbald, daß bei ihrem Eheherrn nicht Alles richtig sei, und als sie vernahm, was es sei, ward sie noch böser als der Amtsrichter. Das hätte sie vom Oberamtmann nicht geglaubt, daß er so wäre, und wegen einem Hasen oder zweien, wo man ihm noch dazu einen verehrt hatte (der Jäger hatte aus seiner Machtvollkommenheit den Hasen nicht zurückgegeben), so thäte, und wäre doch so oft schon bei ihnen gewesen, und mit dem Aufwart hätten sie nicht gespart und was das für eine Mühe sei, bis man Alles aus allen Winkeln hervorgezogen und doch im Kummer sein müsse, ob Alles recht sei, man glaube es nicht. Nit, d' Sach' hätte sie nie gereut und sie reue sie noch jetzt nicht, und die Oberamtmännin sei ihr lieb, sie sei von dem Züg her Eine, wo noch Verstand habe ganz

wie ein anderer gemeiner Mensch und vielleicht noch ein Brösmeli mehr als die Meisten. Es sei nur so davon zu reden, wie man es mit diesen Leuten hätte. Man sei gut genug, solange sie einen brauchen oder sonst benutzen könnten, und beim kleinsten Dingeli, wenn man nicht ganz eben thäte und Alles machte, wie sie es in ihren Köpfen hätten, kriege man einen Tätsch vom Tüfel, und könne erfahren, wie lieb man ihnen eigentlich sei. Die Frau Amtsrichterin wußte aber wahrscheinlich nicht, daß die obern Stände bei vielen Gelegenheiten ganz die gleichen Klagen führen und sich von den untern Ständen beständig an deren Standesgenossen verrathen glauben nach der Redeweise: Wenn ein Bauer einen Herrn betrügen kann, so spart er es nicht. An der ganzen Sache ist etwas wahr, welches sich ungefähr so ausdrücken läßt: Die Haut ist näher als das Hemd, das Hemd aber näher als der Rock.

Christlich ist das freilich nicht, christlich wäre, wenn der Mensch sein Gefühl nicht in der Haut, nicht im Hemd, nicht im Rock hätte, sondern im Herzen, und dieses Herz so groß und weit wäre, daß Liebe für Alle darin Platz hätte. Die Frau Amtsrichterin zog also aus ihres Mannes Herz den Stachel ebenfalls nicht, rüttelte im Gegentheil von Zeit zu Zeit daran herum, was bekanntlich nicht zur Heilung beiträgt, sondern den Schmerz immer erneuert Der Amtsrichter mied den Oberamtmann nicht und suchte ihn nicht, war trocken und kurz, wenn sie zusammentrafen. Dann sagte gewöhnlich der Oberamtmann zu seiner Frau: „Der Amtsrichter auf der Säublume hat noch immer ein bös Gewissen, er darf mich kaum ansehen. Aber er möchte nicht den Namen haben: er thut als ob nichts wäre. Aber wohl, der muß mir anders kommen, der muß mir mürbe werden, ehe ich ihm wieder ein gut Wort gebe. Man ist gegen solche Leute immer zu gut, hat man nicht immer den Daumen ihnen auf, so strecken sie den Kopf auf, als ob sie die Sterne von ihren Plätzen

stoßen wollten.“ Der gute Oberamtmann war eben kein Herzenskundiger und that, was Tausende pflegen, ganz falsche Gedanken hinter den Gesichtern suchen, und nach diesen falschen Voraussetzungen ganz falsche Wege einschlagen. Im Amtsrichter war auch nicht die geringste Spur von bösem Gewissen, im Gegentheil, er dachte ungefähr wie der Oberamtmann von ihm und meinte, der Oberamtmann begreife, daß er gegen ihn gefehlt, wolle aber nur nicht den Namen haben. Er könnte aber seinethalben böse Mienen machen, solange er wolle, er vermöge zu warten, bis der wieder freundlich werde. Die Frau Oberamtmännin fühlte feiner, beurtheilte den Amtsrichter daher auch richtiger, begriff die schlechte Heilmethode ihres Mannes. Mit der Sprache durfte sie nicht deutsch heraus, sie sagte: „Laß es gut sein, mach Friede mit dem Amtsrichter d. h. sei wieder freundlich gegen ihn. Es lohnt sich ja nicht der Mühe, an eine solche Kleinigkeit so lange zu denken. Nun, du hast ihn nicht zu fürchten, aber er kann dir viel helfen, und dir deine schwere Bürde erleichtern, er wird es auch sicher mit doppeltem Eifer thun, wenn du wieder freundlich gegen ihn bist.“ — „Frau, mische dich nicht in solche Sachen, das verstehst du gar nicht“, antwortete der Oberamtmann. „Es ist nicht wegen der Sache, sondern wegen Trotz und Uebermuth, den darf man nicht aufkommen lassen, sonst ist unsere Stellung gefährdet. Das ist die Kunst im Regiment, daß man Jeden an seiner Stelle zu behalten weiß.“ Die Frau Oberamtmännin disputirte selten mit ihrem Herrn, nur wo es sein mußte, wo z. B. Jemand alsbald Unrecht erdulden sollte thatsächlich. Sie ließ daher mit einem Seufzer das Gespräch fallen, dachte aber, wie man doch mit solchen Vorurtheilen sich ärgere und seine Verhältnisse unangenehm mache, während man mit einem freundlichen Wort klar Wetter machen könnte. Wäre die Frau Oberamtmännin ein Fuhrmann gewesen, statt eine feine Dame, so hätte sie Einen losgelassen und gesagt, es

sei nichts dümmer, als mit einem Wagen fahren, wo alle vier Achsen gixten und gaxten, wenn man Karrensalbe bei sich habe. Warum nicht schmieren, da laufe es alsbald wie im Honig.

Es trat ein harter Winter ein. Gegen den half schmieren nichts, weder mit Karrensalbe noch mit Honig, draußen gefror Stein und Bein, ja neben dem warmen Ofen schlotterten die Menschen. Dies sind traurige Tage für die armen Thiere, die da draußen im Freien wohnen müssen. Wie Mancher hat wohl schon ein Vöglein beneidet, welches im grünen Baum so wohl sich sein ließ, so lustig sein Liedlein sang, so behaglich an süßen Kirschen oder saftigen Birnen lebte. Es sang, flatterte, hüpfte, als sei's im Paradiese, lebte viel herrlicher als jener reiche Mann, von dem man sagt, er habe gelebt herrlich und in Freuden. Aber die Zeit vergeht und der Welt Herrlichkeit, das Gras verdorrt, die Blume fällt ab. Es kömmt der Winter, schneeig werden die Bäume, eisige Blumen bilden sich an den Fenstern, voll Frost ist Feld und Wald, die ganze Welt, und kein warmer Ofen draußen, wo die armen Vöglein und die andern Thiere sich wärmen können! Wenn sie sich auch bergen in die hohlen Bäume, in dichtes Gezweige, es ist nur für Augenblicke und vielleicht auch dahin dringt die tödtende Kälte, und wenn nicht, so kommt ein anderer Feind und treibt sie aus ihrem warmen Verstecke, und dieser Feind heißt Hunger. Der Hunger ist ein doppelt Wesen, hat zweierlei Naturen, ist oft ein heiß ersehnter Gast. Wie oft spitzt ein Hochgestellter, ja ein Fürst oder Prinz Tage lang die Ohren und horcht, ob er nicht merke, dessen Nahen, nicht fühle, dessen Zerren und Nagen.

Dann wiederum ist er schrecklicher als das wildeste der Thiere, er ist der fürchterlichste Peiniger auf Erden, wenn er langsam gekrochen kömmt, Wohnung macht im Menschen und langsam zehrt von Mark und Säften des Menschen, bis

ihm das Schicksal der Fliege wird, die in der Spinne Netz geräth, bis er eine Beute des unsichtbaren, aber schauerlichsten der Ungeheuer, des Hungers, wird. Das ist das Unthier, welches in kalten Wintern über die Thiere kömmt, sie unbarmherzig treibt aus ihren Verstecken hinaus in den kalten Wald, ins nackte Feld, nach den öden Bäumen, Speise zu suchen. Aber Gottes große Speisekammer hat sich entleert und als schwerer Riegel hat sich der Frost über der Erde Schoos gelegt und wenig ist, was sie finden. Da ist's, wo die Vöglein so struppicht sitzen auf den Zäunen an den Rändern der Straßen, endlich vor den Fenstern und bittend und ängstlich durch die Fenster spähen, nach weichen Herzen, nach offenen Händen, wo die vierfüßigen Thiere kümmerlich sich behelfen mit der trockenen Rinde der Bäume oder im Schnee ihr kaltes Fressen mühsam suchen. Da ist's, wo die armen Thiere in ihrer Noth dem Landmann zu Schaden gehen, nach dessen Saaten graben, die unter dem Schnee vergraben liegen, sich zur Fristung ihres Lebens zueignen, was er im Schweiße seines Angesichtes zum eigenen Bedarf gepflanzt. Wer ihm unerlaubt von seinem Eigenthum nimmt, den betrachtet der Mensch als Dieb, sichert sich vor ihm nach Landesgebrauch und Gesetz, denn er hält dafür, das Eigenthum sei in Gottes Wort gewährleistet, stehlen sei Niemand und zu keinen Zeiten erlaubt. Menschliche Diebe straft man nicht mehr am Leben, sondern an Freiheit und Eigenthum. Die armen Thiere haben kein Eigenthum als ihre Haut, und was sie genommen, können sie nicht zurückgeben, das ist alsbald wohl versorgt. Es erlaubt daher auch das Gesetz dem Diebstahl der Thiere zu wehren, ihnen Freiheit oder Haut zu nehmen und darob sich zu entschädigen. Wer zählt die Thiere, welche diesem Gesetz verfallen, wer zählt die Häute, welche als Schadenersatz genommen werden, wenigstens vorgeblich, in kalten Wintern und in aller Herren Ländern?

Unser Amtsrichter hatte einen Acker mit Levat prächtig besetzt, derselbe stieß an den großen Wald, der einen Theil seines Hofes begränzte.

Wie erschrak der Amtsrichter, als er eines Tages zu seinem Acker kam und denselben zu einer Weide für die Thiere des Waldes hergerichtet fand. Er sah aus fast wie ein Tanzplatz, wie man sie bei uns hier und da unter dem freien Himmel an einsamen Orten findet. Was wußten die armen Thiere, daß der Acker dem Amtsrichter gehörte, und daß man den Levat nicht fressen, sondern ölen müsse? Er dünkte sie herrlich und damit voilà!

Den Amtsrichter aber dünkte es nicht prächtig, sondern das Gegentheil, was eine beträchtliche Meinungsverschiedenheit bildet. Da also Schnee lag, war die Natur der Diebe bald ermittelt: es fanden sich Hasen- und Rehtritte aus dem Wald, in den Wald und auf dem ganzen Acker. Ueber die Hasen wurde der Amtsrichter nicht so böse. Er wußte längst, daß Hasen ein diebisch Volk sind, zudem waren sie seit seinen Kindesbeinen an hier, also gleichsam Bürger und einheimische Diebe, freilich nicht so brave wie jener Dieb, dem einmal ein Gemeinderath ein Leumdeszeugniß auszustellen hatte. Dieser Gemeinderath sollte einem ertappten Dieb ein Zeugniß ausstellen über dessen Vergangenheit. Nachdem der Schreiber die Aufforderung abgelesen, erhob der Präsident folgende Rede: „Ihr Gemeinderäthe, Ihr habt gehört, von wegen Thürlihäusi und von wegen einem Zeugniß: weiß Einer von Euch was Schlechtes über ihn, so soll er es sagen. Ich für meinen Theil weiß gar nichts Schlechtes von ihm. Er hat wohl zuweilen etwas mitlaufen lassen, aber wenn die Sache kam, warum hätte er ihr den Willen nicht lassen sollen? Und wem nahm er, wenn man es eigentlich wissen will? Nahm er einem Bürger was? Nur Hintersassen und Ausbürgern nahm er, und sind die nicht selbst schuld daran? warum kamen sie hierher? Wären die daheim geblieben, wo

sie hin gehörten, Thürlihäusi hätte ihnen nichts genommen. Darum helf' ich ihm ein Zeugniß geben, ja freilich und sagen: Schlechtes sei uns nichts über ihn bekannt. So können wir bei der Wahrheit bleiben und bringen ihn nicht ins Unglück. Oder ist's nicht so, oder nahm er Einem von Euch etwas, so soll er's sagen. He nun sodann, wer meiner Meinung ist und ihm so ein Zeugniß geben will, soll die Hand aufheben." Es hoben sich rasch alle Hände, nur eine langsam. „He, ja", sagte ihr Besitzer, „ich kann auch heben, stehlen ist freilich stehlen, daneben glaube ich, wenn man einem hungerigen Hintersässen, der ehrlichen Bürgersleuten das Brot vor dem Maul wegfrißt, schon hier und da etwas nimmt, so werde das soviel nicht gefehlt sein. Wie der Präsident ganz recht gesagt hat, warum bleiben die nicht, wo sie daheim sind." Die Hasen also fraßen dem Amtsrichter seinen Levat, obgleich er kein Hintersäß war, doch nahm er es ihnen so übel nicht. Denn er betrachtete sie so gleichsam als die Seinen und dachte, sie wüßten es nicht besser, nähmen da, wo es sich ihnen schicke. Er meinte nicht, daß er die Hasen um seinen Hof herum alle schießen müsse, die sparte er. Nur wenn er einen haben sollte und nicht gleich wußte, wo ihn nehmen, schoß er einen, von wegen er sah gern das ganze Jahr durch hier und da einen Hasen. Anders war es mit den Rehen, die waren nicht sein, die waren des Oberamtmanns, die waren so gleichsam Fremdlinge. Wenn die was fressen wollten, so konnten sie in den Schloßberg gehen und an des Oberamtmanns Kabis kratzen oder an dessen Bäumen sich erlaben. Ihnen schob er allen Schaden zu und den wollte er nicht leiden, da hätte Niemand das Recht es ihm zuzumuthen. Als er Zornes voll heimkam, war gerade der Landjäger da, der eine Verrichtung für ihn hatte. Dem leerte er seinen Zorn aus und trug ihm schließlich auf, dem Junker Landvogt zu melden: die Rehe, welche er gepflanzt, schädigten ihn sehr, er lasse ihn ersuchen, die Rehe fortzu-

schaffen, sonst stehe er nicht gut für sie. Es nähme ihn Wunder, sagte er dem Landjäger, wenn der Oberamtmann Würste legen lasse dürfe im Schloßberg, damit ihm seine Hasen sicher blieben, er nicht dafür sorgen dürfe, daß des Oberamtmanns Rehe ihm seinen Levat nicht fräßen? Der Landjäger hatte seine Freude an solchen Händeln, machte gern den Zwischenträger, es verkürzte ihm die Zeit, auch zog er seine Sporteln davon, so gut als der Schreiber. Er richtete daher dem Herrn Oberamtmann den Auftrag pünktlich aus. Der ward alsbald ein feuerspeiender Berg, daß Aetna und Vesuv nur Kinderspielzeug schienen gegen ihn. Ja dem Schreiber ward sehr Angst, er begann sich zu fürchten, der Oberamtmann sprenge das Schloß in die Luft und ihn damit. Selb war ihm doch nicht anständig, denn er hatte erst gemetzget und die Sau nicht gegessen. Auch schickte ihm sonst der Amtsrichter alle Winter einen Hasen, der war noch nicht angelangt, begreiflich also auch noch nicht gegessen, und jetzt in die Luft sprengen, wo es bekanntlich weder Schweine noch Hasen gibt, man denke! In einem Augenblick, wo der Oberamtmann neuen Athem faßte, erinnerte er bescheiden, daß vor Abgang der Post noch ein Verhör mit einigen Bauern nöthig sei, um die verlangten Ergänzungen zu liefern. Der kluge Schreiber hatte sie schon mehr als einmal als Blitzableiter gebraucht und sie probat gefunden, wenn hageldicht auch Blitze ihnen auf den H . . . fuhren, es hatte noch keiner gezündet. Allweg, so dachte er, sei es für ihn gar viel angenehmer, wenn sie Einige kriegten, als wenn er in die Luft fahren müßte. Indessen mußte sich der elektrische Stoff durch dieses Mittel noch nicht ganz entladen haben, denn bei dem Mittagessen fing der Oberamtmann frisch an zu donnern. „Da kannst du jetzt den gränzenlosen Uebermuth und die Frechheit des Mannes sehen, mir so was sagen zu lassen, mir Gegengewicht halten, sich auf die gleiche Linie stellen zu wollen.“ — „Rechtlich genommen“,

fing die Frau Oberamtmännin an, aber wohl die schwieg, denn es war als ob sie an eine Leidener Flasche gekommen, so gab der Herr Funken. Als sie meinte, jetzt sei er fertig, fing sie ganz leise an: „Aber es ist doch fatal, wenn man was gesäet hat" —; potz Himmel wie ging das wieder an über Bosheit und erlogenen Schaden, sintemalen nie erhört worden, daß Rehe Levat gefressen. Natürlich vernahm der Amtsrichter das Meiste von Allem wieder und wie der Oberamtmann gesagt: Er solle es nur probiren, machen was ihn gut dünke, er wäre nicht der erste Amtsrichter, der ungesinnt zu einer blauen Kutte (Kleidung der Sträflinge) käme. Ob der Oberamtmann dies wirklich gesagt, wurde nicht constatirt, aber der Amtsrichter nahm es als wahr an, da es vom Schreiber oder Landjäger kam, und die ja dabei waren, als der Oberamtman so auspackte. Daß Landjäger oder Schreiber auch was sagen könnten, das sie nicht gehört, das fiel ihm nicht gleich bei. Darum wurde er nicht weniger zornig als der Herr. Er wisse was er mache und was erlaubt oder verboten sei, vielleicht besser als Der, welcher dafür bezahlt sei, daß er es wissen sollte, sagte er. Der sollte ihm nicht mit der blauen Kutte kommen, mit dem wolle er es probiren. Er hätte die blaue nicht zu fürchten, aber wenn Jeder drein müßte, der sie verdiente, so wäre vielleicht Mancher nicht Oberamtmann.

Der Amtsrichter habe gesagt, „wenn der Oberamtmann die Kutte anhätte, welche ihm gehörte, so wäre er an einem andern Ort als im Schloß", vernahm der Oberamtmann. Man kann denken, daß ihn dieses nicht voll Gnade gegen den Amtsrichter machte und seine Liebe zu ihm mehrte.

Da kam an einem kalten Morgen, wo der Athem gar nicht aus dem Munde wollte, aus Furcht er erfriere, der Polizeidiener voll Reif, daß er anzusehen war wie ein gepudertes Tanngrotzli, und brachte Bericht: der Amtsrichter lasse seinen Respect vermelden und dem Herrn Oberamtmann

melden: auf seinem Levatacker liege ein Reh, welches ihm Schaden zugefügt und weswegen er es erschossen habe, der Herr Oberamtmann solle darüber verfügen. Nun jetzt mag der verehrte Leser einmal selbst die Mühe nehmen sich vorzustellen, was der Oberamtmann für ein Gesicht machte und wie er den Mund aufthat. Im ersten Zorn riß er am Glockenzug, daß er sprang, und rief nach dem Landjäger, daß der Kalk von den Mauern sprang. Der und der alte Polizeier sollten den Amtsrichter gefangen nehmen und ihn herbringen, ob gefesselt, oder nur so, Einer hinten und Einer vornen, wissen wir nicht. Wahrscheinlich hatte der Landjäger Lunte gerochen und sich fortgemacht, auf die Post hieß es und gläublich, da die dazu übliche Zeit vorhanden war. Man mußte also dessen Rückkehr erwarten, da augenscheinlich der schlotternde alte Diener der Polizei kaum die eigenen Beine bewegen konnte, geschweige Andere gefangen führen. Unterdessen setzte sich die erste blinde Hitze und der Schreiber, der immer genau wußte, auf welchem Standpunkte der Oberamtmann war, ohne daß er ihm den Puls griff, begann zu reden, aber ganz leise. „Wie wäre es," sagte er, „wenn man zuerst ein Protokoll aufnehmen würde und die Sache vorläufig untersuchte, ehe man zur Verhaftung schritt, ich kann mir nicht denken, daß uns der Amtsrichter so bald davonläuft; aber Ihr wißt, wie sie in Bern sind, von einer Förmlichkeit, daß man aus der Haut springen möchte, und wenn nicht Alles nach dem Lineal geht, so bekömmt man Verdruß, muß wegen der Form hintenabnehmen, wie klar man im Recht ist. Es scheint, man habe seit einiger Zeit in Bern Freude daran, die Oberamtmänner zu blamiren und die Bauern übermüthig zu machen; sie werden es aber erfahren, wohin das führt."

Dem Oberamtmann drangen diese Worte durch den Nebel des Zorns: er pflügte noch einige Male die Stube auf und ab, dann sprach er: „Man kann's machen, es soll

an der Sache aber nichts ändern; nur damit sie drinnen nicht die Freude haben, einen Wischer aufs Land hinauszuschicken. Obschon ich mir aus solchen Wischern hell nichts mache, der wäre zu den andern gegangen in die Schublade, wo wohl noch einige Platz haben werden."

„Schreibt einen Auftrag an den Amtsverweser, du Polizeier bringst ihm demselben, und sagst ihm, der Herr Amtsschreiber und der Landjäger würden längst in einer Stunde ihn abholen, er solle machen, daß er daheim sei, und triffst du ihn nicht an, so soll man nach ihm aussenden, bis man ihn hat." Der Polizeier marschirte ab mit dem Befehl, nachdem er noch einmal die Hände an den heißen Ofen gelegt und so gleichsam Vorrath von Wärme mitgenommen hatte.

„Aber so mit Nichts soll mir heute der Amtsrichter nicht daraus kommen, der soll nicht seine Galgenfreude daran haben, mich erzürnt zu haben. Der Hallunke was er ist," sagte der Herr. „Schreibt eine provisorische Verfügung, daß ihm einstweilen bis zur Vollendung der Untersuchung und weiterm Bescheid verboten sei, den Fuß ab seinem Herd zu setzen (Eingränzung auf seinen Grund und Boden)." Hier wagte der Schreiber keine Einwendung, er wußte, wie der Herr um so hartnäckiger in Nebensachen wurde, wenn er in der Hauptsache nachgegeben hatte. Das werde halt einen neuen Wischer geben, dachte er, mache aber nicht das Aufsehen und die Erbitterung wie eine öffentliche Gefangenführung, und wenn der Oberamtmann Freude an Wischern habe, wolle er sie ihm nicht verderben. Man sieht, der Schreiber war ein loyaler Mann, gönnte jedem das Seine, sorgte hauptsächlich doch dafür, daß die Kirche mitten im Dorfe bleibe. Er schrieb also die Verfügung des Eingränzens des Amtsrichters auf seinen Herd (Hof), und ging mit ab, um sich mit gehöriger Kleidung zu bedecken auf den kalten Weg. Der gute Oberamtmann in seinem heiligen Zorn! Wenn er gewußt hätte, wie er mit all seiner Majestät verrathen sei

ringsum, die Einen den Buckel voll lachten, die Andern die Luft voll seufzten über ihn, wir glauben der Schlag hätte ihn gerührt. Begreiflich kamen die Seufzer von der Frau Oberamtmännin. Sie glich darin sehr der Frau des Pilatus, daß sie so ziemlich wußte, mit wem ihr Herr zu thun hatte, und daß ihr dieses Thun nicht selten im Traume vorkam. Darin aber unterschied sie sich sehr von der Frau Pilatussin, daß sie sich wohl hütete, dem Herrn durch ihre Zofe Mahnungen ins Audienzzimmer zu senden. Wie es aber geht bei solchen Aufregungen, daß man mittheilend wird, sich aussprechen muß, so suchte der Oberamtmann, sobald der Schreiber ihn verlassen hatte, seine Frau und packte ihr des Amtsrichters Unthaten und seinen Zorn aus. „Da kannst sehen, was das für ein Bursche ist! du nahmst immer seine Partey, da siehst, was Freundlichkeit geholfen hätte bei einem solchen Bauerntrotz, das Auslachen hätte man noch gehabt zum Dank für Alles obendrein.“ — „Ich weiß nicht,“ sagte die Frau Oberamtmännin, „und ich möchte dich nicht böse machen, Fritz“, so nannte sie ihn unter vier Augen immer, wenn sie besonders zarte Verhandlungen pflog um empfindliche Seiten herum), „aber ich glaube gerade das Gegentheil. Wärest du mit dem Amtsrichter auf gutem Fuß gewesen, er hätte das Reh nicht geschossen. Ich habe nie gehört, daß der Amtsrichter geizig sei, wegen einem ganzen Sack Levat hätte er dich nicht böse gemacht, er hätte den Rehen ein kurzes Winterfutter gern gegönnt, den armen Thieren mit ihren zarten Fellen!“ — „Meinst dann, ich hätte vor dem Amtsrichter den gehorsamen Diener machen, mich wegen seiner Unverschämtheit noch bei ihm bedanken sollen! Ja, du verstehst die Leute zu behandeln! Wärest du Meister, sie hätten dir bald die Haut über die Ohren gezogen, die Haut über dem Kopfe verbrannt.“ — „Wer weiß,“ sagte die Frau Oberamtmännin, „ich habe doch schon oft mit Freundlichkeit viel ausgerichtet, und was ich Freundlichkeit nenne, ist nicht

ein Unterziehen oder ein unangemessenes Billigen von Sachen, welche gerügt werden müssen; übrigens ist ja oft am besten, wenn man die rechten Hauptsachen im Auge behält und Kleinigkeiten übersieht.“ — „Es ist heute aber nicht mit dir zu reden, das ist ein ewig Widersprechen; Kleinigkeiten das, wenn man einen ganzen Morgen lang die Hunde ums Schloß brüllen läßt und die Hasen vor der Nase schießt und zuletzt nicht einmal Entschuldigungen macht!“ — „Kleinigkeiten, ja wohl! Und jetzt wegem Reh, was willst machen, Fritz,“ frug die Frau. — „Ihm zeigen, dem — Bauer, wer Meister im Lande, und ob man der Obrigkeit so unverschämt Trotz bieten solle oder nicht!“

Und mit gewaltigem Schritt marschirte er aus dem Zimmer und gewaltig dröhnte hinter ihm die Thür, fast konnten seine Zöglinge von Gottes Gnade reden, daß ihr gestrenger Herr weder Landjäger noch Schreiber bei der Hand hatte, um Uebungen mit ihnen anzustellen. Aber wenn er erst bei dem Zuge nach der Säublume gewesen wäre, was hätte er erleben müssen. O wenn alle Obern alle Jahre auf vierzehn Tage verdammt würden, Alles hören zu müssen, was ihre Untergebenen hinter ihrem Rücken von ihnen reden, da thäte es erst großen Zorn geben, der brächte in wackere Gemüther viel Weisheit, die mancher Noth vorbeugte, die in Tagen der Noth der beste Steuermann wäre. Sie waren sämmtlich auf Seite des Amtsrichters, waren ordentlich stolz auf den Amtsrichter, der es wagte, ihrem taubeligen Herrn, der ungefähr war wie ein stehend Wetter am Himmel, welches jeden Augenblick losbrechen konnte, die Stirne zu bieten. Sie machten sich lustig über des Gewaltigen ohnmächtigen Zorn, waren gwunderig über des Amtsrichters Gesicht, der ganz sicher des Donnerwetters kaltblütig wartete, welches, wie er wohl wußte, der Oberamtmann ihm auf den Hals schicken würde. Sie bewunderten die Vorsicht, daß er das Reh liegen gelassen, die Anzeige selbst gemacht. Aber die Hauptsache war Allen die

Restauration beim Amtsrichter, deren sie sicher waren, an deren sie bloß im Vorgefühl kannibalisch wohl lebten. Sie hatten auch ganz richtig calculirt. Natürlich gingen sie zuerst nach der Säublume, denn wo sie das Reh suchen sollten, wußten sie nicht. Der Amtsrichter ließ sich nicht suchen, er empfing sie schon vor der Hausthüre und zwar mit lachendem Gesicht, und fragte, was sie Guts brächten, es müsse was Wichtiges sein, daß sie sich vom Ofen weggelassen. Der Schreiber, dem das Maul am gängigsten geblieben, weil er es am meisten in Bewegung erhalten, antwortete: „Allweg! Wir sollen einen gewissen Amtsrichter fassen und an Schatten bringen.“ — Nun, er sei z' weg, sagte der Amtsrichter mit lachendem Gesicht. Er hätte heute expreß frische Strümpfe angezogen, die wärmer seien als schon getragene, damit er es besser erleiden möge im Mörderkasten, oder in welches Gefängniß sie ihn bringen sollten. Das werde er erfahren, wenn er einmal drein müsse, jetzt hätten ihm gute Leute, denen er es hoffentlich nicht vergessen werde, z' best geredt, einstweilen hätten sie bloß den Auftrag ein genau Protokoll aufzunehmen und ihm ein Schreiben zu übergeben, woraus er sehen könne was Trumpf sei.

Der Amtsrichter öffnete das Schreiben, machte erst eine dunkele Miene, die sich rasch verzog, legte das Schreiben bei Seite und sagte, er hülfe jetzt an Ort und Stelle gehen, wenn's dem Herrn Amtsverweser beliebe, dort den Augenschein nehmen und dann hier das Protokoll schreiben, draußen gefrören ja Tinte und Finger; derweilen könne seine Frau was Warmes machen. Daneben wie sie wollten, er habe da nichts zu befehlen, sondern als Delinquent gehorsamst sich zu unterziehen. Wer hätte etwas gegen des Amtsrichters Vorschlag einwenden sollen, besonders wegen dem Warmen? „Indessen doch noch Eins auf den Weg,“ sagte der Amtsrichter und schenkte ein delikates Kirschenwässerchen ein, daß sämmtliche Majestäten ganz verzückt davon wurden,

die Beine nicht stille halten konnten. Der Amtsrichter benutzte den Augenblick, seiner Frau die Verfügung mitzutheilen, die sprang z' weg wie eine Katze am Hällig, und wohl kam's dem Landvogt, daß er einen Stellvertreter geschickt, er selbst hätte was vernommen, wie noch nie in seinem Leben. — „Und jetzt was willst machen, etwa ein Fösel sein, und d' Sach' in Sack stecken?" — „Still Frau, still, und wenn sie wiederkommen, still ganz still, ohne Wort und saure Miene, der Landvogt muß nicht Freude haben, wenn er hört, wie ich gethan und wie du aufgesprungen. Denn die drinnen sind ein Pack, die, wie gut sie es mit uns zu meinen scheinen, brichten doch Alles dem Landvogt." — „Aber was willst dann machen, das so annehmen?" — „Weiß es schon, will es dir sagen, sobald sie fort sind. Sei freundlich, miß die Worte wohl, wie gesagt, sie müssen nicht Freude haben an uns, weder der Landvogt noch die Andern." Die Frau verstand den Mann und that also. Sie war nicht gewohnt mit Wenn und Aber und allerlei Quergedanken die Sache zu versalzen. Die Männer zogen aus, fanden einen schönen Rehbock auf dem Levatacker, der wirklich aussah, als hätte eine Heerde Schafe sich lange Zeit da aufgehalten. Sie nahmen Alles gut ins Auge und der Amtsrichter gab zu Protokoll: Rehe seien muthwillig hierher verpflanzte Thiere, der Oberamtmann habe sie für seine Freude hierher gebracht, nun sei es nirgends geschrieben, daß er, Amtsrichter, schuldig sei, um dem Herrn Oberamtmann Freude zu machen, Schaden zu leiden. Er habe denselben geziemend warnen lassen, und erst, als er schnöden Bescheid erhalten, von seinem gesetzlichen Recht Gebrauch gemacht. Der Schaden liege vor Augen, Frevel habe er keinen begangen, das Reh liege da, die Anzeige habe er selbst gemacht, der Verfügung des Herrn Oberamtmanns unterziehe er sich einstweilen, behalte sich aber das Gutfindende vor. Nachdem also das Protokoll gehörig abgefaßt, unterschrieben, versiegelt war, setzte man sich ohne langes Nöthi-

gen an das Warme, welches die Frau Amtsrichterin bereitet hatte, das war eine stattliche Mahlzeit und dazu die schönen aufwartenden Töchter, es ward absonderlich dem Schreiber, als sei er in Mahommed's Paradiese, ob Christ, ob Türk war ihm hell egal im Allgemeinen, im Besondern aber war ihm die Religion die liebste, bei der er was Besseres genoß und Schöneres sah. Er ward ganz Geist und Humor und wenn dann die Mädel recht lachten, so kam es ihm vor, er hätte sie schon, wenigstens Eine. Die meisten seiner Geschichten bezogen sich auf das Schloß und ganz besonders auf den Junker. Wenn der gewußt hätte, wie es ihm erging und was seinem Schreiber aus dem Munde ging, es wäre wirklich nicht gut gekommen. Eine erzählte er, welche wir wiederholen wollen, da sie vielleicht auch jetzt noch irgend einem Beamteten zur Warnung dienen kann. — „Vor einem Vierteljahr oder mehr erhielt unser Herr ein Schreiben von der Regierung. „Darin ist etwas, was mich gar nicht interessirt, thut das in die Schublade dort, es sind deren schon mehr darin —," sagte der Junker. „Aber will der Junker Oberamtmann es nicht aufmachen und sehen was darin ist?" frug ich. — „Nicht nöthig," sagte er, „weiß das Nöthige schon und am Nähern begehre ich mich nicht zu ärgern. Man hat genug Verdruß, dem man nicht entgehen kann, warum Verdruß nicht meiden, wo es möglich ist? Marsch mit in die Schublade." Unser Herr hatte nämlich wieder einmal über die Schnur gehauen und es war ihm zu Ohren gekommen, es sei ein bräver Abputzer für ihn ob dem Feuer, nun meinte er, er stehe angerichtet im Schreiben. Also marsch mit in die Schublade, die so voll ist, daß man allemal mit dem Schuh Platz machen muß. Einige Zeit nachher kömmt ein Schreiben von oben, in dem einem Geschäft nachgefragt und uns sehr ernsthaft die größte Beschleunigung anbefohlen wurde. Man sei der immer sich wiederholenden Verschleppungen satt, hieß es darin unverschämt genug.

„Wohl, jetzt mein Junker auf und z' weg hoch aufs Roß, jetzt war er einmal ungerecht gerüffelt worden, und wir schrieben einen ganzen Tag an einem Briefe, worin wir so deutlich als möglich zu verstehen gaben, daß man Freude zu haben scheine an Wischern, gerechten und ungerechten, daß man aber diesmal den Balken im eigenen Auge suchen solle. Wir waren recht kühn in unsern Herzen geworden und der Herr sagte: „Jetzt können sie auch einmal schmecken drinnen in Bern!" Mit umkehrender Post kömmt ein Schreiben daher, voll Donner und Blitz, lauter Pistolen und Dolche, daß man von einem Oberamt aus eine solche Sprache führe, und noch dazu bei dieser Sache, aus welcher man sehe, wie groß die Unordnung in den Geschäften sein müsse, denn das betreffende Schreiben sei abgegangen und müßte in unsern Händen sein. Wenn so was noch einmal begegne, so werde unumgänglich eine Untersuchung über uns verhängt werden."

„Ja das war nicht Spaß, so mir nichts dir nichts sie abfertigen durften wir nicht. Wir suchten einen ganzen Morgen, kehrten Alles sieben Mal um, der Junker war in einer stillen Wuth, daß ich alle Augenblicke glaubte, er fahre los und speie Feuer. Aber da war nichts zu finden. Endlich fällt mir was plötzlich ein: „Herr Oberamtmann," sage ich, „war's wohl ein Schreiben, welches nicht geöffnet wurde?" — „Warum nicht gar," schnauzt der Herr, öffnet aber doch alsbald die Schublade, reißt das Schreiben auf und richtig darin war das Geschäft, über welches berichtet werden sollte. Ja da standen wir wie die Butter an der Sonne, das Aufbegehren war uns auf einmal vergangen, jetzt was machen? Da ist der Schreiber dann komod, der muß herhalten, oder der Landjäger, der das Zimmer aufräumt, durch sie kömmt so ein Schreiben unter andere Schriften oder in ein Protokoll und wird vergessen, aber in Zukunft soll besser Obacht gehalten werden. Aber wohl, seither macht der Herr die Schrei-

ben auf!" — „Aber," frug der Amtsrichter, „merktet Ihr dann nicht, als der Wischer wirklich kam, daß etwas Anderes in dem Schreiben stecken mußte?" — „Ja der Wischer kam eben nicht," antwortete der Schreiber. „Wahrscheinlich war von einem die Rede gewesen, derselbe aber unterlassen worden, weil man gefunden haben wird, es trage doch nichts ab."

Man denke, wenn das Alles der Oberamtmann gehört hätte! Darum ist's gut, daß der liebe Gott unser Gehör eben recht beschnitten hat, er weiß wohl warum. Als der Amtsverweser oder Amtsstatthalter mit seinem Gefolge von dannen zog, wunderten sie sich Alle, wie es doch gewarmet habe. Er hätte fast Lust die Kutte auszuziehen, sagte der Polizeier. Er hätte diesen Morgen nicht geglaubt, daß es sobald ändere. Der gute Polizeier hätte aber auch nicht gedacht, daß einige Pfund Fleisch, einige Flaschen Wein in seinen Magen kämen und was diese Quantitäten in einem alten leeren Polizeiermagen für Veränderungen hervorbringen können, hatte er längsten nicht mehr erfahren.

Mit dem Protokoll war der Oberamtmann äußerst unzufrieden. Der Schaden auf dem Levatacker war ihm viel zu kläglich dargestellt. So gehe es, wenn man die Sache nicht selbst mache, auf Niemand könne man sich verlassen, zuverlässige Leute seien selten auf der Welt. „Rari nantes in gurgite vasto" würde der Oberamtmann gesagt haben, wenn Latein seine starke Seite gewesen wäre, wie sie es eben nicht war.

Als sie fort waren, befahl der Amtsrichter, sein Reitwägeli zu rüsten, in der Brunnmatt, wo es am wenigsten gefroren sei, Mutten, Rasenstücke, abzustechen und den Boden des Wägelis damit zu belegen. „Was Tausend willst", frug die Frau Amtsrichterin, die noch keinen nähern Bericht unter vier Augen erhalten, aus der Küche heraus, wo sie die Ordres gehört hatte. „Will morgen auf Bern, und um dem Oberamtmann nicht ungehorsam zu sein, auf meinem Herd bleiben."

Die Frau Amtsrichterin lachte zwar, doch gefiel es ihr nicht ganz. „Du bist wohl alt für sellig Witze", sagte sie. „Mach eine Vorstellung, du kannst so wohl schreiben und d' Wort stelle, oder wenn du es nicht gerne selbst machst, so laß einen Advocaten kommen, sie beten auch ums täglich Brot, oder wenn sie schon nicht beten, so nehmen sie es doch gern."

„Nichts Schriftliches und erst nichts von Advocaten, die Alles auf die lange Bank ziehen", antwortete der Amtsrichter. „Ich will die Sache über den Kurzen nehmen, wie die Schwinger sagen. Ich habe nicht Zeit zu warten, bis die Schrift abgefaßt, eingegeben, überwiesen, gelesen, Bericht erstattet, Anträge gestellt, berathen und schließlich das Ganze zu besserer Untersuchung und Vervollständigung der Acten zurückgesandt ist. Ich weiß wie es geht. Ich mache die Sache mündlich ab, und morgen schon ist der ganze Tschuep aus." — „Wie willst es dann machen?" frug die begreiflich gwundrig gewordene Frau. — „Das sage ich dir jetzt nicht, sondern erst morgen, wann ich heim komme." Damit mußte die Frau sich begnügen, wenn sie schon Frau Amtsrichterin war, dies mögen andere Weiber, die immer Alles auf der Stelle wissen wollen und nicht Frau Amtsrichterin sind, sich merken.

Am folgenden Morgen war Dienstag, wo in Bern immer ein bedeutender Wochenmarkt ist, an welchem benachbarte Cantone mit Lebensmitteln sich versehen. An diesem Tage gaben die Mitglieder der Regierung ihre Audienzen und hielten in der Regel keine Sitzungen, zu Erleichterung des Landmanns, der, wenn er wegen andern Sachen auf Bern kam, auch bei ihnen seine Geschäfte abthun konnte. Der Amtsrichter fuhr also auf Bern und hielt vor dem Hause eines einflußreichen Rathsherrn, mit dem er in sehr gutem Vernehmen stand. Er sandte einen Buben in den Hausgang, wo in Bern in der Regel die Handhaben der Glockenzüge sind, hieß ihn läuten und wenn man Bescheid gebe, sagen,

der Herr Rathsherr solle so gut sein und hinunterkommen, der Amtsrichter auf der Säublume möchte ein Wort mit ihm reden. Der Junge that es um einen Batzen, kriegte im Hausgang mit dem Kammerdiener Händel, der meinte, der Bube wolle ihn zum Besten halten, bis er den ihm wohlbekannten Amtsrichter auf seinem Wägeli vor dem Hause sah. „Was kömmt Euch in Sinn, Herr Amtsrichter?“ sagte Pierre, „der Herr Rathsherr kömmt nicht hinunter, das ist nicht der Brauch, steigt ab und kommt herauf, es ist eben Niemand bei ihm, der Junge kann Euch das Roß halten.“ — „Ich darf nicht, Pierre. Bitte, thut mir den Gefallen und sagt dem Herrn, ich ließ ihm dringlich anhalten hinunterzukommen, nur einen Augenblick, hinauf dürfe ich nicht.“ Pierre schüttelte bedenklich den Kopf und meldete es dem Herrn. Der Herr wußte nicht was das zu bedeuten hatte; den Amtsrichter kannte er zu wohl, um zu glauben, er habe nicht bestimmte Gründe, diese Bitte zu stellen, aus Pflichtsinn ging er hinunter, aber mit ernstem, strengem Gesicht, mit dem sich nicht spaßen ließ. „Verzeiht, Herr Rathsherr, daß ich Euch bemühe, aber ich durfte nicht anders. Des Herrn Oberamtmanns Rehe geschändeten mir meinen Levat, ich ließ es ihm sagen, er mir abputzen; darauf schoß ich eins, ließ es liegen und ihm es anzeigen, und er verfügte, daß ich bis auf weitern Bescheid nicht ab meinem Herd solle. Darum, hochgeachteter Herr, kann ich nicht ab meinem Wägeli, wo ich, wie Ihr seht, noch auf meinem Herd bin, denn ich bin der Meinung, daß man sich der Obrigkeit unterziehen soll. Aber ich möchte inständig gebeten haben, daß man dem Herrn Oberamtmann melde, er solle mich frei lassen, denn gerade jetzt habe ich nicht Zeit daheim zu sein.“ Als der Rathsherr das sah, lachte er gar herzlich über diesen wohlangebrachten Witz und sagte: „Es ist verdammt kalt da, kommt um 1 Uhr zu mir zu einer Suppe, da wollen wir das Weitere besprechen.“ — „Aber ich darf nicht ab meinem Herd,“

antwortete der Amtsrichter. — „Wenn ich es erlaube?“ frug der Rathsherr. — „Aber Ihr gebt mir doch dann auf alle Fälle ein paar Buchstaben,“ bat der Amtsrichter. — „Kommt nur und gleich nach halb Eins,“ antwortete der Rathsherr und ging lachend ins Haus. Der Amtsrichter fuhr zum Storchen, wo der seltsam belegte Boden seines Wägelis Aufmerksamkeit erregte und viele Fragen erzeugte. „Es gebe sehr warm,“ sagte der Amtsrichter, ging seinen Geschäften nach und fand sich zur gesetzten Zeit beim Rathsherrn richtig ein. Derselbe empfing ihn nicht mit ernstem Gesicht, führte ihn ins Cabinet zum Kaminfeuer und ließ sich da erzählen. Der Amtsrichter that es aufrichtig, redete vom Jagen ums Schloß, daß er aber nicht dabei gewesen, bekannte, daß die gedrohten Würste ihn böse gemacht und ihn veranlaßt sein Aergerniß an den Rehen zu nehmen und weil ihm der Herr Oberamtmann so bösen Bescheid habe zugehen lassen, habe er es probiren wollen, ob die Gesetze was gölten oder nicht. Daß er heute so auf Bern komme, geschehe nicht aus Bosheit, sondern er habe die Verfügung respectiren wollen und doch aus der Sache nicht gern einen Handel erwachsen lassen. Wenn so was einmal schriftlich werde, so werde das Giecht immer größer und gegen den Oberamtmann habe er eigentlich nichts, wenn er nur nicht so vom Zorn sich hinreißen ließe. Nun sprach auch der Rathsherr freundlich und väterlich. Gab dem Amtsrichter Recht, bemerkte aber, wie sie Beide in ihren amtlichen Stellungen sich in Acht nehmen müßten persönliche Empfindlichkeiten nicht mächtig werden zu lassen, sie müßten sie um ihres Amtes willen unterdrücken. Sprach von den guten Eigenschaften des Oberamtmanns, wie das Amt ihm viel zu verdanken hätte, mehr als es wüßte. Das erkannte der Amtsrichter vollkommen an, und erklärte, er seinerseits wolle den Handel gern vergessen dahin und daweg, wenn der Herr Oberamtmann es auch thun wollte. Der Herr sei ihm wirklich eigentlich lieb,

aber unternthun, das lasse er sich einmal nicht gern, selbst vom eigenen Bruder nicht. Pierre meldete, die Suppe sei servirt.

Als der Amtsrichter ins Speisezimmer trat, stand ihm sein Oberamtmann gegenüber.

Dieser war nämlich, als sein Zorn verraucht war und er das Protokoll gelesen, nach und nach verlegen geworden. Wo aus jetzt, was machen? Er hatte den Amtsrichter an der Hand, der Gesetz und Recht ganz gut kannte. Er entschloß sich endlich, obschon mit großem Widerstreben und auf dringliches Bitten seiner Frau, zu thun, was er in Nothfällen schon mehr als einmal mit gutem Erfolg gethan, nämlich nach Bern zur Beichte zu fahren, d. h. zu einigen einflußreichen Mitgliedern zu gehen und zu sagen: Ihr Herren, seht so bin ich drinn, wie machen, um so ungeschlagen als möglich daraus zu kommen? Helft mir, wenn es Euer guter Wille ist. Nun lasen ihm die Herren, Verwandte oder Freunde, ein scharf Capitel und halfen ihm bestmöglichst, aber in der Regel nicht parteiisch, nicht gewaltthätig, sondern sie zeigten ihm den Weg oder halfen ihm aus der Patsche kommen ohne Verletzung des Rechts, aber auf die Weise, wie er sich und das Ansehen der Obrigkeit, deren Stellvertreter er war, am wenigsten blamirte. So war er auch jetzt zu dem Herrn Rathsherrn, der sein Vetter war, gekommen, und hatte seine Verlegenheit geklagt; der hatte ihm scharf zugesprochen, wie er durch solche Thorheiten die Regierung compromittire, die einflußreichsten Männer auf dem Lande vor den Kopf stoße, statt Allem aufzubieten, sie anhänglich zu machen oder zu erhalten. Wer der Republik treu dienen wolle, müsse seine Persönlichkeit opfern können und nicht bloß im Krieg, sondern eben in solch scheinbaren Kleinigkeiten u. s. w.

Der Oberamtmann bekam einen hochrothen Kopf, beugte sich indessen der ihm wohlbekannten Ueberlegenheit des Vetters

und fragte endlich: aber und jetzt? „Wißt Ihr was, Vetter, esset heute bei mir z' Mittag. Ich weiß zwar wohl, Ihr esset nicht gern irgendwo à l'hazard du pot, aber so einmal zur Seltenheit wird nit z' tödten gehen." — „Ja, Vetter, so ist es bös refusiren, wenn Ihr also erlaubt, werde ich mich zu rechter Zeit einfinden," antwortete der Oberamtmann. Er wurde, als er kam, zu seiner Cousine, der Frau Rathsherrin geführt, und war ebenso überrascht als der Amtsrichter, sie standen sich da verblüfft gegenüber und wußten nichts mit einander anzufangen, doch das dauerte nur einen Augenblick. Der Vetter Rathsherr sagte: „Nicht wahr, Vetter, das ist brav von mir, daß ich Euch den Amtsrichter bringe, ich wußte, daß Ihr gute Freunde seid und daß ich Euch keinen angenehmern Tischgenossen bringen konnte als ihn." Es waren Beide, der Amtsrichter und der Oberamtmann, nicht dumm und begriffen den Herrn Rathsherrn vollkommen, es wurde ein charmant Mittagsessen. Auch hatte die Cousine Rathsherrin dafür gesorgt, daß der Vetter vom Lande das à l'hazard du pot nicht merkte, und der Vetter Rathsherr schonte seine Weine nicht, war sehr fleißig mit Anstoßen und Gesundheitmachen, und von der ganzen Geschichte war nie die Rede mehr.

Als der Oberamtmann und der Amtsrichter zur Hausthür hinausgingen, der Eine die Stadt auf, der Andere die Stadt hinunter wollte nach ihren Fuhrwerken, gab der Erstere dem Letztern die Hand und sagte, es würde ihn sehr freuen, wenn er ihn bald bei sich sehen würde. Wenn der Herr Oberamtmann es erlaube, werde er mit vielen Freuden nächstens kommen, antwortete der Amtsrichter.

Die Sache muß sich auf die Länge recht gut gemacht haben, denn als im nächsten Jahr der Oberst mit dem Amtsrichter jagte, war der Oberamtmann auch dabei.

Der Besuch.

Eine

Erzählung

von

Jeremias Gotthelf.

(Diese Erzählung erschien zuerst in den „Alpenrosen" Jahrgang 1854.)

Sommer wars, nach dem Heuet ungefähr, denn die Wiesen waren frisch gemäht und im Felde stund noch das Korn. Gegen Abend gings, aber noch brannte die Sonne heiß und dunkle Wolken stockten am Himmel. Da saß auf einem Abweissteine an einer staubichten Landstraße ein junges Weib, hatte ein Kind an der Brust und ein Kinderwägelchen stund vor ihm. Es war offenbar kein arm Weib, denn im Wägelchen war schönes reines Bettzeug, und es selbst trug ländliche Tracht, zwar nicht hoffärtige aber reiche und doch schien es unglücklich, denn so munter als der Bube auf seinem Schooße sog, eben so stark weinte es gar bitterlich. Als der Junge endlich seinen Durst gestillt, wischte es so gut es ging die Thränen ab, packte ihn sorgfältig ins Wägelchen und zog fürbas, aber mühsam, offenbar ermatteten Schrittes. Das war eine junge Bauernfrau, die Frau des Sohnes des Tanzbodenbauers, welche heim wollte zum Besuch über den Sonntag, denn es war Samstags Nachmittag. Stüdeli war da aus den Dörfern herauf, wie man im Emmenthal zu sagen pflegt, hatte auf dem Tanzboden sich eingemannet. Der Tanzboden ist dem Weibervolk sonst ein sehr beliebter Aufenthaltsort, wie bekannt, und dieser Tanzboden, von dem hier die Rede ist, noch dazu ein recht schöner Hof und der Bauer nicht verschuldet und doch Stüdeli da oben nicht wohl, denn

das Heimweh wollte ihns nicht los lassen. Wenn schon nicht die Worte, so doch die Töne klangen ihm immer und immer im Herzen: Herz my's Herz, warum so trurig und was soll das Ach und Weh? 'Sist so schön i frömde Lande, Herz my's Herz, was fehlt der meh? Was mer fehlt? Es fehlt mer Alles, bi so gar verlasse hie, möcht zum Aetti, möcht zum Müetti, ha nit Lust und ha nit Friede, bis ih i mym Dörfli bi. Nun im fremden Lande war das Graueli noch lange nicht. Der Tanzboden war kaum vier Stunden von Straudachigen, wo Stüdeli daheim gewesen, entfernt, und doch schien es ihm, es sei auch so wie es im gleichen Liede heißt: Es ist wohl schön i frömde Lande, doch zur Heimeth wird es nie! Dieses Weh nach einer Heimath, die nicht vier Stunden weit entfernt liegt, findet man oft im Schweizerland. Ja, es giebt Bauern, denen es nicht wohl wird, bis sie wieder auf den Hof, in das Haus, in welchem sie geboren wurden, eingezogen. Drei Stunden sind eine große Weite im Schweizerlande; wo innige Liebe ist, sind hundert Ellen eine grausame Weite. Stüdeli war auf den Tanzboden gekommen, es wußte kaum wie, fast wider Willen. Stüdeli hatte auch ein Meitschi Herz, flinke Buben gefielen ihm wohl. Einen Curs in der spekulativen Philosophie hatte es nicht durchgemacht, es war noch viel zu jung, um was dran zu begreifen. Es fragte nicht nach Geld und Sachen, die Lustigsten waren ihm die Liebsten, eines Geißenhändlers Bub war der Allerlustigste, der war ihm auch der Allerliebste. Nit eben so, was man sagt, im Ernste; von Heirathen war keine Rede, aber der Tüfel sei immer ein Schelm gewesen und werd noch immer einer sein, dachten die Alten; ungesinnet könnts fehlen. Da kam einmal eine Bettlerfrau, es war im Winter, und fragte: ob sie nicht hinein kommen und sich wärmen dürfe? Dieses schlägt man in der Regel nicht ab; so Eine weiß was zu erzählen und gerade die war eine der Rechten. Hauptsächlich drehte sich ihre Rede um den Tanzboden herum und sie vergaß

dabei Peter nicht, den Sohn. „Das wäre Einer für dich, sagte sie zu Stüdeli, werchbar, huslig, hübsch, frein wär er, kurz alles, was einem Burschen wohl ansteht und Meitschene sonst anständig ist. Stüdeli verlachte diese Reden, aber der Mutter gingen sie in die Ohren. Das schickte sich, wenn die zusammen zu bringen wären, dachte sie. Das Meitschi sei ihr nicht erleidet, aber man wäre doch dann Kummers los.

Als die Bettlerin endlich ging, ging die Mutter ihr nach und sie korbten die Sache zusammen so gut, daß es allerdings einen Käs gab, wie man zu sagen pflegt. Stüdeli wehrte sich nicht auf Leben und Tod; die Bäurin stach ihm doch noch tiefer im Kopf als des Geißenhändlers Bub, und da Geißenhändlers Buben wohl selten zu Bauern werden, so zog der Bauernsohn vor. Uebrigens war Peter, wenn auch nicht der Lustigste, so doch kein übler Bursche, hatte gesunden Verstand, einen tüchtigen Körper. Am meisten war es Stüdeli zuwider, daß es so weit vom Müetti weg mußte und dazu noch ins Emmenthal hinauf, in die wüsten schwarzen Berge hin. Daß es so hell und heiter im Emmenthal ist wie irgend wo, sieht man ihm freilich von ferne nicht an. Des Geißenhändlers Bub that Anfangs wüst, erst redete er von Erschießen, dann von z'Krieggehen und endlich machte er es wie die Meisten in ähnlichen Fällen, er nahm eine Andere. Stüdeli war recht hell auf als Braut, freute sich sogar auf die Hochzeit wie die Andern auch, wenn sie es zuweilen auch nicht erzeigen wollen, und blieb als junge Frau noch einige Zeit recht wohlgemuth daheim. Da begehrten aber die Schwiegereltern ernstlich, daß es zu ihnen käme. „Es sei ja dumm, sagten sie, und die Leute würden ihnen wenig darauf halten, wenn sie eine Schwiegertochter hätten und statt diese ins Haus zu nehmen, einer fremden Frau den Lohn gäben für ihre Sache zu machen. Daneben verlauf d'r Jung eine Zeit, es sei nicht zu sagen, und wenn man schon die Zeit nicht achten wollte, so sei

dann erst noch von den Schuhen zu reden.“ Stüdeli mußte also von den Dörfern hinauf auf die Höfe und trug das Bewußtsein in sich, es habe eine Art von Mißheirath gemacht, weil man in den Dörfern gebildeter sei, den Comment des Lebens viel besser kenne als da oben in der Wildniß. Es hatte eine Sekundarschule besucht, konnte französisch schreiben, d. h. französische Buchstaben machen, sagte, „Merci bien,“ hatte eine Arbeitsschule besucht, konnte Pantoffel sticken und Hosenträger. In seinem Dorfe gehörte Stüdeli unter die Gebildetsten, es hatte sogar „Martin, das Findelkind“ gelesen und vom ewigen Juden gehört. Indessen hatte ihm dieses durchaus nicht geschadet, es hatte die glückliche Gabe, so zu lesen, daß es grusam kurzi Zyti hatte darob, so sagte es wenigstens, ob es eigentlich so war, können wir wirklich nicht sagen, jedenfalls so, daß diese Bücher ihm durchaus nicht schadeten. Wir wissen nicht, sollen wir sagen, weil es sie nicht begriff, oder weil es unter die Reinen gehörte, denen alles rein ist. Es ist mit dem Lesen eine eigene Sache, es geht mehr Leuten als man glaubt, so glatt über die Haut weg wie Wasser, macht nicht den mindesten Eindruck, hinterläßt nicht die geringste Spur. Dagegen betrachtet man in den Bergen und auf den Höfen die Dörfer als einen gemeinern, roheren Schlag von Menschen, ungefähr wie in London die Bewohner der vornehmen Quartiere die Leute in der City, oder in Bern, die Leute in der Junkerngasse die hinter den Spychern. Anspruchsvoll ist man also in beiden Lagern, aber das ist wahr, daß der Stolz der Dörfer weit plumper, beleidigender hervortrittet als der der Höfer. Wenn man sich zu Heirathen herbeiläßt, so betrachtet man es nur als eine Art von Herablassung, zu welcher man nur bestimmt wird durch eigenthümliche, persönliche Zuneigung, welche aber selten sich findet, oder durch Geld. Beides war mehr oder weniger hier der Fall. Stüdeli bekam einmal ein sehr schön Stück Geld und nachdem einmal die Bettlerfrau die Beiden zusammengebracht, gefiel Stüdeli Peter

absonderlich wohl, und Stüdelis Mutter war, aus bekannten Gründen, so holdselig gegen den etwas schüchternen Peter, so holdselig, wie er es nie erlebt hatte, so daß man fast sagen könnte, eigentlich sei die Mutter die Leimruthe gewesen, an welcher der Vogel hängen blieb. Dieses soll übrigens ein Fall sein, der sich nicht selten ereignet. Stüdeli ging ungern auf den Tanzboden hinauf, aus der Heimath in die Fremde, welche weit, weit, mehr als drei Stunden weit von der Heimath lag, daß es fast nicht zu erleben war.

Und fremd kam es Stüdeli da oben vor, Alles schien ihm anders, auch die Menschen, es konnte sich gar nicht auf sie verstehn. Sie waren schweigsamer, redeten leiser, brauchten den a mehr als den o, sagten, ja statt jo, o statt au, fluchten selten und wenn ein Tadel kam, so war er so gedreht, daß es nicht wußte, was es daraus machen sollte, ob es gehauen oder gestochen sei. Doch fiel sehr selten einer, den es auf sich beziehen konnte. Es war ihm anfangs himmelangst, es sei unter Stündeler oder Pietisten gerathen, indessen sah es seine Täuschung bald ein. Es waren rechtschaffene Christen, aber frömmer zu scheinen als andere, davon war in ihrem ganzen Wesen keine Spur. Sie arbeiteten immer so fleißig als in den Dörfern, aber es schien ihm, als machten sie sich viel unnöthige Mühe, mit allzu exaktem Arbeiten und Aufräumen. Es mußte immer alles an seinen bestimmten Platz, wenn man es schon am andern Morgen wieder brauchte und ums Haus herum war es immer, als ob es Sonntag sei, da war nichts von Gräbel sichtbar, es ward ihm ganz unheimelig dabei. Aber auch es war den Leuten da oben fremd, die Sprache schon dünkte sie gar grob und hie und da entrann Stüdeli ein „Donner," was allemal einen Eindruck hervorbrachte, als hätte es wirklich gedonnert. Stüdeli sah hie und da etwas schmuslig aus, besonders an Hemd und Händen, daß man es eher für eine Jungfere angesehen hätte, als für die Sohnsfrau, das hatten sie sehr ungern. Es machte sich mit

dem Gesinde wohl gemein, schien fast lieber bei demselben zu sein, als bei ihnen. Und einmal klagte es sogar einer Magd, und wollte von ihr wissen, was seine Schwiegereltern gegen ihns hätten. Es thue doch, was es könne und doch sei es ihnen nicht recht, es könne nicht darüber kommen, warum nicht? Nit daß sie ihns plagten oder ihm böse Worte geben thäten, aber es merke wohl, wie sie es auf dem Strich hätten. Da sagte ihm einmal die Großmutter, sie müsse ihm was sagen, aber ungern solle es es doch ja nicht haben: Wenn es was zu klagen habe, solle es es ihnen sagen und nicht den Jumpfern, das sei bei ihnen nicht der Brauch, daß man in solche Sachen die Diensten hineinziehe. Sie wüßten wohl, daß es Orte gebe, wo man das pflege, aber sie könne nicht glauben, daß es da gut gehe. Darneben sei es ihnen ja anständig und wenn sie einmal an einander gewohnt seien, werde es ganz gut gehen. Aber Anfangs müsse man mit einander Geduld haben, das sei überall so, wenn es gut kommen solle, und thue man das nicht, nun dann müsse man es haben, wie man selbsten es mache. Mein Gott, wie ging diese Rede übel und was Stüdeli alles darin fand! Es war, als ob man mit einer eisernen Eichte ihm übers Herz gefahren wäre; und ein alter Pfarrer, der hundert Predigten über das Wörtlein „Und" gehalten, war sicher nur ein Tropf gegen Stüdeli, das in der kurzen Rede ganze Fuder von bösen Worten und Trümpfen fand; mehr als drei Tage hatte es rothe Augen.

Also Niemanden klagen sollte es, Niemanden sagen, was ihm das Herz abdrücken wolle, so alleine alles ertragen und verworgen? Ach es war sehr elend das arme Stüdeli! Es giebt zwei Mittel im weiblichen Leben, welche die Weiber munter und frisch erhalten, die sind Kaffe und Klagen. Hat ein Weib Kaffe, und kann es klagen, beides nach Herzenslust, dann ist es glücklich, schwimmt oben auf, hat es nur das eine oder das andere, so gehts wohl, aber kümmerlich und gedrückt; fehlen beide, ja dann fehlts wirklich, dann ist

es Zeit zu sagen: O ihr Hügel stürzt über mir zusammen und ihr Berge decket mich! Nun Kaffe hatte Stüdeli, aber klagen sollte es nicht und hatte soviel auf dem Herzen! Ans Heimgehen dachte es so oft, keine Nacht vergieng, daß es nicht seufzte: o wenn ich doch bei der Mutter wäre, ach nur eine Stunde! Aber die Mutter war drei Stunden weit; man denke! Und beim Abschied hatte sie ihm gesagt: „Heim komme mir dann nicht so bald! Droben würden sie es ungern haben und hier dich auslachen, weil du nicht länger es habest aushalten mögen.“ Das war Stüdeli tief in das etwas empfindliche Herz gegangen, und wenn die Mutter es machen könne ohne ihns und ihns nicht so bald als möglich zu sehen wünsche, he nu so de, so werde es es auch machen können ohne sie, hatte es Anfangs gedacht. Aber nachgerade war den Worten der Mutter die verletzende Schärfe entwichen und es rechnete, die Zeit werde längst um sein, wo ein Besuch daheim übel genommen oder bespöttelt werden könne. Da traten andere Umstände ein, wo reisen und besonders so weit, ein bedenklich Ding ist. Die Füße sind in einer Verfassung, wo engere Lederschuhe das Fußgehen verleiden und Fahren ist eine gefährliche Sache. Und das mußte es sagen, es hatte bei weitem nicht mehr so viel Ursache zur Unzufriedenheit wie früher, man brauchte in seinen Umständen viel Verstand gegen ihns, und, was die Hauptsache war, es gewöhnte sich, ohne daß es es merkte, alle Tage mehr an Sprache und Lebweise da oben. Darauf war ein munterer Junge auf die Welt gekommen; nun, dachte Stüdeli, wenn es zu machen ist, daß ich mit der Mutter reden kann, so muß sie ihm Gotte sein. Peter der Mann, meinte zwar, weil es ein Bube sei, wäre es passender, wenn der Schwäher Götti wäre. Es werde nicht so lange gehen, so könnte es ein Mädchen geben, da könnte die Schwiegere Gotte sein. Allein Stüdeli sagte, er sei ein wüster Mann, vo Selligem zrede, und es erzwängte es, von seiner Schwägerin unterstützt, die behauptete, in solchen

Dingen müßte man den Weibern ihren Willen lassen. Die Mutter kam, und wurde vom ganzen Tanzboden-Personal sehr zuvorkommend empfangen, so daß es ihr da oben ausnehmend gefiel und sie der Tochter nicht genug sagen konnte, wie gut sie es habe und wie sie dem lieben Gott nicht genug danken könnte, daß er es so gut mit ihr gemeint und ihr diesen Platz da oben geordnet habe. Bsunderbar anständige und manierliche Leute seien da. Man merke denen gar nicht an, daß sie so neben aus wohnten, in einer so groben Welt. Und Sachen genug seien da, man müsse sich recht verwundern, nicht in vielen Häusern da unten sehe es so aus. Das kam dem guten Stüdeli sehr übers Herz, machte es fast elend. Also auch die Mutter, der es ganze Kräten voll zu klagen gehabt, hielt es nicht mit ihm, war auf der Seite der Andern! Die Welt kam ihm vor wie ein graulicher Schlund und in demselben es die allein fühlende Brust. Stüdeli hatte auch den Wahlspruch: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich! Es ist nicht bald ein christliches Wort, das die Menschen, absonderlich die Weiber, so zu dem ihrigen machen, wie dieses Wort. Leider fehlt da aber immer Eines, sie sind nicht Christus, dem ein solches Wort ziemte, er war die Wahrheit; wer unter den Menschen, besonders den Weibern, ist die absolute Wahrheit, auf deren Seite man stehen muß? Da klagt so manches Weib unter Heulen und Zähneklappern; „Ach, er hets nie mit mer, er ist e Wüste!" Das gute Weibchen meint, es habe absolut recht in allen Dingen und unbedingt und ungeprüft müsse das Mannli B sagen, wo es A gesagt. Ja das ist ein schwer Ding und begreiflich bringt es nicht jeder Mann übers Herz, denn da läuft kein Weib ohne Brille in der Welt herum und dieselben sind bunt gefärbt, oft anders, oft das eine Glas grün, das andere roth. Und da immer recht geben unbedingt, ohne Einrede; denn jede Einrede, von Widerspruch wollen wir gar nicht reden, wird als Zeugniß von Feindschaft, wenigstens als ein Mangel an Liebe und

Vertrauen aufgenommen; selb ist eine harte Sache. Die Weiber haben wirklich die auffallendste Aehnlichkeit mit den politischen Despoten, die jede andere Meinung verdammen, die unbedeutende Schattirungen in den Ansichten als Vaterlands-Verrath verschreien.

Es schickte sich jedoch Stüdeli nicht die Mutter zu verschreien, aber ihr Betragen that ihm im Herzen weh, fast habe es keinen Menschen mehr auf Erden, der es gut mit ihm meine, wenn es doch nur sterben könnte. Nun so Ernst mit dem Sterben wars ihm denn doch nicht. Der Mensch redet gar unbesonnene Dinge und es wäre Niemand erschrockener als er, wenn der liebe Gott aus allem Ernste machen wollte. Ja es kommt uns alle Tage wohl, ist der liebe Gott witziger als wir. Stüdeli hatte gar ein hübsches und liebes Bubeli, wenn es hätte von dem weg sollen, es hätte doch was abgesetzt und die Augen wären ihm aufgegangen, wie unendlich schöner es auf dem Tanzboden sei als unten im schwarzen, kalten Grabe. Aber eben der liebe Gott war witziger als es, er stellte es nicht auf die Probe. Er wußte, daß auch ohne dieselbe es ihm auf dem Tanzboden immer besser gefallen werde, je mehr es sich daran gewöhne. So geschah es auch und dazu trug die Mutter viel bei, weil sie so wüst gegen ihns gewesen und mit den Andern es gehalten hatte. Selbes Jahr war ein schöner Heuet und wenn schön Wetter ist, geht alles ring, die angestrengtesten Arbeiten werden mit Lust und Jubel abgethan. Stüdeli war ein sehr werkbar Mensch, wie man zu sagen pflegt, und viel lieber bei der harten Arbeit draussen, als bei der leichtern Hausarbeit. Es wurde auch deßwegen sehr gerühmt und darauf hielt es etwas. Die Schwiegermutter sagte öfter: „dä halb Tag bleib du daheim, kannst im Garten was machen, draußen bist du nicht nöthig, sind Leute genug draußen, machen einander fast Plätzen ab, aber der Vater will es so haben.

Er sagt, „wenn die Leute begehren zu verdienen, solle man ihnen Arbeit geben, was sollten sie sonst?“ Stüdeli ließ sich selten bereden und wenn es der Hausgeschäfte wegen nicht gleich mit ausmarschiren konnte, so marschirte es desto geschwinder nach. Einmal ging es ihm auch so; die Landwehr war schon lange am Heukehren, als es hinter einem Haselhag her kam, ohne daß sie es sahen. Als es eben zu ihnen stoßen wollte, hörte es Jemand sagen: Es scheint, üst Birlig-Stüdle well hüt am Schatte blybe; und ohne weiter was zu denken trat es durch den Hag. Erst als seine Erscheinung offenbar einen Eindruck machte, alles schwieg, um so eifriger die Hände gerührt, seltsame Blicke sich zugeworfen wurden, fielen ihm die Worte auf und ob sie wohl ihm gegolten? Sobald es mit einer ihm zugethanen Magd ein vertraut Wort wechseln konnte, frug es, warum es sie heute so erschreckt und was da gesagt worden? Lange wollte das Jungfräuli nicht mit der Sprache heraus, endlich nach vielen Vorreden, es solle es doch recht nicht an ihm zürnen, es vermöge sich dessen durchaus nichts, im Gegentheil, es habe oft gewehrt, bekannte es, es heiße hier herum das Birlig-Stüdeli, aber nicht Birlig-Stüdle, wie der Unflath da gesagt. Daneben sei es nicht böse gemeint, um es auszuführen, d's Gegentheil, bei allen rechten Leuten sei es bsunderbar ästimirt. Das war ein Stich für Stüdeli, gegen den alles Bisherige bloße Flohbisse waren. Wer auf dem Lande gewesen, weiß, daß man zumeist das abgemähte Gras zwei Tage liegen lassen muß an der Sonne, wenn es gutes Heu werden soll. Ueber Nacht rechet man es auf und stößt es in kleine Haufen zusammen, damit der Thau nicht alles netze und der über Nacht feucht gewordene Boden früh von der Sonne getrocknet und erwärmt werde, dann zettet man wieder. Diese Haufen macht man etwas größer, wenn zweifelhaft Wetter ist und nennt solche in den Dörfern Birlig, im Emmenthal Schöchli. Als nun Stüdeli da oben von seinen

Birligen sprach, da horchten die Leute hoch auf und als sie endlich merkten, was Stüdeli darunter verstehe, verwunderten sie sich sehr und fanden im höchsten Grade lächerlich, daß man da unten solchen Haufen Birlig sage, es seien ja Schöchli und wer das nicht wisse, der müsse hinger nache der Welt daheim sein. Da ist noch die alte mächtige Rechtgläubigkeit zu Hause, wo man, so wie es nur einen Gott, nur eine Wahrheit giebt, auch nur einen Ausdruck für eine Sache, nur einen Gebrauch, nur eine Sitte kennt und für die allein wahre und seligmachende anerkennt, alle andern als dumm, lächerlich, ketzerisch verlacht und verdammt. An solchen Orten betrachtet jeder sich als der Darsteller der rechten Sitte, der rechten Sprach- und Lebensweise. Da giebt es noch prächtiges Selbstbewußtsein und glückliche Selbstgenügsamkeit, potz Habicht! Stüdeli meinte mit eben dem Recht, Birlig sei das rechte Wort und Schöchli sei ein lächerlich Wort für Birlige, denn das seien ja Birlige und nicht Schöchli und jetzt solle es deßwegen verlacht, verspottet werden von Leuten, welche das Rechte nicht wüßten und das müsse es sich gefallen lassen (das Unterziehen der Minderheit unter die Mehrheit), ja sogar einen Uebernamen davon tragen für sein Lebenlang Birlig-Stüdeli heißen, daß Kind und Kindeskind noch mit ihm das Gespötte trieben!" Kurz Stüdeli wurde fast krank darob, das alte Weh erwachte stärker als nie, es that recht wüst, so daß es die Leute ärgerte. „Stieße es nicht immer den Kopf mit den Diensten zusammen, so hätte es sich und ihnen den Verdruß ersparen können. Sie vermöchten sich dessen ja nichts, sie hätten denselben ihm nicht angehängt, und wenn sie ihn verbieten wollten, so hülfe es nichts, sie könnten nicht immer bei den Leuten sein, es würde das Uebel nur ärger," wurde ihm auf sein Aufbegehren geantwortet; fast hätte es darob die Uebelthaten seiner Mutter ganz vergessen; in den höchsten Nöthen bleibt denn doch die Mutter die letzte Zuflucht. „O Müetti, mys Müetti, wenn ich doch

bei dir wäre, wenn du wüßtest, wie es deinem Kinde geht, wie man es ihm macht, wohl du würdest anders reden, würdest sagen, ob du eine Birlig-Stüdle zur Tochter haben wollest oder nicht! Allweg möcht es dieß der Mutter klagen, möchte hören, was sie dazu sage. Es müsse zu ihr, stellte sich nur fester in ihm, und je eher je lieber, wie lange man lebe, wisse man nicht. Es vernahm nun der Peter, es wolle nächsten Samstag zu den Eltern. Peter meinte, das pressire nicht so, gäb acht Tag früher oder später. Mit dem Heuet seien sie nicht ganz fertig, er könne es nicht begleiten, die Rosse brauche man. Das habe nichts zu sagen, antwortete Stüdeli, es kenne den Weg alleine und für das Kind nehme es das Kindswägeli, nicht weiter als es ja sei, gehe es schon. Aber am Samstag müsse es sein, es hätte ein Blangen nach den Eltern, daß es ihm fast das Herz abdrücke, länger halte es es nicht aus. Gehe es jetzt nicht, gebe es gar nichts mehr daraus, nach dem Heuet hange ein Werk am andern, und wenns Birlig-Stüdeli schon nicht recht reden könne, zum werche sei es gut genug. Kurz Stüdeli that wüst, bis Peter sagte: „Nun, wenn du es zwängen willst, so zwängs, aber nimms nicht für ungut, wenn man dich so gehen läßt, wie du gehen willst, bei uns ist das der Brauch, daß das Nöthige vorausgeht und die Gelüste hintennach. Häbs daher nit ungern, wenn wir bei unserm Brauch bleiben, dir wollen wir auch nicht davor sein, wenn dir das Heimgehen vorzieht. „Ja, jä Brauch über Glust, Brauch über alles, das kann man hier alle Tage erfahren,“ sagte Stüdeli. „He nu so de!“

Am Samstag machte es mörderlich heiß, ein Gewitter drohte auf den Abend. Dessen ohngeachtet machte Stüdeli sich zweg und antwortete der Großmutter, welche fragte, ob es dann sein müsse? ein trockenes, ja. Doch brachte ihm diese, als es abfahren wollte, ein Gütterli mit Milch für das Kind. Stüdeli meinte, es hätte es nicht nöthig, aber die Großmut-

ter meinte, wohl so ein Ammeli sei schon oft komod gewesen und dießmal gab doch Stüdeli nach. Um das abreisende Stüdeli drängte sich die Familie nicht, man ließ es ziemlich einsam abziehen. Die Meisten waren auf dem Felde, wer da war, machte den Abschied kurz, sah ihm aber lange nach und in den Herzen grollte es: „daß so etwas Unnöthiges habe gezwängt sein müssen. Wo es wohl d'r Brauch sei, während einem Werch zDorf zu gehen? so was mache man zwischen den Werchen, wenn man sonst nichts zu thun habe. Die Leute würden schön die Nase rümpfen, wenn sie das Söhniswyb auf dem Tanzboden mit dem Kinderwägeli daher fahren sähen. Geschlagen sei man mit einem solchen Zwängkopf. Geglaubt hätten sie, es habe gebessert, wie es scheine, wolle es wieder ins alte Geleise." So dachten sie, es war keins, das nicht so grollte bei sich. Aber das müssen wir sagen, dieser Groll brach nicht aus, man redete gar nicht darüber, jeder verwahrte denselben in sich, bis er erstickt war. Das war auch Brauch da oben und zwar ein schöner. Es ist mit diesem Groll nämlich wie mit einem Brand in verschlossener Kammer. Bleibt dieselbe verschlossen, so erstickt das Feuer oder ist doch bald gelöscht. Reißt Thür und Fenster auf, so entwickelt sich erst des Feuers Macht, bald steht das ganze Haus in Brand. Bei Stüdeli grollte es aber auch nicht wenig. „Ihns so ziehen zu lassen! Hätte man nicht ein Pferd entbehren, ihns durch einen Knecht können führen lassen, wenigstens eine Strecke weit oder durch eine Magd das Wägeli ziehen lassen! Das sei doch weder Bruch noch Gattig, daß man ein Söhnisweib das Kinderwägeli ziehen lasse, wenn man vier Rosse im Stalle habe, akurat wie ein Bettelweib, und sövli weit und sövli heiß!" Man sieht, es hat jede Sache zwei Seiten und je nachdem man sie betrachtet, von dieser oder jener, erhält sie Farbe und Form. Je heißer es wurde von der glühenden Sonne, desto hitziger brannte der Groll. Sein Lebtag wolle es nie nie mehr

zfriede werden, dachte es! Kein kühl Lüftchen ging; drohender stockte es am Himmel. Mein Gott noch ein Wetter auf Alles hinauf, dachte es. Die Wetter fürchtete es sehr, lief stärker, bekam immer heißer, verlor den Athem, das Kind erwachte, fing an zu schreien, und Stüdeli kams an, ihm schreien zu helfen, doch für einstweilen ließ es es bei Weinen und Schluchzen bewenden. Es nahm das Kind aus dem Wägeli, setzte sich auf einen Abweisstein und stillete es; da fanden wir Stüdeli. Als das Kind satt geworden, fielen ihm die Aeugelein wiederum zu. Stüdeli packte es wieder ein, deckte ihm das Gesicht mit einem Nastuch, denn von Engländer Schleiern wußte man auf dem Tanzboden nichts, fand dabei das Ammeli oder das Milchgütterli. Stüdeli ganz vertrocknet von Hitze und Staub, setzte es an den Mund und trank es aus. Es ist alles für etwas gut, dachte es, und nachdem es den Mund abgewischt, setzte es den Marsch fort. Die Milch hatte ihns erquickt, doch nicht bis in die Füße hinab, die brannten ihns schrecklich, thaten ihm sonst noch weh, es war matt, müde, es hatte sich Anfangs überlaufen und des Ziehens war es nicht gewohnt, und die Wolken wurden immer schwärzer, laufen sollte es immer stärker, wenn es nicht ins Wetter kommen wollte, und es mochte immer minder; daß es einem so elend werden könne auf Erden bei lebendigem Leibe, hatte es nie gedacht. Es verzichtete aufs Heimkommen, dachte ans Sterben, das könnte ihnen dann wohl ein Gewissen machen da oben und das möchte es ihnen wohl gönnen, denn sie wären doch schuld daran. Aber das arme Bubi! Dann that es wieder einen Schritt weiter und noch einen und endlich waren es ihrer hundert und die Stunde, welche es noch nach Hause hatte, kurzete mit jedem Schritt, aber langsam, langsam, eine Stunde ist eine Ewigkeit und die wird immer länger, je größer der Jammer, je enger die Schuhe werden, in denen man steckt. Endlich sah man das Dorf, endlich war die March erreicht, es schien, es sollte doch

noch sein, daß es hinkomme. Es setzte sich, es schöpfte Athem, es machte einigermaßen Toilette; d's Bubi schlief süß, sonst hätte es auch herhalten müssen. Als es so über die Häuser sah, das ihrige als eins der Bedeutendsten, da fieng es plötzlich an sich zu schämen und zu denken: Aber du mein Gott, was werden die Leute denken, wenn du so daher kommst wie ein Bettelweib? Sie werden meinen, du seiest fortgelaufen oder man hätte dich ausgejagt, die werden lachen und es dir gönnen mögen. Das geschieht der recht, der war hier Keiner recht, es hat ein Fremder sein müssen, Einer da oben, jetzt kann sie es erschmöcken, was das für Leute sind da oben. Die wird einen Schuh voll hinausgenommen haben! Nun es sollte jeder so gehen, der vor Schmäderfräsigi Keiner recht ist daheim herum. Jetzt fühlte es Stüdeli, was das Zwängen kann, und daß man erst alles bedenken sollte, ehe man etwas durchstieret. Es hätte manchen Batzen gegeben, es säße auf dem Tanzboden statt da, zunächst vor seinem Dorfe. Doch langes Verweilen galt nicht, hier und da fiel schon ein Regentropfen. Stüdeli war nicht so dumm, daß ihm nicht eine Ausrede einfallen sollte. Das Roß sei krank geworden, mit dem sei der Mann heimgefahren und es habe ein Wägeli geliehen, weil der Bub ein gar schwer Tragen sei. Nun Ausreden sind komod, besonders wenn sie geglaubt werden, aber leider ist es nicht alleweil dumm, das hochgeehrte Publikum. Stüdeli glaubte sich stich und schußfest, fuhr kühn dem Dorfe zu, geschwind und immer geschwinder, ganz nach dem Takt der Regentropfen, die ebenfalls immer rascher fielen, bis es endlich platzte da oben und Ströme, wahrscheinlich noch aufgesparte von der Sündfluth, hernieder prasselten. Im Nu waren Stüdeli sammt Bagage fletternaß, es dachte schon ans Ertrinken, und war nicht mehr als einen halben Scheibenschuß vom Dorfe. Da sah es die alte bekannte Brechhütte, wo es so oft seinen Hanf zerschlagen, neben der Straße stehen mit einem Gibeldach versehen, da die Wände nicht

mehr hölzern waren, daher alle Herbst abgebrochen werden mußten, sondern wohl gemauert, Hitze und Kälte trotz boten. Rasch fuhr es in die Grube, wo nothdürftig Scherm war und sah in Aengsten nach dem Bubi, das nicht bloß noch lebte, sondern sogar noch schlief, trotz Donner und Blitz. Es schirmte es bestmöglichst, aber sorgfältig, um es nicht zu wecken. Da dunkelte es beim Eingang, Stüdeli sah sich kaum nach den beiden hereinstürzenden Gestalten um, sorgte fürs Kind, da hörte es plötzlich: Donner, bists oder bists nicht, an dich hatte ich nicht gedacht! Mit Schein ists dir gegangen wie mir, immer zweimal böser ehe einmal besser. Erschrocken sah Stüdeli sich um, die Stimme kannte es, es war des Geißenhändlers Bub und neben ihm ein weiblicher Knopf, naß wie eine Maus, daher nicht mehr strub, aber die nassen Mäuse sind bekanntlich noch viel eckelhafter als die struben, so ein rechtes Dascheli, dem man die Blätterhaftigkeit naß und trocken auf einen halben Scheibenschuß ohne Brille ansah. An die Begegnung hatte Stüdeli nicht gedacht. Stich um Stich ging ihm durchs Herz, es verlor fast den Athem, doch die Besonnenheit nicht. „Wer ins gleiche Wetter kommt, wird ungefähr gleich naß, selb ist seit langem der Brauch," sagte Stüdeli; d'r nebe, wenn es dir bös ging, gings dir anders als mir, mir gings gut, nit bös." „Habe geglaubt, weil du so daher kamest wie aus einer Kanone, du seiest mit dem Schelmen draus und d'Landjäger hinter dir." „Ho, es sollte dir z'Sinn cho, daß üser Gattig Lüt auch springen, wenn ein Wetter platzt; vor den Landjägern z'springen, will ich einer andern Gattig Lüte überlah." „Du hast recht, antwortete des Geißenhändlers Bub, von den Springige warest nie, hest immer ordeli gwartet, öppe hert springe het me nit müße, bis me dih epsoge het. Da flammte die Bauerntochter in Stüdeli auf, es richtete sich auf, und sagte: Vo dem wirst öppe nit viel z'brichte wüsse, oder hest, su sägs." Apparti viel wüßt ich nicht, sagte des Geißenhändlers Bub, aber was nicht war, konnte werden. Wo du

einmal draus warest, da erleidete mir alles und ich hing mich an das Daschi da, es besaß einige Thaler und hatte einen Vater, der drei Geißen besaß. Ich meinte, wie gut ich es gemacht, aber d's Geld ist zum Tüfel, d'Geiße bim Schinder und sDaschi ist mer bliebe. Aber das Daschi hatte auch ein Maul und zwar eins, wie man in dem Eiertätschgesicht nicht erwartet hatte. Das findet sich oft beim Weibervolk, daß wenn alles fehlt, doch das Maul ausbündig ist und allen Fürsprecheren gewachsen, sogar den dümmsten. Nun brachs los und zwar zweischneidig, es hieb nach dem Manne und nach Stüdeli hin, daß diesem weh wurde, denn mit einem solchen Mensch wollte es nicht handgemein werden, nicht mit des Geißenhändlers Bub gemeine Sache haben. Es that als höre es das Daschi nicht, sagte, das Kind sei naß geworden, es könnte sich erkälten und wenn es schon noch regne, habe doch das Gewitter aufgehört, deckte das Kind noch mit seinem Fürtuch zu und fuhr zum Loch hinaus, ehe des Geißenhändlers Bub ihm anerbieten konnte, er wolle ihm das Wägeli ziehen. Nun es war bald im Dorfe, aber seines Vaters Haus nicht das erste und nicht das zweite, es ging eine lange Gasse hinab, neben vielen Häusern vorbei und unter den breiten Dächern stund, durch das Wetter vom Felde verjagt, viel Volk und neben dem vorbei mußte Stüdeli in seinem Aufzuge auch wie eine nasse Maus. Das war ein recht Spießruthenlaufen! In die Erde hätte Stüdeli versinken mögen. Es antwortete den grüßenden Stimmen nicht, es dachte nur an die fluthenden Glossen unter den breiten Dächern, und ganz athemlos fuhr es unter seines Vaters breites Dach, wo das ganze Volk versammelt stund. Sie hatten da auch gelacht und gewitzelt, als sie die Frau das Dorf abkommen sahen. So ists, fällt Jemand um, wird behagelt oder beregnet, macht es allen, die es sehen, zuerst gutes Blut und erst, wenns gar übel geht, kömmt sehr langsam das Mitleid nach. Eigentlich sind wir ein Lumpenvolk, wir Menschen nämlich. Als

nun aber die Frau gegen das Haus einbog, als man in ihr des Hauses Tochter erkannte, da schlug man die Hände über dem Kopf zusammen. „Aber mein Gott, mein Gott! was hats gegeben? wo kömmst du her?“ tönte es von allen Seiten, und ganz bleich kam die Mutter aus der Küche gefahren. Als sie das Geschrei hörte, meinte sie erst, es brenne. Als sie nun Stüdeli sah in dem Zustande, bachnaß und das schreiende triefende Kind, da wurde ihr Schrecken noch größer. „Herr Jeses, mein Gott! was ist mit dir? was bringt dich so?“ Stüdeli war noch keine gemachte Natur, aber die Anlagen dazu hatte es, es konnte sich fassen, wenns nöthig war. Auf all das Geschrei antwortete Stüdeli, nicht mit Gestöne und Zähneklappern, sondern mit lachendem Munde. Da sei nichts, um so nöthlich zu thun. Im Wetter seien sie naß geworden, und würden bald wieder trocknen, wenn sie einmal in die Stube kämen. Und ins Wetter sei es gekommen, weil das Roß Bauchweh bekommen, der Mann mit demselben heimgefahren sei und es daher sich verspätet habe. Sie hätten einmal z'Dorf kommen wollen, es sei schon so lange nicht hier gewesen, daß es sich kaum mehr kenne. Glaubwürdiger konnte kaum was sein, denn bekanntlich kriegen die Pferde auch Bauchweh und dann ist es mit dem Springen aus. In ein Gewitter kommen, ist auch keine Kunst, es begegnet gar zu vielen Leuten, und wenn es regnet, wird man näß, was kein Mensch in Zweifel ziehen wird. Kurz, die Auskunft war über alle Erörterungen erhaben, genügte vollständig allen, wie es schien, und ohne weiteres Gerede schaffte man so schnell als möglich Mutter und Kind ins Haus, sorgte dafür, daß sie trocken wurden und das Kind beruhigt, was nicht lange ging. Als sie wieder in die Wohnstube kamen, da war viel Wohlgefallen an Mutter und Kind. Stüdeli war eine stattliche, hübsche, junge Frau und freundlich mit den Mägden, welche ab und zu gingen, den Tisch zu bereiten. Wo weyt d'r hocke, frug die eine Stüdeli. Mit wie

mängem redst? frug dasselbe. He, war die Antwort, ume mit eim, aber es wott sih mr neue nit angers schicke. Su machs zschicke, sust reden ih keys Wort mit dir meh. Selb wär mr nit aständig, da wirde ih wohl müße, antwortete die Magd, ganz selig im Herzen über solche Niederträchtigkeit und Gemeinheit, wie sie es nannte. E selligi werd me nit bald atreffe, die so gar nit hochmüthig sei, sagte sie draußen in der Küche. Aber noch mehr erfreute das Kind, so hübsch, so schön und selligi Kruselhaar, akurat wie es Engeli. Es flog von Arm zu Arm und wurde geputelet, als ob man ihm das Herz aus dem Leibe schütteln wollte, und je wilder es ging, desto mehr lächerte es den kleinen Türken. Das gebe einmal einen Rechten, war das allgemeine Urtheil. Selbst die Knechte machten ihm auf ihre Weise den Hof, perse zu Handen der Alten. Stüdeli brachte einen recht heitern Abend ins Haus, kein Mensch hätte ihm angesehen, wie es auf dem Tanzboden eigentlich doch so gleichsam draus gelaufen und welch Elend es unterwegs ausgestanden. Es war selbst recht munter und glücklich jetzt im Trocknen. Nur eins saß ihm quer im Kopf, das war die Begegnung mit des Geißhändlers Bub in der Brechhütte. Es kannte sein Dorf, es wußte wie prächtig in diesem guten Boden die Geschichten wuchsen, wie schnell aus einer Laus ein Elephant sich herausbildete und wie wahrscheinlich das Schrecklichste aus seinem Daherrennen mitten im Wetter gemacht wurde. Es machte endlich bei sich selbsten aus, am besten komme es allem zuvor, wenn es den Hergang selbst erzähle, so gleichgültig als möglich und gar nichts daraus mache. Nicht wahr, das war nicht dumm? Die Unbefangenheit von Stüdeli und die lustige Art, wie es von dem Daschi sprach vor dem Gesinde nahmen allerdings der Sache den Stachel. Der ganze Einzug von Stüdeli war bereits auf der Trommel im ganzen Dorf, die verschiedensten Muthmaßungen wurden herumgeboten, immer so scharfsinnige als man sie von Gelehrten hört über vorsündfluthliche Inschriften. Des Geißenhändlers

Bub rührte das Kuchipulver ein und dessen Daschi streute den Pfeffer darüber und das Körblikraut. Als noch an selbem Abend die Knechte vom Hause auf den gewohnten Sammelplatz kamen, wurde schon viel geschwatzt und des Geißenhändlers Bub, der immer da war, wo er schwatzen konnte und zu schmarotzen hoffte, wärmte allerlei giftiges Zeug ins Gerede und was er gesagt, und absonderlich sein Daschi, daß die Stüdle nicht mehr hätte warten dürfen, sondern mitten durchs Wetter die Flucht genommen. Der hatte aber Zeit nicht bloß zu schweigen, sondern auch sich zu streichen, wenn er nicht des Melchers Tatzen an seinem Kopfe haben wollte. Wie Ritter, oder vielmehr wie die Knappen eines Ritters, verfochten sie die Sache von ihres Bauern Tochter. Sie wüßten wie es sei, sagten sie, sie hätten es selbst gehört, und wer es nicht glauben wolle, dem wollten sie die Sache begreiflich machen. Das schlug den Klatsch für den Augenblick so ziemlich nieder, denn wenn die Dienstboten einmal zur Seltenheit für ihre Meisterleute gute Zeugnisse abgeben, warum sollten dieselben nicht wenigstens halb so gut geglaubt werden als die bösen, die jedenfalls immer noch etwas mehr als ganz geglaubt werden.

Stüdelis Vater hatte dasselbe viel zu fragen über die äußern Angelegenheiten des Hauses. Landbau, Viehzucht und so weiter, und hatte Freude an der Tochter, die über alles verständig Bescheid wußte. Darob wurde es ziemlich spät, daß die Mutter endlich sagte: du wirst froh sein an die Ruh zu gehen, es ist dir zweg gmacht in deinem alten Stübli.

Als Stüdeli zu Bette war, kam die Mutter. Wenn du nichts dagegen hast, so liege ich diese Nacht bei dir. Hätte noch allerlei mit dir zu reden, diesen Abend gabs es nicht, und morgen wahrscheinlich auch nicht; in einem solchen Hause ist man nie ruhig. Stüdeli zeigte große Freude und fühlte doch eine beträchtliche Beklemmung, die es gar nicht für möglich geglaubt diesen Nachmittag. Als es aus Egypten, aus dem

Diensthause zog, da war es ihm z'vorderst, es dünkte ihns, wenn es bei der Mutter sein könnte, so hätte es ganze Fuder zum abladen, und jetzt hätte es fast lieber geschwiegen. Es fürchtete, die Mutter könnte es noch auslachen. Indessen war das nur vorübergehend. Als sie im Bette waren und gebetet hatten, nahm Stüdeli die Mutter um den Hals und küßte sie gar herzlich: „O Mutterli, o Mutterli, wie lieb bist mir, wenn ich dich doch geng by mr hätt!" sagte es. Die Mutter erwiederte diese Zärtlichkeiten, dann frug sie: „jetzt Stüdeli, sag mir, warum kommst heute daher geschoßen wie aus einem Stuck, habt ihr g'uneiset da oben, oder was ist?" „O Mutter, antwortete die Tochter, du bist doch immer die Merkigste, vor dir kann man nichts verbergen. G'uneiset apparti nit, aber ich hatte das Herz so voll, daß es mich dünkte, es müße versprengen, wenn ich es nicht bei dir leeren könnte. Nun erzählte Stüdeli so ziemlich aufrichtig alles, was begegnet war, und frug schließlich die Mutter, ob es denn das gelassen annehmen könnte, wenn es sein Lebtag Birlig-Stüdle heißen müßte, ob es wohl einen wüstern Uebernamen geben könnte auf der Welt als Birlig-Stüdle? O ja, sagte die Mutter, noch viel wüstere gibt es, und je böser du darüber wirst, und je mehr du es erzeigst, desto länger heißest du so und desto weiter kömmt er herum. Da war doch wirklich nicht Ursache, daheim gegen deine Leute wüst zu thun. Warum mußten sie es entgelten? sie sagten dir ja nicht so, hingen den Namen dir nicht an. Denk doch wie ungern sie haben müssen, daß du da im Heuet ausrissest, wo es Jedermann in Sinn kommen mußte, es habe etwas Ungerades gegeben; denn so mir nichts, dir nichts, führest du nicht im Heuet mit einem Kinderwägeli in der Welt herum. Stüdeli unterbrach die Mutter oft mit einem: du hast recht, aber denk, aber lue, aber wenn du noch jung wärest! Und die Mutter ließ sich gerne unterbrechen, um nur so gründlicher der Tochter Herz auszuputzen und fegen zu können. Sie mahnte hauptsächlich zu

Sanftmuth und Ergebung, nie in der ersten Aufregung auffallende Schritte zu thun, nie was erzwingen zu wollen, was nicht, von Gott geboten, sein müße. Sich an der andern Menschen Platz zu setzen und zu denken, wie sie das aufnehmen, was sie dabei denken müßten, und wie es einen Austrag nehmen müße. Fortlaufen könne man wohl, aber das Heimkommen habe eine Nase, denn der Mann, der seine Frau wieder hole, die bloß wegen einer Kleinigkeit fortgelaufen, der werde sein Lebtag nie viel sein. „Ich bin auch einmal auf dem Wege gewesen fortzulaufen," fuhr sie fort, „ich wollte den Hühnern misten, da kam mein Mann dazu und begehrte mit mir auf, ob ich nichts besseres zu thun wisse, als den Hühnern zu misten, es dünke ihn, es wären nöthigere Sachen zu thun, als den Hühnern zu misten. Wenn das nicht gute, drehe er den Hagle noch den Hals um. Da schien es mir, als würde es auf einmal ganz schwarz um mich, das hätte afe key Gattig, daß ich den Hühnern nicht mehr misten solle, wenn die Zeit um sei, das sei ein unerhörter Zwang, bei dem ich nicht leben könne. Wenn er einen Funken Liebe zu mir hätte, so könnte er nicht so gegen mich sein, lieber weg, dänne, je eher je besser. Damals hatten wir nur noch ein Kind, das nahm ich, legte nicht einmal andere Kleider an, und lief mich außer Athem. Da mußte ich mich absetzen um Luft zu fassen, und sah zurück. Es sei doch ein schön Haus, dachte ich, viel Sachen darin, z'werche und z'esse gnue, er daneben sonst kein Uflath. So hing sich ein Gedanke an den andern, ich dachte daran, was die Leute sagen würden, wenn sie mich in den allerschlechtesten Kleidern, in schmutzigem Hemd und Fürtuch herumlaufen sehen würden, oder wenn er gar ausschicken würde, mich zu suchen in den Bächen und an den Bäumen, wie ich das nachher doch ungern haben würde, wie ich erst heim sollte, ihm zu sagen, wohin ich ginge und vor allem mich anders anzuziehen, vielleicht daß es ihm doch dann leid sei, und er mir anhalte, ich solle bleiben und ihm verzeihn, dann könne ich

immer noch machen wie ich wolle, denn recht anhalten müße er mir, sonst ginge ich. Ja und dann? Dann holt er mich wieder. Ja und wenn nicht? was da machen? scheiden? Warum nit gar, scheiden will ich nicht, es ist mir hier nicht erleidet. Selbst wieder kommen wie der verlorne Sohn? war da etwas gewonnen? ja er könnte es mir mein Lebtag vorhalten und sagen, lauf nur fort, kommst von selbst wieder. Und als ich zum Hause kam, machte ich stillschweigend meine Arbeit, sagte ihm erst lange, lange nachher, was ich einmal gewollt. Und seither dachte ich kein einzig Mal mehr ans Fortlaufen. Vor allem aus laß Kleinigkeiten sich nicht ansetzen, laß nichts anbränten und bitter werden in deinem Herzen. Ists einmal bitter im Herzen, wird alles bitter was drein und draus kommt, wird alles dir ein Aergerniß, was dir vor Augen kömmt und wenn es der liebe Heiland selbsten wäre. Da ist dann eine Sache dabei zu sein, daß böser nichts ist auf Erden und du selbst hättest die größte Pein. Das wäre noch ganz anders als d'Birlig-Stüdle heiße." „Ja ja, hast recht Mutter, sagte Stüdeli, sehe es jetzt wohl ein. Wenn ich aber nur der tusig Gottswillen wieder daheim wäre!" „Das wird keinen Kopf kosten," sagte die Mutter, „mach nur kein sauer Gesicht, thue als ob gar nichts Zweispältiges vorhanden gewesen, so werden sie auch so sein und weder mit Minen noch Worten was merken lassen. Das sind feine Leute."

So besprachen sich Mutter und Tochter über dieses und anderes, was die Leute nichts angeht, und als endlich Stüdeli einschlief, war ein bedeutender Theil der Nacht vorüber, aber auch Stüdeli an Weisheit bedeutend reicher geworden. Das Gewitter hatte die Luft geläutert, es war ein prächtiger Sonntagsmorgen, den jedoch Stüdeli fast verschlief. So bald es flott war, nahm es sein Bubi auf den Arm und ging in den Garten den Blumen nach. Aber der Garten gefiel ihm nicht wie früher, die Wege waren gar zu eng, der Buchs nicht geschoren, ein Gnist darin, wenn man es sagen durfte und vieles

verkümmett und halb erstickt. Es fand den auf dem Tanzboden schöner, wenn es hier wohnen sollte, das müßte ihm anders werden, dachte es. Es war nicht lange alleine, eine Gespielin nach der andern kam, ihns zu grüßen, zu fragen, warum es gestern so daher gekommen, wie eine Bombe, welche vom Himmel gefallen? sie hätten gemeint, d'Franzosen oder gar d'Russen seien hinter ihm her. Stüdeli hielt sich gut, gab Bescheid mit lachendem Munde; frug, wie ihnen sein Bubi gefalle, dem man es allerdings von weitem ansah, daß es nicht armer Leute Kind war. Aber der kleine Kerl war heute recht unartig, entfremdete sich vor den Töchtern des Dorfes, wollte zu keiner gehen, wendete sich unwillig der Mutter zu, wenn eine ihn nehmen wollte. Die Töchtern wurden recht empfindlich. So, sagte eine wie die andere, bin ich dir nicht gut genug, du bist doch ein recht hochmüthiger Emmenthaler. Auf dem Kirchweg machten sie dann ihre Glossen auch über Stüdeli. „Das sei auch nicht mehr das Alte, sagten sie, es sei hochmüthig geworden und thue so vornehm und werde doch kaum viel Ursache dazu haben. Wenn eine das Kinderwägeli selbst ziehen müße, so könne man daraus abnehmen, ihr Höfli werde nicht Rosse ertragen, höchstens ein par magere Kühli, vielleicht gar nur Geißen. Es nehme sie doch wunder, was die für ein Gesicht gemacht, als des Geißhändlers Bub zu ihr in die Brechhütte geschloffen sei, und hinten her seine Blättere. Das hätte sich doch treffen müssen, daß beide gerade da zusammengekommen, schöner nützte nichts.

Es könne kaum ein abgeredet Spiel gewesen sein, daneben könne man es nicht wissen, für nichts und wieder nichts, werde doch die Frau ihnen beiden kaum wüst gesagt haben. Die solle so bedenklich ausgekehret haben, daß das Stüdeli mitten im Wetter die Flucht genommen und daher gekommen sei wie aus einer Kanone." So zergliederten die Kirchenleute den Besuch, er bildete das Tagesgespräch, die nouvelle du jour. Schüchtern redeten Einige dazwischen und gaben wie-

der, was Stüdeli selbst erzählt und durch die Knechte ins Publikum gekommen war, aber sie fanden ungeneigte Ohren und wagten nicht mit Energie ihre Meinung zu vertreten, sie wollten die Gunst des Publikums nicht aufs Spiel setzen. So hat es die arme Wahrheit, ihre treuen Liebhaber sind rare Vögel, selten einer wagt für sie ein Gefecht, sobald es hitzig zu werden scheint, macht er sich auf den Rückzug, geschweige, daß einer ordentlich dafür einsteht. Der Pfarrer predigte wirklich über diesen Vorfall nicht, zog ihn nicht einmal an, aber man hätte glauben sollen, er habe das nämliche Thema vor gehabt, denn wo die Predigt die Gespräche unterbrochen, da setzten die Kirchgänger sie nach der Predigt fort; der Predigt gedachte kein Mensch. Heute hätte, glauben wir, der Pfarrer alles Mögliche sagen können, selbst sie seien Schelmen und Spitzbuben und die Regierung bestehe aus Räubern und Mördern, sie hätten wenig Notiz davon genommen, allweg die Weiber nicht, er wäre kaum verklagt worden. Es werden, einige Alte ausgenommen, im Dorfe nicht Viele gewesen sein, welche, als sie heim kamen, den verlesenen Text anzugeben gewußt hätten. Unterdessen benützte die Mutter die stille Zeit während der Predigt, Stüdeli ihre Pflanzplätze zu zeigen, nachher gab es sich nicht mehr, wie sie wohl wußte. Pflanzplätze sind der rechten Weiber Ehrenplätze, zugleich eine Gelegenheit für Mütter, Töchtern auf den Zahn zu fühlen. Freilich war es wohl früh im Jahr und noch wenig Entwicklung da, sondern nur die Anfänge, und bloß einige Pflanzen und das Aussehen des Ganzen, ob es sorgfältig oder nachlässig gearbeitet sei, ließen sich beurtheilen. Stüdeli rühmte wie recht, und doch machte es die Mutter schließlich fast böse. Als sie die Pflanzen verlassen wollten, drehte Stüdeli sich noch einmal um und sagte: Aber Mutter, eins ärgert mich, das sollte nicht sein, du vermagst dich freilich dessen nichts, aber dem Ganzen giebt es ein bös Aussehen, das sind eure Bohnenstecken. Sieh das

sind krumme, dünne, kurze, keine zwei Klafter lang, es sind eigentlich nur Erbsstecken, nicht Bohnenstecken, an denen können die Bohnen nicht hinauf an die Sonne wachsen. Da solltest unsere dagegen sehen, schön grade, halbe Tannli sinds. Weißt was, das nächste Jahr muß euch mein Mann dreivierhundert bringen, wir haben deren genug in unserem Berge, es thut dem Aufwachs nur wohl, wenn er erdünnert wird, und nehmen wir sie nicht, sprechen andere Leute zu. Es giebt auch bei uns deren Leute genug, welche meinen, es sei erlaubt, alles zu nehmen, was nicht schreit, wottsch mih lah sy, du Donner! „He, sagte die Mutter, im ersten Augenblick etwas empfindlich, es ist kurios, daß dir die Bohnenstecken nicht mehr recht sind, sie sind nicht besser, nicht böser, als wir sie von je gehabt, und wir hatten, wenn sie geriethen, auch Bohnen genug und so schöne als andere Leute. „Ja Mutter, antwortete Stüdeli, zselbist hatte ich noch keine anderen Bohnenstecken gesehen, als wie man sie hier hat, ich meinte, sie seien alle so, aber seit ich unsere sah und andere da oben, gefallen mir die nicht mehr; die andern sind so schön grad auf und diese krumm und ghogeret, man darf fast nicht luege. Du hast doch das nicht ungern, Mutter?" „Warum sollte ich, bsunderbar wenn du Wort haltest und machst, daß ich fünfhundert schön grade bekomme," antwortete die Mutter und ein fein Lächeln überflog ihr Gesicht. „Mutter, sollte ich nicht noch zur Base Gotte gehen, jetzt wärs vielleicht noch Zeit, ehe die Predigt aus ist, und sie könnte es zürnen, wenn ich mich nicht zeigte, frug Stüdeli? „Hast ganz recht, antwortete die Mutter. Es ist eine wunderliche Base, lange macht die es nicht mehr, aber notti ist sie eine gute und dich hatte sie immer bsunderbar lieb, und so oft ich sie sah, fragte sie nach dir. Aber säume dich nicht lange, sonst kömmst mitten i d'Kilchelüt. Die Base Gotte wohnte zu unterst im Dorfe, eine Strecke weit hatte Stüdeli zu gehen, neben vielen Häusern vorbei, bei welchen wenige Menschen zu sehen waren.

Das Dorf schien fast verlassen. Nicht etwa, daß die ganze Bevölkerung in der Kirche war, bewahre, man war hier eben wegen der Bildung und wegem Sue über die Gottesdienstlichkeit hinaus, aber die Einen schliefen noch, die Andern schliefen wieder, die Dritten kochten und die Vierten und Hoffährtigsten strählten und rissen ihre Haare am Kopfe herum, weil es Locken daraus geben sollte, und nicht geben wollte. Das Dorf kam Stüdeli anders vor als früher. Früher hatte es dasselbe für das Schönste gehalten im ganzen Canton, jetzt schüttelte es über gar Vieles den Kopf. Die Strohdächer mit ihren braunen Gesichtern und grünen Anflügen kamen ihm gar häßlich vor, hingen wie alte wüste Nachtkappen über die kleinen Fenster herein. Obschon es Sonntag war, sah es gar nicht aufgeräumt aus, Grebel hinter dem Hause und Grebel vor dem Hause, Stöcke, Reiswellen, Holz von allen Sorten, Wagen und Kärren, kurz alles was denkbar, war bunt durcheinander. Hier und da schien es akurat, als ob man sämmtliches Material zusammengeschleppt habe, um im Fall der Noth ums ganze Haus herum alsbald eine Wagenburg schlagen zu können. Die Misthaufen schwammen in einer braunen Sauce, die sich aber auch auf die Straße wagte und gerne mit dem Bache vermischte, aus welchem die Weiber unten im Dorfe den Kaffe machten, daher immer behauptet wurde, unten im Dorfe trinke man stärkern und bräunern Kaffe als oben im Dorfe.

Bei der Base Haus sah es nicht schöner aus, als bei den andern und war ihm doch dasselbe von Jugend auf wie ein kleines Himmelreich erschienen, denn wenn es dahin kam, gab ihm die Base was Gutes. Es weiß kein Mensch, wie mancher Eiertätsch dort um Stüdelis willen den Weg aller Eier gewandert. Drinnen im Hause ging es ihm nicht besser.

Die Base war sehr freundlich, zog für ihns und das Bubi aus allen Ecken alles hervor, womit sie glaubte den

guten Willen zeigen zu können, sogar einige neue Silberstücke drückte sie Stüdeli in die Hand. Nicht daß sie glaube, es hätte sie nöthig, Mangel sehe man ihm keinen an, d's Gunträri, es sei nur ein Zeichen, auf daß es sich an sie erinnere, daß sie auch noch da sei. Sie denke oft an ihns und es solle einmal erfahren, daß sie es nicht vergessen. Sie erzeigte Stüdeli und dem Bubi eine recht großmütterliche Liebe und hatte die Augen voll Wasser als Stüdeli pressirte und Abschied nahm, denn trotz allem Guten kam es ihm in der Stube unheimlich vor, es war ganz eine andere als früher, eng, nieder, voll Fliegen, schwarz und nicht aufgeräumt. Es entschuldigte sein Pressiren, weil es den Kirchenleuten entrinnen wolle und als es zum Haus austrat, kamen sie gerade daher. Es glaube, der Pfarrer habe heute ihm wohl expreß eine kurze Predigt gehabt, früher sei er um diese Zeit kaum beim zweiten Theile gewesen, verschweige beim dritten. Es hatte sich zu weit vorgewagt, um durch eine Hinterthüre entweichen zu können unbemerkt. Es stürzte sich also kühn in den Strom und stund viel Pein aus mit Grüßen und Danken, ehe es endlich landen konnte am elterlichen Hause. Recht ärgerlich kam es zu der Mutter in die Küche und klagte, wie es mitten in die Leute gelaufen, was es just habe meiden wollen. Es wisse nicht, wie es komme, setzte es hinzu, aber die Leute sind mir alle so grob vorgekommen. Ich weiß nicht, thaten sie gegen mich expreß so, oder ist es ihr Brauch, was ich nicht glauben kann, denn früher waren sie nicht so; und doch weiß ich nicht, was ich den Leuten zu Leid gethan, daß sie so gegen mich sind. Die Mutter sagte nicht viel dazu als: „es wird dih öppe ume düecht ha;“ was aber Stüdeli nicht glauben wollte. Die Mutter hatte das Scepter in der Küche heute selbst zur Hand genommen und, wenn zu rechter Zeit gegessen werden sollte, nicht viel Zeit mit Schwatzen zu verbrauchen. Nicht daß eine große Mahlzeit bereitet wurde; es war das Gewohnte ungefähr, aber die Stücke Fleisch, welche

aufgestellt wurden, waren ausgewählt und alles mit besonderer Sorgfalt gekocht. Die Mutter wollte der Tochter zeigen, daß sie es nicht verlernt, daß sie es noch könne. Die Mutter hatte der Tochter die Wahl gelassen, ob sie ihr im Stübli decken solle, oder ob sie mit den Andern an Tisch wolle. Stüdeli wählte das Letztere. Wenn ich appart essen würde, da thäten sie erst recht mich ausführen. Ich müßte geng hören, wie ich hochmüthig geworden, eine emmenthaler Bäurin vorstellen wolle; wenn sie eine solche wären, so hätte sie doch das Kinderwägeli nicht ziehen, sondern mit Roß und Wägeli kommen wollen, und was dere uvrschamte Sachen mehr sind. So redet man doch da oben bei uns nicht mit einander, grollte Stüdeli. Bei Tische fing ein jüngerer Bruder von Stüdeli plötzlich zu lachen an und als man ihn frug, was das zu bedeuten hätte, antwortete er: He wil Stüdi so ganz e Emmethauere ist, und so emmethauerisch redet, hier sagt man den Kirsi Kirsi, wie sie heißen, und längs Stuck hat es jetzt immer von Kriesene brichtet und anders noch mehr; ich sage ihm künftig nur das Kriesi-Stüdi. Stüdeli kriegte ein roth Gesicht, die Andern lachten, die Mutter sagte: Du bist immer der uverschamtest Sämi, und daß ich den Namen nie mehr von dir höre, sei mir d's Hergotns. Weischt nit, daß Ubernamet anhängen eine Sünde ist. Einen Namen giebt Gott mit der Geburt, einen andern Vater und Mutter in der Taufe, das sind die Namen, die gelten sollen, und die geben sie, welche das Recht dazu haben, und wer noch was hinzuthut, der thuts is Tüfels Name, merk dir dies Bub. Kriesi und Kirsi laht Gott wachsen und an jedem Ort sagt man ihnen, wie es der Brauch ist, Kriesi oder Kirsi, und es ist beides gleich gut und Niemand hat das Recht den Andern auszulachen. Weißt es Bub!"
„Ja Mutter, ich lachte nicht deßwegen, ich lachte bloß wegen Stüdeli. Albets konnte es auch Kirsi sagen, wie wir; es sagt jetzt nur aus Hochmuth Kriesi, es meint, das sei vornehmer,

sagte Sämi so mit der rechten gegenwärtigen Pflegelhäftigkeit eines übermüthigen Schuljungen, wie man sie jetzt in den Dörfern, absonderlich in denen, wo Sekundarschulen sind, wo das französische A. B. C. und Kappeleweltsch gelehrt wird, zu finden sind. „Sag du mir wie du willst, sagte Stüdeli, es ist mir gleichgültig, aber wenn du mir einmal noch Kriesi-Stüdi sagst, so mußt du mir „dr my Gott Seel Sämi" heiße. Weißt warum? Ich hörte heute was, als ich beim Stall vorbeiging, das hört man im Emmenthal nicht, und das sagtest du aus Hochmuth, daß man glauben sollte, wie ein Großer du seiest. Ich schämte mich fast für dich. So, sagte der Vater zu Sämi, mit Schein bekommen ich und du noch mit einander zu reden. Stüdeli sah alsbald, daß es in eine alte Wunde gestochen, es war ihm leid, es fing von seiner Abreise an zu reden. Es wolle zeitlich gehen, damit es zeitlich daheim sei und vielleicht komme ihm der Mann entgegen, er habe davon gesagt. „Mit Roß und Wägeli?" frug der Vater? „Zweifle, antwortete Stüdeli. Das von gestern brauchen sie nicht und die andern auch nicht. Die hatten gestern stark gearbeitet und dann nehmen sie am Sonntag keins aus dem Stalle, sie sagen: man müsse gegen die Thiere Verstand haben, so gut als gegen die Menschen." „So kann ich dich einen Plätz führen, sagte der Vater, meine thaten gestern wenig oder nichts und wenn auch, so bekommen sie zu fressen, daß sie auch am Sonntag den Brauch ertragen mögen?" Stüdeli ließ sich auf dieses Capitel nicht ein, sondern bat ihn, seinetwegen nicht Mühe zu haben. Wetter und Weg seien gut und es möchte den Leuten nicht die Freude machen, daß sie lachen könnten: wenn es reiten wolle, müsse es heim kommen, da hätte man Roß und Wägeli, um es weg zu führen, aber um es zu bringen, hätte man keine gehabt. Es wolle gehen, wie es gekommen und das möge es ganz wohl verbringen." „Ja, ergänzte die Mutter, ich will es begleiten und eins von den Meitschene zieht das Wägeli schon, und

somit war die Reise geordnet. Sehr freundlichen Abschied nahm Stüdeli von allen Hausgenossen, nur Sämi war nicht sichtbar. Dadurch, daß es sich weder eines Knechtes noch einer Magd verschämte, jedem die Hand und einen guten Wunsch gab, machte es nicht bloß gutes Blut, sondern sicherte sich lebhafte Vertheidiger gegen den Vorwurf der Hochmüthigkeit, der ihm den Tag über so oft gemacht worden war. Es war ein schöner klarer Sonntags Nachmittag, so recht wie der liebe Gott sie lieb hat, und als eine seiner schönsten Gaben den Menschen zur Erquickung sendet und nicht um sie zu entheiligen mit Wüstthun und sie auszufüllen mit Lüderlichkeiten von allen Sorten. O wenn einmal unser Herrgott die Lehr- und Ladenjungen, die Schuster und Schneider und andere Gesellen, die Mädels, die Jungfern, die Mamsells, die Damens und Junker frägt: laßt mal hören, was habt ihr mit euern Sonntagen gemacht? hui, wie werden da ihre Gesichter brennen vor Scham und Angst, daß es eine Röthe am Himmel geben wird, als wäre eine Welt im Brande! Zwei Mädchen statt nur eins galoppirten mit dem Kinderwägeli voraus auf der staublos gewordenen Straße und sittigen Schrittes wandelten Mutter und Tochter nach. Als sie zum Dorf aus waren, fing Stüdeli an bitterlich zu klagen. „Mutter, sagte es, wie bin ich doch zweg, so muß mir ja das Leben erleiden. Hier werde ich ausgelacht, droben werde ich ausgelacht, droben sagte man mir Birlig-Stüdle, hier d's Kriesi-Stüdi, wer möcht am End so dabei sein, wenn man keinem Menschen mehr recht reden kann. Ist das nicht zum Drauslaufen?" und dabei seufzte es schwer und machte fast eine Miene, als ob Thränen am Nachrücken seien. „Wohin wolltest laufen?" frug die Mutter kaltblütig. Du könntest nirgends den Ort finden und wenn du so lange laufen würdest, als der ewige Jude, wo du es allen Leuten recht machen, verschweige recht reden könntest. Das nimmst viel zu schwer, und das kömmt davon her, daß du meinst, es

solle alles recht sein, was du machst. Das bessert dir hoffentlich, so gut als es mir gebessert, ich hatte es früher ungefähr auch so. Nebst dem bist du im Uebergang, ohne daß du es merkst. Jetzt bist noch halb Aargauere, aber schon halb Emmenthalere oder noch mehr und in kurzem wirst eine ganze sein. Du redst schon fast wie eine Emmenthalerin und daß dir so manches bei uns mißfiel, ist ja auch ein sicher Zeichen, daß es dir droben besser gefällt. Das hat sich dir erst erzeigt, als dir unser Dorf wieder vor Augen kam, und dir alles weniger gefiel als früher oder gar mißfiel, und doch ists immer das gleiche, hat sich seitdem nicht geändert. Daneben muß man sich solcher Kleinigkeiten gar nicht achten, sie sind ja nicht redenswerth. Wenn man sich ihrer achtet und sie zu Herzen fasset, so ist es immer ein sicher Zeichen, es gehe einem eigentlich recht gut, denn wenn man etwas Schweres hätte, so würde man Kleines liegen lassen und über das Große ächzen und klagen. Da muß man sich hüten, daß man sich nicht versündige. Denn achtet man sich des Kleinen, stößt sich daran, nimmt es als eine Bürde auf, so wird sie akurat so schwer wie das schwerste Elend und das Herz so voll Jammer, als ob das Unglück einem über dem Haupte zusammenschlüge. Lue, das ist d'Hauptsach, daß du es machst wie eine gute Hausmutter. Die wäscht ab, sobald angerichtet und abgegessen ist und ehe sie zu Bette geht, räumt sie auf, sieht nach, ob allenthalben alles in Ordnung ist, stellt jede Sache an ihren rechten Ort, und was nicht in die Küche gehört, wirft sie daraus, alles Ghüder in Kratten, um Morgens auf den Mist zu wandern. Sieh, so mach es auch mit deinem Herzen. Putz es alle Abend aus von allem täglichen Unrath, was sich ansetzen will, was nicht hineingehört und absonderlich von allem, was nichts bedeutet und doch sich schwer machen will. Stell alles an den rechten Ort, wo es hingehört, wo es Gott wohl gefällt, damit du es am Morgen, gleich wenn das Tagwerk anfängt, wieder bei der Hand habest die Geduld, die Sanft-

muth, die Freundlichkeit, den Frieden, die Liebe und was alles Gutes und Schönes im Herzen sein soll, dann bsegne dich und bet ernsthaft: Vater, vergieb mir meine Schulden, wie ich vergebe meinen Schuldnern und führe mich nicht in Versuchung, sondern erlöse mich von allem Bösen, dann hests gwunne und ein gutes Leben hier mit einem guten Leben dort z'säme ghängt. Es ist gar nichts, das dir davor sein könnte, als e böse Kopf und es wunderligs epfindligs Herz. Nun, Unglück wird es dir genug geben, wo du meinst das Herz müsse dir abenander. Aber die Unglück, wo vo Gott chöme, die mache nüt, da kömmt es immer wieder gut und was vo nenander het müße, das chunt gäng wieder z'säme. Aber das, wo man selbst macht, das ist zum Verderben und das, wo im Herze wachst, das ist wie der Rost, das frißt z'erst Grube und grift z'letzt d's Ganze a, daß es überall nüt meh, ganz nüt meh als Rost ist. Machs so, glaub es chunt gut, du hest alles z'weg für e glücklichi Frau z'werde, und was du z'klage hest, sy nume Bagatelsache, ob du ja Birlig-Stüdle oder Kriest-Stüdi heißest, es kömmt ja nichts drauf an, wenn die Birlig-Stüdle nur dem Mann lieb ist und das Kriest-Stüdi Gott wohl gefällt. Glaub m'r es war manche Frau ganz anders z'weg; z'weg, daß es se düecht het, wenn er e Niemer anders dr Kopf abschryß, su schryß sie ne selber ab; und wär sih so reuig gsy; — und ist so glücklich worden, du glaubst nit." „Mutter, ih glaub d'r wohl, antwortete Stüdeli, aber ih cha nit, ih bi gar so ne schwachi Person, lang nit was du." „Gspäß, antwortete die Mutter, was nit bist, sollst werde, ume nit eis Tags; so macht es sih nit, wie viel meine, sondern bi längem. Fah ume a, selb ist d'Hauptsach, wo nit agfange wird, da gits nüt, und ebe, daß me nit afaht, da ist d'r Fehler. Fah a, su chunt's gut, zell druf und glaub m'r."

So spracheten sie zusammen, kamen unvermerkt weiter, sahen ungesinnet sich vor einem Dorfe, welches mehr als eine

Stunde entfernt war. Stüdeli erschrak und machte der Mutter Entschuldigungen, daß es sie so weit habe kommen lassen, aber es hätte ihm wieder viel geleichtert, wenn nur noch das Heimkommen überstanden wäre, dann hätte es allen Muth es komme gut. Allweg schreiß dir den Kopf nicht vorher ab, antwortete die Mutter, nachher wärest du dich sicher reuig. Aber allweg komme ich noch mit bis ins Dorf, die Kinder hätten mir nichts drauf, wenn ich nicht mit ihnen ins Wirthshaus ginge, sie hielten es mir ihr Lebtag vor, und nicht mehr als sie dazu kommen, wird es ihnen nicht schaden, und dir auch nicht, du hast dann noch einen strengen Weg immer obsig. Miech nüt, Mutter, wenn die letzte zeche Schritt nit wäre, antwortete Stüdeli mit Seufzen. Als die Kinder hörten, daß es ins Wirthshaus gehe, thaten sie Sätze wie junge Böcklein, es war als sei ihnen das Himmelreich verheißen, und stracks gehe es darauf los. Als sie ins Dorf kamen, sah man schon gegen das Wirthshaus, denn die Wirthshäuser lieben es auch, daß sie von den Leuten gesehen werden und zwar schon von ferne. Da begannen Stüdelis Junge zu stocken und seine Füße langsamer zu gehen, endlich rief es: Mein Gott, mein Gott, Mutter, luegit doch, steht dort nicht mein Mann, dort, vor dem Wirthshaus in der Straße! Es düecht mich es syg so eine dr Postur nah, drnebe sollst du ihn besser kennen als ich und hast jüngere Augen, antwortete die Mutter. Es ist ihn gewiß, Mutter, sagte Stüdeli, und seine Beine kamen wieder in Gang, doch nicht in Lauf. Gar manche Stadttochter wäre geflogen, ja hätte vielleicht geglaubt, was sie mache, wenn sie ihm bis an den Hals fliege, das unterließ Stüdeli wohlweislich. Die Sitte auf dem Lande ist viel strenger, sie hält im allgemeinen gar nichts auf dem Fliegen, sie hält insbesondere gar nichts auf dem Fliegen um die Hälse. Doch konnte Peter an Stüdelis leuchtendem Gesichte und der Mutter Freundlichkeit sehen, wie willkommen sein Erscheinen war und es war wirklich als ob Wolken aus Peters Gesicht wegflögen, als

ob ein ganz anderer Schein sich darüber lege. Wer geglaubt, es seien da Wolken gesessen und verschwunden, hätte ganz recht gehabt. Es hatten da Wolken gesessen und zwar nicht ganz leichte, wenn auch nicht gerade Gewitterwolken. Aber so ein Ehemann ist wirklich bös zweg in solchen Fällen, er ist der arme Teufel zwischen Ambos und Hammer. Hör, du bist der Mann, du mußt den Verstand machen, wenn sie ihn nicht selbsten hat, sagen die Alten. Wenn du mich lieb hättest, du würdest anders mir helfen und auf meiner Seite sein, heißt es auf der andern Seite. Nun, wem soll er helfen, besonders wenn man dabei sagen könnte, wie das Sprichwort heißt: öppis het dr Herr Major recht und öppis d's Lisabethli. Er denkt, Vater und Mutter sollten die witzigern sein, er denkt, die Frau wär doch die jüngere und sollt in alt Lüt sich chönne schicke und ihnen auch was könne z'Gfalle thue. So denkt er in einem Augenblick, so in einem andern und je nachdem Einer ein Gemüth hat, greift es tiefer oder minder tief. Am meisten leidet die größte Liebe. Peter hatte wirklich ein gut Gemüth, liebte beide Theile und mit Grund. Peter hatte aber auch Gerechtigkeits-Gefühl, das sagte ihm, seine Frau sei dießmal offenbar im Unrecht. Er selbst war wirklich auch verletzt worden, durch ihr Zwängen, welches offenbar Aufsehen machen, was er bestmöglichst zu verstreichen suchen mußte. Es war ihm Angst, wie Stüdeli heimkommen werde, versöhnt oder erst recht anfechtig. Das Erstere durfte er kaum hoffen und doch hätte er mögen und namentlich aus Liebe für Stüdeli, daß es das Vergangene vergessen hätte und versöhnt und freundlich käme. Seiner Leute war er sicher, daß sie dieses hoch aufnehmen und recht zu würdigen wüßten. Diese Unruhe trieb ihn seiner Frau entgegen, obgleich es ihm höllisch, wirklich höllisch zuwider war, das Kinderwägeli ziehen zu helfen, er hätte lieber einen Wagen mit zehn Centnern beschwert gezogen, von wegen es war ihm nicht wegen der Mühe, sondern we-

gen den Leuten. Das freundliche Entgegenkommen verscheuchte begreiflich seine Bekümmernisse, es war ein Wecken aus schweren Träumen in eine heitere Wirklichkeit, so wie auch sein Erscheinen Berge abwälzte und Kümmernisse verjagte. Kaum wirkte wohl ein Begegnen, ein Entgegenkommen freud- und segensreicher als dieses. Es ist überhaupt das Entgegenkommen ein gar schön und herzig Ding. Nur muß man es die Meitschi nicht wissen lassen, die könnten es mißbrauchen, jedenfalls übertreiben, überhaupt steht es ihnen in der Regel sehr übel an.

Wenn es so abdeckt auf den Gesichtern und heiter wird in den Herzen, dann schmeckt der Wein und wäre er in der Lüneburger Haide gewachsen. Das war der nicht, welchen unsere Gesellschaft hier trank, der war am Genfersee gewachsen, in unsaubern Wirthshänden nicht verpfuscht, ein anmüthig Wyuli und mundete absonderlich der Mutter. „Jetzt sei es beim Schieß Zeit, daß sie aufhöre, wenn sie noch heim wolle, gwüß heyg si es Ketzerli und das es bravs. Si müß sih nit z'bsinne, daß es ihr so gegangen. Wenn sie nur dr Tusig Gottswille scho heim wäre. Es war wirklich etwas an der Sache, denn als sie Geld zählte, weil sie absolut die Uerti berichtigen wollte, klagte sie, sie komme nicht zweg, bald verschieße sie sich und bald sehe sie die Stücke doppelt. Doch gefährlich war es nicht, denn als man auseinander ging, war ihr Schritt fest, ihr Gang gerade, man sah ihr nichts an. Nur wer sie genau kannte, hätte etwas gemerkt, es lächerte sie beständig, als ob Witz um Witz ihr durch den Kopf flöge. Nun sie hatte Ursache zu heller Zufriedenheit, sie hatte ein gut Werk gethan, mancher Mutter zum Exempel.

Wenigstens eben so glücklich wanderte das junge Ehepaar seines Weges. Stüdeli mochte fast nicht warten bis sie zum Dorfe hinaus waren, um Peter seine reumüthigen Geständnisse zu machen, zu sagen, wie es ihns so freue, daß er ihm entgegen gekommen und sein Wüstthun ihns nicht habe

entgelten lassen und seine Vorsätze für die Zukunft mitzutheilen und namentlich, daß es von nun an ganz eine Emmenthalerin werden wolle. Halb sei es sie schon, da unten habe man ihm Kriesi-Stüdi sagen wollen und ihm sonst vorgehalten, es rede ganz emmenthalerisch. Nun wolle es lieber nur einen Uebernamen statt zwei, mit den Birligen wolle es nichts mehr zu thun haben, sondern nur noch von Schöchlene wissen. Ueberdem gefalle es ihm da oben weit besser als da unten, es hätte nie geglaubt, wie doch die Augen ändern könnten, es sei ihm alles ganz anders vorgekommen, die Menschen und die Häuser, kurz alles zusammen und aller Glust sei ihm vergangen zu zügeln, auf dem Tanzboden wolle es leben und sterben, wenn man es nur recht lieb haben wolle da oben und es ihns nicht lassen entgelten, daß es sich so verfehlt. Peter hätte ein Hund sein müssen, wenn ob solchen Liebesreden sein Herz nicht hätte weich werden sollen wie Grasanken und er nicht auch ausgepackt hätte, wie lieb es ihnen sei, wie Niemand was gegen ihns hätte, dagegen das größte Bedauern mit ihm, weil man glauben mußte, es sei ihm nicht wohl bei ihnen. Wenn man einmal das wisse, daß es ihm recht und es gerne bei ihnen sei, werde die größte Freude sein und alles ihm die Hände unter die Füße legen. Sie hätten Anfangs großen Kummer gehabt, als es am Samstag so bös fort sei und wenn deine Mutter wäre wie manche andere Frau, so hätten sie alle Ursache dafür gehabt. Aber das ist eine, wie man sie nicht oft findet, wie die Merzenglöckli, wenn der Schnee abgeht, die werde ich nicht vergessen und wenn ich hundertjährig würde und wenn ich ihr Liebs und Guts erweisen könnte, würde ich nie fragen was kost's? Daran dachte man und das war unser Trost und er fehlte nicht und wenn du jetzt so kommst, so wirst sehen, was das für eine Freude und eine Liebe ist. Unter solchen Gesprächen wird der Weg kurz, sie waren daheim, ehe sie sichs versahen und die zehn letzten Schritte hatten keine Bedeutung mehr.

Man flog ihm freilich ebenfalls nicht an Hals, aber man kam ihm entgegen, man erkundigte sich mit herzlicher Theilnahme, wie es ihm gestern im Wetter ergangen, alle Hände waren bereit, ihm irgendwas zu thun, daß es fast nicht reden konnte, weil ihm das Weinen immer zu vorderst war. Als Stüdeli am Abend mit Peter in ihr Stübchen kam, da nahm es ihn um den Hals und sagte: „das habe ich nicht verdient, aber ich will es zu verdienen suchen, zähle darauf.“

Der Mordio-Fuhrmann.

Von

Jeremias Gotthelf.

(Zuerst in einem der sechs Jahrgänge des Bernerkalenders von J. Gotthelf.)

Der Canton Bern ist ein wunderliches Land, ein Land voll Gottes Herrlichkeit, aber auch voll Streitbarkeit: streitbare Köpfe, Köpfe wie Nagelfluh, streitbares Land, wo man die Hühner anbinden muß am Hause, damit sie nicht zu Thale rollen, streitbare Straßen, wahrhaftige Seufzerstraßen für ehrliche Rosse, für alle Fuhrleute, welche es mit ihren Rossen ehrlich meinen, für alle Lohnkutscher, welche in den Fall kommen, den übrigens ganz ehrlichen Bürgern, Handwerkern und selbst Edelleuten, welche alle drei Jahre mit Frau und sieben Kindern und einem Pferde eine Lustfahrt machen, gedachtes Pferd sammt einer weiten Chaise anvertrauen zu müssen. Nun hat es Gott gewollt, daß gerade um die Stadt Bern herum, wo so viele Menschen wohnen, welche gerne so zahlreich und so wohlfeil als möglich Lustfahrten machen, so streitbare Straßen sind, daß einem die Beine krumm werden, wenn man bergunter geht, und geht man bergauf, so wird man ganz steif im Nacken, wenn man den vor den Füßen laufenden Weg betrachten will. So ist namentlich die Straße nach Aarberg, wiederum die nach Murten, beide scheinen recht eigentlich eingerichtet zu des Teufels Vogelheerd, wo er die Thierschinder fängt, wenn

sie reif sind oder die angehenden sich notirt in sein Notizenbuch. Auf einer von diesen beiden Straßen soll es wirklich nicht richtig sein, für gewisse Leute sehr gefährlich, wir sagen aber nicht auf welcher. Es schadet nämlich gar nichts, wenn die Mordiofuhrleute, Schinder von Kutscherknechten, und Bürgersmänner, welche meinen, ein einspännig Chaischen sei eine Arche Noah, sich auf beiden Straßen sorgfältigst in Acht nehmen, nicht an des Teufels Leimruthe hängen zu bleiben.

Einmal, es war am Vorabend der Weihnacht, als längst jeder gute Christ zu Bette war, erscholl vor einem Wirthshause, welches an einer dieser Straßen steht, eine gewaltige Stimme. Stallknecht, ausspannen, rief die Stimme, dreimal rief sie so, und dem schläfrigen Stallknecht, welcher den Tag über viel rothen und weißen Wein in seinem Leibe begraben hatte, und selbigen gerne schlafen gelegt hätte, war es noch, als befehle sie das große Ordinäri ($\frac{1}{2}$ Mäß Hafer statt $\frac{1}{4}$). Als er mit der Laterne in der Hand schwerfällig herbei stolperte, sah er zwei wohlbekannte magere Rößlein, durch welche nicht bloß der Mond schien, wann er voll war, sondern sogar die Sterne in halbdunkeln Nächten, an einem schwer beladenen Wagen, doch Niemand dabei. Wo ist der Daniel, brummte der Stallknecht, liegt der besoffen am Wege, oder schon drinnen, mag nicht mehr warten, bis man ihm das Fuhrwerk abnimmt? der wird auch unglücklich, ehe es lang geht und kommt unter die Räder. So brummend leuchtete er um das Fuhrwerk herum, fluchte auf einmal laut auf und rief: Daniel, bist ein Narr oder besoffen, was Hunds treibst du da!

An einem hintern Rade hing der alte Daniel und schob mit aller Kraft an demselben vorwärts, hörte nichts, wußte nicht, wo er war, bis ihm der Stallknecht mit der Laterne ins Gesicht fuhr, ihn beim Arm packte und sagte: Daniel bist ja oben, die Rosse stehn, setz' doch ab! Da stierte Daniel lange in des Stallknechts sonst so wohlbekanntes Gesicht, end-

lich athmete er hoch auf, frug leise und heiser: Wo ist er, oder ist er fort? — Wer? frug der Stallknecht, wer war's? Ich merkte wohl eine fremde Stimme, welche befahl, aber gesehen habe ich Niemand. — Ist er noch da? frug Daniel bebend. — Sehe Niemand, sagte der Stallknecht, wer war's? — Der Teufel, sagte Daniel leise, spann' aus um Gotteswillen, so schnell du kannst, sonst kommt er wieder und nimmt uns beide. — Bist ein Narr, sagte der Stallknecht, wenn man Niemand mehr zu fürchten hätte als den, so wäre gut sein in der Welt; doch sagte er das mit einer Stimme, in welcher der rechte Muth nicht steckte. — Schweig, versündige dich nicht, sagte Daniel, wenn du erfährst, was ich, du redest anders. — Bleibst über Nacht? frug der Stallknecht. — Nicht um 100,000 Gulden führe ich noch einen Schritt. O mein Gott, wie thut mir der ganze Leib so weh. Ich muß in die Stube hinein. Aber sieh, steht er nicht dort, Gott bewahre meine Seele, und die guten Geister loben den Herrn! — Bald wäre der lange Daniel ins Kellerloch gefallen, dem Stallknecht war es auch unheimlich zu Muthe; beide waren froh in der hellen Stube zu landen, wo trotz dem heiligen Abend und der späten Stunde, noch nicht Feierabend war. Aber der Wirth kannte halt keine andern heiligen Tage als die, an welchen er tanzen ließ, die Musterungen und großen Märkte; die Wochenmärkte in den umliegenden Städten waren seine ordinären Sonntage, sein Gott war das Geld, der Wein sein Heiland, denn der half ihm zu seinem Gott. Wie wird es aber einer Seele sein, wenn die 'mal aus dem Leibe muß, was hat die dann für Trost von ihrem Gott und ihrem Heiland? Wie ward es wohl dem Wirthe, als später sein Heiland ihm den Hals brach? Ist das nicht ein seltsamer Heiland, welcher seinen Anbetern den Hals umdreht? Der Teufel schickt halt gar Manchen in die Welt, die Menschen sehen ihn für einen Heiland an, und wenn sie am besten mit ihm dran sind, dreht er ihnen den Hals um. Gaben sich seiner Zeit auch

einige sechzig für den verheißenen Messias aus, und doch war nur Einer der rechte und kam von Gott.

Wo der lange Daniel, der allbekannte Mordiofuhrman, sonst in eine Wirthsstube trat, erregte er Aufsehen, doch nicht wegen seinem Aussehen, sondern wegen seinem Aufbegehren, dießmal erregte er großes Aufsehen wegen seinem Aussehen. Er trat ein, ganz zertrümmert, als ob er jeden Augenblick auseinander fallen wollte; statt wie sonst in der Stube herumzustolpern mit der Peitsche in der Hand, den Gästen auf alle Weise lästig fallend, drückte er sich schnell in einen Winkel nieder, forderte eine gute Suppe statt einem Schoppen, seufzte tief auf, wischte sich den Koth aus dem Gesichte, kurz, er war ganz das Gegentheil von sonst.

Die Kellnerin, oder das Stubenmädchen, wie wir im Berngebiet sagen, ein curaschirt und schnippisch Ding, doch ohne das Widerwärtige, welches curaschirte und schnippische Kellner haben, sah ihm verwundert ins Gesicht und frug: Daniel, Daniel, kömmst du aus der Löwengrube oder aus einem Mistloch, mit dir ist's nicht gut? — das könne nicht mit richtigen Dingen zugehen, sagte der Stallknecht, so habe er den Daniel nie gesehen, und was er aus der Stimme machen solle, welche gerufen und das große Ordinäri befohlen habe, wisse er nicht, so eine hätte er nie gehört, gar nicht wie von einem Menschen habe sie getönt. Daniel machte dazu ein Gesicht, wie eine Kindbetterin, welche auf ihre Suppe wartet, seufzte übel und sagte: Das große Ordinäri befohlen! in Gottesnamen gieb's, und wenn sie mehr mögen, gieb's auch, wo es um eine Seele geht, kömmt es auf einen Viertel Hafer mehr oder weniger nicht an. Mit großer Hast machte er sich hinter die Suppe, aber je mehr er aß, desto mehr seufzte er, er schien sich nur zu erholen, um sein Elend in Worte fassen zu können. Die Spöttereien rundum hatte er schweigend und seufzend hingenommen.

Als er den Löffel ablegte, holte er Athem tief herauf und sprach: Lacht nur so lange ihr mögt, wird einmal euch begegnen was mir, dann vergeht es euch von selbst. — Du wirst dir selbst begegnet sein, sagte das schnippische Stubenmädchen, mir ist das Lachen schon manchmal vergangen, wenn du zur Thür hereinkamst oder mir sonst begegnetest.

Doch kam es dir bald wieder, sagte der lange Daniel, und lache in Gottesnamen nur so lange du magst, Mareili. Wäre dir der begegnet, welcher mir begegnet ist, das Lachen wäre dir für dein ganzes Leben vergangen. — Wer ist dir denn begegnet? frug Mareili, du könntest einen bald zu fürchten machen. — Und wenn man sich schon mehr fürchtete, Mareili, glaube es mir, es schadete nichts, hätte man Furcht zu rechter Zeit, so hätte er keine Gewalt, und man müßte nicht erfahren, was ich, sagte der Fuhrmann. — Daniel, du bist sturm oder sonst nicht zuwege, gieb Bericht, wer ist dir begegnet? frug das Mädchen ungeduldig. — Der Teufel! antwortete Daniel leise und langsam. — Bist ein Narr, sagte Mareili, es ist ja keiner mehr; wer wollte sich doch vor dem fürchten. — Wer es nicht erfahren hat, sagt Manches, sagte der lange Daniel; was ich geredet habe, mag mir Gott verzeihen, wenn er kann, jetzt weiß ich, was ich zu reden habe. Habe auch geglaubt, als er hinter dem Zaun hervor kam, es sei nur ein Nachtbub, welcher mich ängstigen wolle, und wollte ihm den Muthwillen mit der Peitsche vertreiben. Aber wohl, der belehrte mich anders, und zeigte mir, wer er wär', sagte Daniel blaß und matt. — Neugierig hatten die Gäste sich um ihn herumgedrängt und begehrten, er solle ordentlichen Bericht geben von vornen bis hinten. Allem nach sei was begegnet, so mir nichts dir nichts ducke er sich nicht in die Ecke wie ein Kaninchen in einen Holzhaufen.

Wenn sie es begehrten, sagte Daniel, so wolle er schon erzählen, vielleicht daß es für Andere gut sei. Im Städt-

chen hatte ich zu meinen zwei Faß Wein noch etwas geladen, ließ aber nicht füttern. Am Fuhrlohn zwacke man alle Tage ab, der Hafer werde alle Tage theurer und bergauf gingen die Rosse leichter, wenn sie nicht die Bäuche vollgefressen hätten, dachte ich, ließ die Rosse draußen stehen, trank drinnen einen Schoppen oder zwei und aß ein Würstchen dazu oder zwei. Als ich fahren wollte, kam ein Fuhrmann aus dem Aargau, welcher vier Faß geladen hatte, vom Allerbesten, wie er sagte. Ob es so sei, nahm uns wunder, wir bohrten die Fäßer an, und wirklich dießmal log der Aargauer nicht, besseren habe ich selten getrunken. Begreiflich säumten wir uns lange dabei, fast war es finster, als ich aus dem Städtchen fuhr. Die Rosse wollten nicht laufen, wie ich auch auf sie schlug, es war, als sei ich verhext und in den Sinn hätte es mir kommen sollen, es sei da was nicht richtig. Ich fütterte unterwegs noch für zwei Batzen Brot, in der Meinung, es ginge dann besser, aber es war alles Eins. Es ist halt eine böse Welt und nichts mehr zu machen, mit den Leuten nicht, mit den Rossen nicht, jeder Bube will befehlen und nichts thun, und die Rosse auch nur immer fressen und nicht ziehen. Gut ist's, daß man das Wasser umsonst hat, kostete es etwas, wetten wollte ich, sie söffen zum Trotz die Hälfte mehr. Sie fraßen das Brot so rasch, daß ich kaum meinen Schoppen trinken konnte. Der Stallknecht fragte, ob er noch für zwei Batzen geben solle, es dünke ihn, sie würden es nehmen. Aber wer nicht arbeiten will, soll auch nicht fressen, sagte ich, hieb aus und fuhr. Die Rosse wollten nicht laufen, je stärker ich hieb, desto langsamer gingen sie vorwärts, es war mir, als müßte ich zur Haut ausfahren, und hätte sie ein Loch gehabt groß genug, ich wäre hinaus gefahren. So ging es, als ob wir Schnecken zum Vorspann hätten, bis da unten an den Berg, da standen die Rosse. Hü! sagte ich, und hieb auf sie ein, daß mich dünkte, es sollten Steine entzwei gehen, aber kei-

nen Fuß rührten sie, keinen Tritt gingen sie vom Fleck. Ich nahm nun eines nach dem andern am Zaum, mit der einen Hand riß ich vorwärts, hieb mit der andern drein, daß es mich dünkte, Haut und Fleisch sollten werden wie Wurstteig. Sie thaten keinen Wank. Ich stieß mit den Stiefeln an Beine und Bäuche, es war all Eins — ich war verhext.

Da, in dieser Noth, gedachte ich an ein Mittel, von welchem ich oft gehört, es jedoch nie probirt hatte, ich suchte meinen Schwamm zusammeu, schlug ihn brennend, und wollte ihn unter die Schwänze legen. Da, wie ich es thun wollte, kömmt plötzlich Einer hinter dem Zaun hervor, reißt mir die Peitsche aus der Hand, steckt mir eine Ohrfeige, daß ich rundum fahre wie ein Kreisel und sagt: warte du Mordiofuhrmann, dich will ich fahren lehren und zu Vorspann verhelfen. Ich erschrak noch nicht, hab' gar viel erfahren, brüllte ihn an, er solle mich ruhig lassen, mein Fahren ginge keinen Hund an, nicht einmal den Teufel. Das will ich doch sehen, brüllte der, gerade der bin ich, riß das Maul auf, streckte eine feurige Zunge hinaus, Klafter lang, nahm mich beim Halse, drückte mich an's Rad, schrie: greif in die Speichen, hieb auf mich ein, daß es mir schien, als fahre ein Rasiermesser durch meinen Leib, und zwei feurige Hörner wie Kirchthürme wüchsen auf seinem Kopfe. Und wie er nun fuhr! es schaudert mich und die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich daran denke. Leise sprach er mit den Rossen, mich fluchte er an, daß der Boden zitterte, über die Pferde knallte er nur so hin, auf mich hieb er ein, daß es mich dünkte, es müsse Glied um Glied mir vom Leibe fahren, und wollte es nicht gehen, so kam er mit den Füßen hinter mich und drohte mir gar mit Schwamm.

Einmal wollte ich mich wehren, aber er faßte mich bei den Ohren und drückte mir das Gesicht in's Rad hinein, daß ich glaubte, ich müßte auf der Stelle gerädert sein. Ich fiel in die Kniee, aber, mit dem Peitschenstecken hieb er

mich auf, daß es mich dünkte, ich müsse zu Himmel fahren und brüllte dazu: Wart' du Mordiofuhrmann, mußt doch einmal wissen, wie es deinen Rossen ist. Ich habe beten wollen, aber nicht gewußt wie, und kein Mensch kam, kein Fuhrwerk, und wie ich geschrieen, Niemand hörte es, und eine Ewigkeit war's, daß ich da fahren mußte, was man sonst in einer kleinen Stunde abthut. Als wir bald oben waren, und ich bei mir selbst dachte, wenn es denn sein müsse, wenn der Teufel mich nehmen wolle, so wäre es mir doch wirklich lieber, er nehme mich, ehe wir ganz oben am Berge seien, da sei dann ja ein Wirthshaus und die Sache erstritten, brüllte er schrecklich: Stoße, speiche, schiebe, du verfluchter Hund und Fuhrmann, daß das Blut dir aus den Händen spritzt, sonst nehme ich dich, und dann für ewig. Thust du das Möglichste, so schone ich dießmal deiner noch. Aber weißt! es ist das letztemal, und mein sind die Mordiofuhrleute und Pferdeschinder allzumal, ich brauche sie, eine schöne Zahl habe ich schon beisammen. Wer die Rosse überladet, überstrengt, sie nicht füttert, sie stehen läßt im Winter in der Kälte, im Sommer in der Hitze, Fliegen und Bremsen zu blutigen Opfern, der ist mein. Und wenn ich solcher Schinder schon viele habe, so bedarf ich deren doch noch viele. Um Bern, um's Morgenthal herum, wo die Salz= und Steinfuhrleute, im Emmenthal, wo Käse und Kohlen geführt werden, da kriege ich meine Rekruten, und wenn das Bauen um Bern und Burgdorf recht angeht, so frage ich den versoffenen Weinfuhrleuten nichts mehr nach. Aber jetzt noch, du langer Daniel, könnte ich dich brauchen, darum schiebe und stoße, sonst! — und damit hieb er mich mit dem Peitschenstecken, daß mir Hören und Sehen verging, daß ich nichts wußte als Schieben und Stoßen, bis der Stallknecht mit der Laterne mir ins Gesicht fuhr.

So erzählte der lange Daniel und setzte hinzu: es dünkt mich, wenn ich einen Tropfen Thee hätte, es thäte mir wohl,

es dünkt mich noch immer, er stehe hinter mir mit seinen feurigen Hörnern und stüpfe mich mit den spitzigen Stiefeln. Und wie er das sagte, klapperte er mit den Zähnen, als ob er einen Storchenschnabel hätte. Der Stallknecht schlotterte, das Stubenmädchen schlotterte, die ganze Stube schlotterte, es war ein allgemeines Schlottern, wie es noch heut zu Tage über ganze Haufen kommt und zwar um so eher, je weniger man denkt, und um so heftiger, je gewaltiger man sonst thut mit dem Maul.

Als die Erzählung aus war, setzte man sich wieder, und es begannen nun die Erklärungen, und wie bekannt ist, sind die Erklärungen immer viel länger als die Erzählungen und zumeist ungeheuer unerklärlich vor lauter Begreiflichkeit. Die Einen redeten von einem Traum, einem innern Gesichte, dazu waren aber die blutigen Streifen über des langen Daniels Gesicht allzu sichtlich; Andere von einer absichtlichen Lüge, dafür schlotterte aber der lange Daniel viel zu natürlich; Andere von einem Gespenst, einem bösen Manne, welcher wieder kommen müsse, Teufel aber sei keiner, das wisse man längst. Ein Schneider späßelte über Teufel und Gespenst, und meinte, nur dumme Leute glaubten noch so etwas, wer aber ein wenig wisse, was jetzt Trumpf sei, der glaube gar nichts mehr, als was er in seine fünf Finger kriegen könne. Das käme manchem Schneider bequem, hieß es, wenn man nicht mehr glauben dürfe, daß er Tuch stipitzte! Aber eigentlich sei es doch schlecht von einem Schneider, daß er den Teufel läugne und seien sie doch beide Vettern vom Ziegenbock her. Der Schneider ward zornig, fand aber doch gut, vor der Mehrheit sich zu ducken.

Während man an der Sache herum erklärte, und diese anschwoll ganz kurios, war ein junger schöner Bursche in die Stube gekommen, und hatte einen Schoppen gefordert. Mareili und er schienen gut bekannt, hatten allerlei zu flüstern und zu winken, wenn sie nämlich glaubten, die Leute

achteten sich ihrer nicht. Dieser Bursche mischte sich endlich auch in das Gerede, und wie es den Meisten schien, noch recht vernünftig. Er sagte: allweg sei was an der Sache, das Gesicht des langen Daniels gebe es mit, aber daß es der Teufel selbst gewesen sei, glaube er nicht, so um eines Fuhrmanns willen sich hierher zu mühen, dazu werde der Teufel wohl zu stolz und vornehm sein. Aber es gebe noch andere Teufel, so wie ein Oberst Lieutnants habe und Hauptleute, so habe auch der Teufel Untergebene, so einer werde es gewesen sein, es werde kaum fehlen. Von seiner Großmutter Stiefbase habe er etwas gehört, das werde wohl das Wahre sein.

Eine solche Andeutung spannte die Neugierde, der junge Bursche mußte heraus mit der Sprache.

Eigentlich meint der Teufel es mit Niemand gut, aber leider glauben dies nicht alle Leute, so begann er zu erzählen. Wie viel man auch auf ihm hält und ihm flattirt, es hilft doch nichts, wer ihm am meisten Ehre erweist, den nimmt er zuerst in die Hölle und plagt ihn obendrein vom Teufel. Nun machen ihm wohl keine Menschen so viel Complimente, berufen sich zuerst auf ihn als die größte Autorität, als Fuhrleute, nur Schweinehändler und Roßjuden vielleicht ausgenommen. Nun ist er aber auch gerade auf den Fuhrleuten am allermeisten, und weiß sie auch darnach zu gebrauchen. Der Teufel hat es auch wie andere Leute, es kömmt ihm zuweilen wunderlich in den Kopf, manchmal schießt ihm sogar der Bauteufel in den Leib, daß er meint, die ganze Hölle sollte zur Straße werden, Kasernen, Fabriken gebaut sein, oder Dämme aus Schwefelpulver; dann muß gefuhrwerkt sein Tag und Nacht. Wirkliche Pferde hat er begreiflich nicht in der Hölle, diese sind nur für die Menschen. Es wäre auch nicht billig, wenn die armen Thiere, nachdem sie hier genug geplagt worden, am Ende noch dem Teufel zu müßten. Als Rosse braucht er die gewesenen Fuhrleute,

Kutscher, Engländer, kurz Pferdeschinder von allen Sorten und Klassen, spannt sie mit feurigen Ketten an feurige Wagen, ladet ihnen auf wie ein Narr, jagt sie mit feurigen Peitschenhieben, bis sie in die Kniee fallen, die Hände blutig in den Boden graben, dann kriechen feurige Teufel ihnen auf den Rücken, stechen sie mit feurigen Sporen bis mitten in den Leib hinein. Haben sie keinen Hauch mehr im Leibe, stellt er ihnen feurigen Roßmist auf, welchen wirkliche Rosse, auf steilen Straßen, in Noth und Angst fallen lassen, den ihm seine Mistbuben, gewesene Rechtspraktikanten, welche böse Händel aufstöberten, auflesen müssen, labet sie mit feurigem Wasser, welches die Rosse aus Langeweile vor den Wirthshäusern von sich ließen, und welches die Wirthe, welche Fuhrleute muthwillig locken oder säumen, sammeln und kredenzen müssen. Nun giebt es aber Zeiten, wenn der Bauteufel so recht absonderlich in ihm spukt, hauptsächlich seit er auch Eisenbahnen haben will von einem Schwefelkessel zum andern nicht bloß, sondern von jeder schlechten Kneipe bis zum Thor der Hölle, wo ihm die Rosse fehlen. Gar zu Viele muß er an einen Wagen spannen, denn gar zu matt und schwach kriegt er die Fuhrleute, Kutscher rc. entweder versoffen, oder wassersüchtig, oder auszehrend, fast ohne die kleinste Kraft. Da muß er extra aus um Zuwachs, muß um junge Fuhrleute aus, muß ihnen den Tod beizen, daß sie ihm nicht so ausgemergelt, sondern rasch in voller Kraft zufallen, macht sie trunken, oder schläfrig, oder zornig, daß sie von den Pferden fallen, unter die Wagen kommen, und jämmerlich und plötzlich sterben.

Einmal war's, daß er eine große Brücke bauen wollte von einem höllischen Pfuhl zu einem andern höllischen Pfuhl, aber tüchtige Deichselrosse fehlten ihm. Da sandte er seine Gehülfen aus, diese legten sich auf die Lauer auf allen steilen Straßen, absonderlich an den Markttagen, an welchen noch mancher Bauer zum Schinder wird, wenn er in der

Stadt viel gelöst und noch viel dazu versoffen hat. Er selbst ging auf Bern als Weinhändler, mit Stegreifen an den Beinen und Schnäutzen im Gesicht, so konnte er am besten in allen Wirthshäusern herumstreichen und sich aussuchen was er wollte: ein Sattelroß an seinen Hauptwagen. Endlich beim Wildenmann sah er einen Müllerssohn, der hatte eine gewaltige Gestalt, Kraft für sieben Mann, nach diesem wässerte dem Teufel alsbald das Maul. Der Müller hatte ein schweres Fuder Korn geladen, aber vier Pferde wie Elephanten vor dem Wagen und war nichts weniger als ein Roßschinder. Er ging mit seinen Rossen um mit Manier und sie liebten ihn auch. Hörten sie seinen Schritt von weitem, so wieherten sie, und kam er ihnen nahe, so rieben sie ihre Köpfe an ihm ab, und versuchten mit ihm zu schäkern, so gut sie es verstunden. Also hatte eigentlich der Teufel an diesen kein Recht, und keine Hoffnung, bei ordinärem Lauf der Dinge, ihn zu kriegen. Aber der Teufel macht Extragelegenheiten und bei solchen hat er schon Manchen in einer einzigen Stunde gefangen, welchen er lebenslang nie gekriegt hätte. Darum ist das eben die Kunst, aufzupassen und nie zu vergessen, daß der Teufel umhergeht wie ein brüllender Löwe und trachtet, wen er verschlinge. Neben dem Müller sah der Teufel ein großes Prachtmädchen stehn und daß dasselbe dem Müller besser gefiel, als Wagen, Pferde und all das Korn auf dem Markte. Nun hat der Teufel alsbald los, wo der Griff sei, welchen er packen muß, wenn er was machen will. Er stöberte einen jungen hübschen Wirthssohn auf, welcher in der gleichen Gegend, wo das Mädchen und der Müller wohnten, zu Hause war und Beide kannte. Dieser kam daher geschwänzelt, bat das Mädchen, es möchte mit ihm fahren im schönen Chaischen, wo gar ein sanft und weich Sitzen sei, ganz anders als auf dem schweren Wagen, mit welchem man überdies nicht vom Fleck käme. Bei der Bellevue im Ochsenloch könne man warten,

bis Benz nachkäme. Der Teufel kitzelte das Mädchen am Hochmuth, daß ihm das Fahren im hübschen Chaischen besser gefiel, als auf dem schweren Müllerwagen, ohne viel Complimente saß es auf und rasselte auf dem leichten Fuhrwerk rasch dahin.

Benz hatte nicht viel dazu gesagt, und, ehe ihn der Teufel stieß und stüpfte, nicht viel dabei gedacht.

Aber alsbald blies auch ihn der Teufel an, im Kopfe begann es ihm zu gramseln, als ob eine Kolonne großer Ameisen eingezogen sei. Er sah es bei dem Wirthssohne allein im Chaischen sitzen, gedachte an die vielen Wälder, durch welche der Weg führte, an den Vorsprung, welchen sie hatten, an die lange, lange Gelegenheit zum Reden, zum Schmeicheln, zum Verleumden, zum Abspenstigmachen u. s. w. Da kam eine Angst, eine Hast über ihn, als ob er ein heißes Fieber hätte, die Hände zitterten ihm, wie ein Bach lief der Schweiß über ihn nieder, kaum konnte er anspannen. So hatte er die Rosse noch nie an den Köpfen herumgerissen, noch nie so lange gehabt, bis jeder Zaum auf rechte Weise saß. Er vergaß das Trinkgeld dem Stallknecht zu geben, riß einem Seeländer sein unsauber Wägelchen in Stücke, und konnte kaum sich halten, mit dem schweren Fruchtwagen im Galopp über das Pflaster dahin zu rasseln. Wie aber jedes Fieber wächst bis zur Krisis, so brannte seine Ungeduld immer heißer, draußen ließ er die munteren Rosse traben, sie thaten es freudig, warfen hoch aus, thaten üppig mit ihrer Kraft, machten ihren Meister noch wilder, heftig knallte er mit der Peitsche, und je wilder es ging, desto wilder knallte die Peitsche. Als Rosse von guter Zucht wollten sie vernünftig thun, wie gewohnt halten und Schritt gehen bergauf und bergab, aber Benz hatte die Zügel seines Verstandes fallen lassen, wollte jagen bergab, bergauf. Daß die Rosse dampften wie ein Dampfkessel, die Knie-schunden sah er nicht. Der Teufel saß hinten auf dem Wagen, paßte den rechten

Augenblick ab, den Rossen hinter die Ohren zu kriechen. Rosse haben Aehnlichkeit mit Menschen. Edle Rosse, unentweiht durch die Hände eines Mordiofuhrmanns, leisten vernünftigen Herren in Augenblicken der Noth das Unmögliche, gehen in ihrer Rettung unter, aber gegen ungewohnte, unvernünftige Behandlung sträubt sich jedes Haar an ihnen. Hätten Benzens Rosse den Verstand gehabt, ihren Herrn zu fassen, zu begreifen, daß er seinem Mädchen nach wolle, sie wären für ihn in den Tod gelaufen, aber das wußten sie nicht, sie wurden unwirsch, der Teufel hatte leichte Arbeit. Sie standen stille, wenn Benz peitschte, gingen zurück, wenn er an den Zügeln riß, warfen auf, schlugen aus. Wilder ward Benz, wilder die Rosse, Benz und Rosse wütheten. Da ward Benz von einem Schlage des Vorderrosses getroffen, fluchend fiel er nieder, dem Fluchenden zermalmte der nachrollende Wagen den Kopf. Da ergriff ihn rasch der Teufel und fuhr mit ihm zur Hölle. Benz sah sein schönes Mädchen nimmer wieder, mußte Steine fahren in der Hölle als des Teufels Deichselroß.

Um Benz war großes Leid auf der Erde bei Menschen und Vieh, und sein Mädchen weinte sich die Augen aus. Darum war auch Erbarmen noch für Benz. Es ward ihm verheißen, wenn er einmal so einen rechten Hund von Pferdeschinder, einen Mordiofuhrmann bekehren könne, daß derselbe seine Pferde nie mehr schinde, seine Seele nie dem Teufel übergebe, gegen Menschen und Vieh niemals mehr ärger als ein Vieh sei, so solle Benz von der feurigen Deichsel los werden, und zu seinem Elsi kommen. Die heiligen Nächte sind sein, da wird er losgelassen von seinem Wagen, und kann das Bekehren versuchen, wo er will und an wem er will. Aber ein schwer Ding muß das sein, denn bis jetzt ist er noch nicht erlöst, muß immer ans Bekehren hin, aber was richtet man aus mit einem versoffenen Fuhrmann! Doch sollten sie gewarnt sein, und wenn nicht mit

dem armen Benz so doch mit sich selbst Erbarmen haben, denn hinter welchem Benz umsonst gewesen, hinter diesen kommt kurz darauf der Teufel selbst, dreht ihm den Hals um und um, und fertig ist's mit der Bekehrung. Meiner Großmutter Stiefbase weiß mehr als hundert Geschichten, wie Benz seine Erlösung versucht, und wie der Teufel den Halsstarrigen und Verstockten den Hals umgedreht hat.

So erzählte der hübsche Bursche.

Solche Geschichten hört man andächtig, besonders wenn Mitternacht nahe ist. Alle sahen auf den langen Daniel, und dieser war ganz weiß geworden, und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne. Still und scheu entfernten sich die Gäste. Wie wild und hart die Herzen sein mögen, wenige werden sein, welche nach einer solchen Geschichte in einer heiligen Nacht, wenn sie gegen Mitternacht nach Hause gehen sollen, nicht schlottern um's Herz herum.

Als Alle fort waren, sagte der lange Daniel zum Stallknecht: Du Joseph, kann ich nicht bei dir schlafen, alleine darf ich wahrlich nicht. Ehedem hätte er nicht wahrlich gesagt, sondern: der Teufel solle ihn nehmen. Der Stallknecht willigte von ganzem Herzen ein, denn sehr unheimlich war es ihm um's Herz, seitdem er vernommen, daß der Teufel so nahe sei und so handlich. Möglich, daß ihn auf dem Herzen gestohlener Hafer schwer drückte, oder daß er dachte, der Teufel könnte sich eigentlich an Mordiostallknechte so gut machen als an Mordiofuhrleute. Ach, und der Dritte im Bunde wäre gerne unser Schneiderlein gewesen, aber Joseph, der Stallknecht, wies ihn barsch weiter. Für kein Geld hätte er in dieser Nacht bei einem Schneider geschlafen, von wegen dessen Verwandtschaft. Der arme Teufel mußte weiter, mußte Spießruthen laufen zwischen den langen langen Zäunen hindurch, wo jeder Zaunstecken Hörner zu haben und der Teufel selbst zu sein schien.

Am folgenden Morgen war es längst Tag, als der Stallknecht und der lange Daniel sich zeigten, beide ungeheuer zahm und freundlich. Daniel weinte fast, daß er an einem heiligen Sonntag auf der Straße sein müsse, dieweil man ihn erwarte und er die Kundsame nicht verlieren dürfe. Aber er hoffe, das rechne der Teufel nicht ihm an, sondern den Herren, dieweil diese mehr Verstand haben sollten, und es ja heiße, daß die, welche den Verstand hätten und ihn nicht brauchten, mit doppelten Streichen gezüchtigt werden sollten. Doch ehe die Predigt aus sei und die Leute vom heiligen Abendmahl kämen, fahre er nicht, er sei kein Hund nicht und wisse jetzt, daß er eine Seele habe, so redete Daniel. Er bat den Stallknecht, die Rosse recht zu füttern, besser sei es für beide, wenn sie nicht Hafer auf das Gewissen lüden, solcher Hafer brenne heißer, als brennender Schwamm unter der Pferde Schwanz. Als er frühstückte, stellte er Butter und Käse bei Seite und meinte, bloßes Brot sei genug, mancher Vornehme habe es nicht besser, und Frau und Kinder wären oft froh, wenn sie nur Brot hätten.

Mareili, das Stubenmädchen, machte erst ein spöttisch Gesicht und hatte allerlei Anzügliches in Bereitschaft für den zahmen, langen Daniel. Aber erst betete derselbe lange, daß ihm fast der Kaffe kalt wurde, darein durfte es doch nicht reden, und als es nach geschlossenem Gebete Einiges fliegen lassen wollte, sagte der lange Daniel weichmüthig: O Mädchen, bedenke zu rechter Zeit, was zu deinem Frieden dient. Heute ist's heilig für dich und mich, und lieber noch als alte Fuhrleute sind dem Teufel junge Mädchen, die holt er wohl nicht mit der Peitsche, aber mit Küssen und Flattiren. Da ward das Mädchen roth, verschluckte die Rede, und drehte rasch der Küche sich zu.

Als er glaubte, die heilige Handlung sei beendigt, zäumte Daniel auf, nahm den Rest des Brotes mit für seine mageren Rößlein, redete mit ihnen, so zärtlich, wie es einem

halbhundertjährigen Fuhrmann möglich ist, führte sie mit einer Sorgfalt an den Wagen als ob sie Prinzessinen wären, und zwar von den feinsten.

Hü, in Gottes Namen, sagte der lange Daniel, als er abfahren wollte, so leise und sanft, daß die Pferde es gar nicht verstunden, der Stallknecht nachhelfen mußte, aber auch lieblich und manierlich, daß Mareili fast das Lachen ankam und es doch nicht lachte, da es an den Teufel und das Flattiren und Küssen denken mußte.

Endlich fuhr Daniel ab, und fährt noch immer, und der Teufel drehte ihm den Hals nicht um, aber Daniel war auch kein Mordiofuhrmann mehr, respektirte das Vieh, dachte an Weib und Kinder, an seine Seele, an Gott, heiligte, was als heilig den Menschen gegeben ist. Darum hatte der Teufel keine Macht über ihn, und dabei wurden seine Rosse fetter, er kam alle Tage in bessern Verdienst und wurde ästimirter vor den Menschen. Mareili aber, als es den jungen Burschen, welcher die Geschichte erzählt hatte, heirathete, soll in den Ehekontrakt haben thun lassen, daß derselbe nie gegen ihn's den Teufel mache. Er stellte dagegen die Bedingung, daß Mareili Gott ehre, nie vergesse, daß zu Weihnachten auch den Stubenmädchen der Heiland geboren worden sei, dann habe es keinen Teufel zu fürchten, weder einen verkappten noch den wirklichen.

Die drei Brüder.

Erzählung

von

Jeremias Gotthelf.

Es war ein trüber Herbstmorgen im Jahre 1839. Bisennebel hingen in den schwarzen Tannen, düster rauschte die Grüne, als die dicke Wirthin auf dem Flühlestalden vor die Thüre trat mit dem Fürtuch den Schweiß von der Stirne sich wischte, eine tüchtige Prise nahm, rings um schaute, und endlich zu ihrem Manne, der noch viel dicker als sie, auf der Bank neben der Thüre saß, sagte: „Es kömmt noch Niemand! Haben sie es wohl vergessen oder wir nicht recht gehört, schon bald eilf und ich sehe noch Keinen. Es wäre Zeit die Fische zu tödten, aber bis ich Einen sehe, thue ich es doch nicht, sie reuten mich viel zu sehr, wenn wir sie selbst essen müßten; so schöne haben wir lange nicht gehabt."

„He", sagte der dicke Wirth, mit einer Stimme, die tönte als käme sie aus einem alten Zwingherrenthurm, „es ist noch alle Zeit; die Einen haben weit, und die Andern sind spät auf den Beinen, und wenn sie schon darauf sind, so geht es doch nicht geschwinde; darum habe nur Geduld und nicht Kummer, sie werden schon noch kommen, es fehlt nicht. Noch vorgestern hat der mir es gesagt, welcher bestellt hat." „He, nun meinetwegen", sagte die Wirthin, „wenn sie warten müssen auf das Essen, so sind sie selbst schuld. Kämen sie früher, daß man wüßte woran man wäre! Bei solchem Wetter ist man immer ungewiß, wenn Herren dabei sind. Die bilden

sich ein, sie seien von Zucker und zergingen alsobald, wenn ein Tropfen Regen auf sie fiele."

Die Wirthin hatte ein scharfes Auge in die Weite, aber den Buchstaben, geschriebenen und gedruckten, frug sie nicht viel nach. Wie sie, die Hand über die Augen, hin gegen Lützelflüh schaute, rief sie: „Dort über die Zäune sehe ich einen Kopf kommen, mit einem Hut darauf, und etwas hält er vor dem Gesicht. Es ist nur ein Kleiner, er reicht kaum über einen Zaunstecken aus." — „Das wird just der Rechte sein, wenn er ein Buch vor den Augen hat; so läuft zwischen Burgdorf und Sumiswald nur Einer; dafür ist er aber auch g'studirt, der Teufel zöge das Kürzere mit ihm. Wenn aber der kömmt, so kommen die Andern auch, der zieht sie an wie Speck die Mäuse. Geh' hinein, Frau, laß die Fische holen, mache zurecht in der obern Stube, wenn der einmal da ist, so werden die Andern auch nicht mehr weit sein." — Wie der Wirth sagte, so geschah es auch. Kaum war der Kleine aber Dicke da, hatte die Arme in der Seite sich umgesehen nach allen Seiten, so waren auch Andere da. Männer von allen Sorten, sie waren nicht alle gleich dick, aber Hunger sah man Keinem an, die Meisten waren wohlgenährte Leute. Sie hatten verschiedene Gesichter, aber Jedem sah man an, daß er sich nicht für den Dümmsten hielt, und die Meisten waren so, daß auch Andere sie für etwas mehr als dumm hielten. Eben so verschieden waren die Kleider der Männer, aber alle waren gebürstet und man sah den Meisten an, daß sie behaglich darin waren. Wäre ein Fremder da gewesen, unmöglich wäre es ihm gewesen, zu errathen, was diese Leute vorstellten; daß die Meisten etwas zu bedeuten hätten, das hätte er bald gemerkt. Von Zweien hätte er vielleicht geglaubt es seien Gelehrte, sie hatten Brillen auf der Nase, hätte sich aber doch geirrt. Noch weniger hätte er begriffen, warum sie da zusammen kämen, in diesem einsamen Wirthshäuschen, wo der Wirth viel dicker ist, als das

Haus groß, und die Zimmer viel enger als die Gäste breit; denn diese saßen um keinen Tisch, frugen weder nach Tinte noch nach Federn, redeten nicht von Einem, sondern von Allerlei, je nachdem Jedem der Schnabel gewachsen war. Keinem muß das Herz voll gewesen sein, denn man merkte keins das überlief. Vielleicht sind die Herzen heut zu Tage auch größer, so daß sie nicht so schnell mehr überlaufen. Einer stand, der Andere saß, Einer zündete seine Pfeife an, und der Andere probirte schlechtes Extrait, machte ein Gesicht wie eine Katze wenn ein Hund sie anblickt, stellte es ab stets so weit sein Arm reichte, und zog dann schnell die Nase zurück außer dessen Bereich. Den breiten Männern ward es in der engen Stube, am leeren Tisch unheimlich, wenn der Tisch voll ist, hat es in einer engen Stube schon Manchem gefallen einen ganzen Tag lang, der ohne Tisch keine Viertelstunde darin ausgehalten hätte. Aber wird es einem unheimlich in einem weiten Saale, wenn der Magen leer ist und die Wirthin noch nicht fertig, so drückt einem die Luft noch viel beengender, so in einem Stübchen das ursprünglich ein Gaden war, und noch jetzt nicht viel mehr. Aus den Fenstern war auch nicht viel zu sehen, als vornen heraus eine schöne Fläche mit vielen Bäumen und Hägen, links sah man gar nichts, denn auf dieser Seite wären keine Fenster im Stübchen. Aber wenn man scharf horchte, so hörte man die Grüne rauschen, das wilde Sumiswalderkind aus dem Hornbachgraben hervor. Rechts hinaus sah man ungefähr was vornen, Bäume und Häge durch üppige Felder, weiter hin einige Häuser, und über alles tropfte immer sichtbarlicher der Bisennebel und Niemanden gelüstete in den tropfenden Nebel hinaus unter die grünen Bäume, die allenthalben naß sind, wenn es regnet. Da sagte auf einmal Einer, hinten aus sei es am schönsten, wie man es sonst nicht vermuthe. Hinten aus komme nämlich ein Berg bis an die Grüne hervor, auf des Berges breitem Fuß stehe das Haus, der von da

als starke Halde zur Grüne abfalle, zäh aus Nagelfluh erbaut. Dieser Berg springe gar merkwürdig, als ein Querarm des Hügelrückens, der von Affoltern bis Lützelflüh gehe, ins Thal hinein, und oben auf seiner Spitze, von welcher weg er sich rasch zu Thale senke, sei vor Zeiten ein altes Schloß gestanden, eine eigentliche Wartburg, oder eine Burg ins Land, noch sehe man den gewesenen Burggraben, und den um die Spitze gewundenen Schloßberg. „Wie wäre es,“ meinte er „wenn man da hinauf ginge, unterdessen würde die Wirthin fertig, der Tisch würde gedeckt, ohne daß dabei einem die Füsse abgetrappet und Messer und Gabel ins Gesicht gestoßen würden, man kriege obendrein noch bessern Appetit, brauche das kannibalische Extrait nicht mehr zu riechen, und unter den großen Tannen und Buchen sei man vor dem nassen Nebel so ziemlich sicher. Das Ding war eigentlich den Wenigsten so ganz recht. Weil man aber nichts beßres wußte, und doch nicht gerne seine Faulheit so unverblümt an's Tageslicht stellte, so ließ man sich vom Antragsteller fortreißen und begann schwerfällig, äußerlich mit guter Miene zum bösen Spiel, und innerlich mit dem sehnlichen Wunsch, wenn man nur schon wieder unten wäre, den ziemlich steilen Berg anzuklimmen. Das Ding war jedoch schöner als man dachte. Gefährlich war die Bahn nicht, aber durch viele Tannennadeln und Buchlaub sehr glatt, so daß die Füße immer ausgleiten wollten. Der Ausgleitende riskirte nun freilich nicht den Hals, kaum Arm und Bein, aber doch Pfeife, Hosen und den Spott der Gefährten. Keiner fiel indessen, Allen sah man die frühe Uebung an zu klettern und zu steigen, wie es Schweizern ziemt, aber Keiner konnte eine gewisse Unbehülflichkeit verbergen, die so gerne sich einstellt, wenn rund die Bäuche, breit die Rücken werden. Viel länger als man dachte dauerte das Aufsteigen, der trotzige Vorsprung war höher als er schien, und die Stillstände wurden länger als in früherer Zeit, und wer nicht

gerne eingestund, daß sein Athem noch nicht im rechten Schwung sei, begann Betrachtungen anzustellen, bald über den Waldwuchs, bald über die sichtbar werdenden Vertiefungen, bald über seine ungebehrdige Pfeife; alles je nach der Richtung seines Geistes oder dem Reichthum seiner Gedanken.

Endlich konnte man nicht weiter und ward plötzlich inne, daß man oben sei, auf einem kahlen Scheitel mit schönen Buchen umkränzt, ein altes Haupt von jungen Locken umwallt, zog tief herauf den Athem und hob die Augen; da verstummte Jeder überrascht. Umgekehrt giengs auf dem unbekannten Gipfel den Besuchern, wie es Andern ergeht an hochberühmten Orten. An hochberühmten Orten hat gar Mancher nichts gesehen als ordinäres, und hat Mühe gehabt, zu glauben, daß er an dem hochberühmten Orte stehe, welches als Wunder der Natur von hochberühmten Federn beschrieben worden. Wie Vielen ist es zum Beispiel so gegangen auf Rügen, am berühmten Hertha See, als sie ein kleines Seechen fanden, ungefähr wie unser Seeberg-See, und das Seechen ohne bedeutsame Umgebungen, mit jungen Buchen eingefaßt, so daß das Seechen nur dann schaurig ward, wenn es überall auf Erden schaurig wird, wenn nämlich der Himmel schaurig wird und seine schwarze Maske vornimmt, und wem ist's nicht so gegangen auf der Hertha-Burg, dicht am See, wenn er in zehn Sprüngen oben war, mitten in jungen Buchen, und nichts sah als junge Buchen, und durch die Buchen etwas Wasser zu seinen Füßen? Freilich, einem Berliner muß es auf diesem Hügelchen anders zu Muthe sein als einem Schweizer, und wer Berlin gesehen hat, dem muß es begreiflich vorkommen, wie ein Berliner auf der Hertha-Burg ausrufen kann: „Juter Jott, ein Berg fast wie mein Haus! Ach Clorinde, welch' herrliche Bergluft!“

Da oben wars anders, da oben waren auch Buchen, aber hinter ihnen waren noch andere Dinge als andere Buchen und etwas Wasser. Gerade vor sich sah man ein hohes

stolzes Schloß, das aber war das Unbedeutendste, denn man sah hinter demselben rund um, auf und über eine Menge Berge. Rechts über alle Höhen bis gen Bern; links über die Höhen gegen Affoltern hinaus, gegen das Aargau hinab, sah gegen die Höhen, die Bern und Luzern von einander scheiden, so sah man auch in manches Thal hinein, sah die Mündung der Thäler von Langnau und Walkringen, sah was von Burgdorf her über Lützelflüh herauf kam, sah was aus dem Dürgraben, aus dem Hornbach, aus dem Griesbach hervor sich wagte, übersah da eine Verbindung von Thälern und Höhen, die auch dem Unkundigsten das Gefühl erzeugte, daß das ein Ort sei, dessen Bedeutsamkeit man ihm gar nicht angesehen hätte.

Da sieht man weit hin ins Emmenthal, sagte hier Einer und dort Einer, was war wohl hier, ein Anderer und endlich kams Einem in den Sinn zu fragen, wie man dem Berg auch sage. Das wird Manchen, besonders Solche, die mehr auf Namen und Titeln halten als auf Sachen und Menschen oder Büchern, lächern, daß diese Frage erst jetzt kam, war aber doch nicht halb so lächerlich. Münneberg sagt man ihm, antwortete Einer, das wird wohl eigentlich Münchenberg heißen sollen, bemerkte ein Anderer, sei ja dort drüben der Pfaffenboden, und wo ein Pfaffenboden sei, werde ein Münchenberg nicht weit sein. — Einer aber, alter Reden und Schriften wohl kundig, sagte, er zweifle an dieser Auslegung. Auf keinem alten Pergament stehe etwas von einem Schloß, das hier gestanden, oder gar von einem Kloster. Er glaube Münneberg solle eigentlich heißen Mühleberg und dieser Name stimme vollkommen mit einer alten Sage überein, die noch oft von alten Leuten erzählt werde, wenn keine jungen dabei seien, welche über solche Dinge spotten. Und schnell frugen Zwei, was das für eine Sage wäre; und als er anfing: „Vor ungefähr 1800 Jahren," da fuhren schnell Drei mit der Meinung dazwischen, daß der Regen

stärker, die Wirthin wohl fertig sein werde, und daß, was vor 1800 Jahren bis jetzt vorgegangen am besten im warmen Stübchen und wenn der Magen gefüttert sei, sich anhören lasse, besonders wenn man sich von Zeit zu Zeit mit einem Schluck 34ger die Andacht stärken könne. —

Als diese Meinung abgegeben worden, blieb keine Zeit sie in's Mehr zu setzen gegen die Andern, denn, als ob sie eine Peitsche sei mit der man jage, oder ein gebratener Hase mit dem man locke, gab sie die Beine in Gang, und hatte im Hui die Leute wieder zum Wirthshaus gebracht.

Es war auch Zeit, denn nun nebelte es nicht mehr, sondern regnete handlich. Droben im Stübchen war der Tisch gedeckt; eine Suppe dampfte darauf, mit Schnittlauch dicht überstreut, und mit Brot gesegnet, daß man von der Fleischbrühe, die daran sein sollte, kaum etwas vermerkte; doch setzte man sich schnell um sie, und zwar ohne Komplimente, die Leute hielten sich Alle für gleich vornehm und keinen Platz für oben, keinen für unten, was wieder einen Fremden sehr verwundert hätte. Die Suppe war ein strenges Essen, besonders für den, der seinen Mund nicht gerne mit Essen verbrennt, als aber die Fische kamen, da vergaß man die Suppe und das Herz im Leibe lachte Allen, sie mochten eins haben wie sie wollten, ein altes oder ein junges, ein hartes oder ein zartes. Das waren Fische! jeder eine starke Mannshand hoch und waren dazu Goldforellen mit dem schönen rosenfarbenen Fleische, das schmeckt wie Haselnüsse und so selten wird, daß die Herren in der Stadt es um gut Geld nicht mehr kriegen, dazu waren nicht die Fische abgezählt, so daß höchstens ein Komplimentsfisch übrig lag in der Schüssel, sondern für Jeden waren zwei gezählt, und Jeder mußte auch seine zwei essen, es thats die Wirthin nicht anders; da kam Manchen noch ein starkes Schnaufen an, als führ' er den Berg auf, und Keiner war, der, als er mit seinen zweien fertig war, nicht sagte: So habe ich lange nicht Fische ge-

gessen, aber Gottlob und Dank, daß ich nicht hinter einen dritten muß! Wenn man schon mit 34ger die Fische aufschwimmen ließ, auf daß sie nicht schwer im Magen lägen, so war man doch froh, daß einstweilen man nicht mit fernerem Essen geplagt wurde, sondern die Gerichte aufgetragen wurden, wie an einer Kindbetti, wo erst ein Neues kömmt, wenn das Frühere nicht nur gegessen, sondern auch verdaut ist. Da sagte Einer: „Nun wäre gut hören die Sage vom Münneberg!" Dieser Meinung waren Alle, der Angesprochene sagte zwar, mit zwei Fischen im Leibe wollte er lieber hören als erzählen, indessen begann er dennoch also: „Vor 1800 Jahren fast waren die Helvetier unter der Oberherrschaft der Römer, wurden aber von diesen hoch geachtet, um ihrer berühmten Tapferkeit willen, und von ihnen mit gar manchem Vorrecht beschenkt, das andere Völker nicht erhielten. So hatten sie eigene Vorsteher und Ausgeschossene aus allen Gauen, kamen zur Berathung aller gemeinsamen Angelegenheiten zusammen, gerade wie jetzt die Tagsatzung, ja sie hatten sogar ein Castell gegen die Alemannen zu, der Schlüssel des Landes, mit eigenen Leuten besetzt. Sie waren stolz auf den alten Ruf ihrer Tapferkeit, aber daß ein alter Ruf zum morschen Schilde wird, wenn die Kraft nicht bewahrt wird und gepflegt, die ihn erworben, bedachten sie so wenig als nach 1800 Jahren ihre Enkel.

Damals war das Land fruchtbarer, bewohnter als einige Jahrhunderte später. Die Römer liebten und ehrten es, ließen sehr häufig da sich nieder. Sie durchzogen es mit Straßen, sie kannten seine militärische Bedeutsamkeit. Das im heißen Afrika, im üppigen Asien erworbene Geld, verzehrten sie gerne in unerhörtem Aufwande im kühlen Helvetien, und erholten sich in dessen starker Luft vom Sonnenbrande des heißen Afrika. Ihre Lustbarkeiten, ihre Lebensweise trugen sie allenthalben mit sich, gaben kostbare Mahlzeiten, und die herrlichen Bergforellen spielten dabei nicht die geringste Rolle;

bauten herrliche Amphitheater und die rauschende Aare umströmte die Mauern, die Berge faßten in weiten Kreisen sie ein. Das Amphitheater in Vindonissa faßte 12000 Menschen und dort war doch nicht die Hauptstadt. Die Helvetier zogen damals von den Römern, wie die jetzigen Schweizer von den Fremden ihren Lebensunterhalt, wie jedes einfache Volk von der Narrheit des üppigen Theils der Menschheit lebt. Aber nicht nur im Lande beuteten sie reiche Thorheit aus, sondern den Bienen gleich, sammelten sie auch Honig außerhalb ihrer Marken und schleppten ihn hinein in ihre Hütten. Schon damals giengen Tannen von Helvetien den Rhein hinab, bis hinunter in's Weltmeer, und der Käs war berühmt, so weit die Römer kamen, und das war damals die ganze bekannte Welt. Darum waren damals viele blühende Dörfer und viele große Städte in Helvetien, von denen man nur die allergrößten dem Namen nach kennt, wo die Römer ihre Hauptniederlassungen hatten, das ist: Wiflisburg, Windisch und Baselaugst. Da neben findet man an gar vielen Orten, von denen man nicht wußte, daß die Römer dort gehaust, römische Alterthümer, und an vielen Orten, wo der Sage nach Römer gewesen sein sollen, hat man noch keine Alterthümer gefunden. So verhält es sich mit Sumiswald.

Sumiswald war wahrscheinlich ursprünglich einer der Verbindungspunkte, welche die Römer im Lande besetzt hielten, damit ihnen allenthalben der Zugang offen sei und die verschiedenen Lager einander schnell die Hand bieten könnten. Sumiswald vermittelte wahrscheinlich die Verbindung zwischen den westlichen Landen und Luzern und war der bedeutendste Ort in dem Thale, welches dem großen Aarenthale parallel läuft, dessen eine Arm bei Langenthal ins Hauptthal sich mündet, während der andere bei Sursee an das Thal stößt, welches Luzern mit dem Aargau verbindet, dessen Schlüssel Zofingen ist. Sobald auf der Hochebene Römer sich ansetzten und durch den sonst so wilden Theil Helvetiens die üblichen

Verbindungswege von einer Station zur andern liefen, so war es ganz natürlich, daß die, welche von den Römern und ihren Straßen Nutzen zu ziehen wußten, in ihrer Nähe sich niederließen. So bildete sich von selbst hier eine bedeutende Niederlassung, es war der Stapelplatz der Alpen, wohin der Käse abgeliefert ward, der berühmte, der seinen Ruhm länger behalten hat, als die Producte von Sidon und Tyrus, von Carthago und Egypten. Auch mögen wohl schon damals die schlanken Tannen den Weg gefunden haben, den sie jetzt noch immer gehen, die wilde Emme ab, in die trotzige Aare, in den mächtigen Rhein, wo die Römer so Manches bauten, wozu sie das nothwendige zähe Holz im Innern des Landes nicht suchen durften. So ward hier ein stattlicher Handelsort um der Käse willen, und weil, wo Käse sind, gewöhnlich auch Kühe gefunden werden, so wurden hier auch oft dergleichen gesucht, für römischen und andern Bedarf, namentlich des großen Aventicums, wo mehr Acker- und Weinbau gepflegt wurde. Eine Art von Stadt dehnte sich daher gegen Osten bis über den Kirchstalden herab, der noch jetzt Vorstadt geheißen wird. Auf der Westseite füllte die Stadt, freilich nach damäliger Weise, wo die Häuserreihen nicht dicht geschlossen stunden, sondern durch Gärten und Grasplätze unterbrochen waren, den ganzen Boden, in welchem erst Grünen dann Führten liegen, bis gegen den Münneberg hin. Wie in den meisten Städten am Ende der Stadt die Mühlen liegen, so waren auch hier, am Fuße des Münnebergs, die Mühlen, während auf demselben, auf der Spitze auf der wir vorhin stunden, ein Wartthurm sich befand, der weit hin in die Thäler sah und mit andern Wartthürmen bis in's Aargau hinab in Verbindung stand, durch welche schnelle Nachricht von dem was in den Seitenthälern geschah, in die Hauptstationen gebracht wurde. Wahrscheinlich geschah dieß nicht durch Telegraphen, wie man jetzt die Dinge heißt, durch welche man Stundenweit einander deutet. Aber wie die

Römer allenthalben das was gut und dem Lande passend war, sich aneigneten, so haben sie wahrscheinlich auch der germanischen Feuer sich bedient, durch welche man in bergichtem Lande mit unglaublicher Schnelle das Nothwendige sich verkünden kann. Bis vor der Revolution hatten wir diese Hochwachen. Jetzt da wir ausrüsten, bald nach preußischer Manier, bald nach französischer, je nachdem unsere Kriegsgurgeln ein französisches oder ein preußisches Reglement auswendig gelernt haben, haben wir keine Hochwachten mehr, weil sie weder in Preußen noch in Frankreich Mode sind. Statt dessen haben wir drei Eilwagen, einer geht alle Tage nach Genf, einer alle Tage nach Basel, einer alle Tage nach Zürich, die werden uns schnell genug aus dem Gwunder helfen, wenn etwas Wichtiges anrückt, das heißt, wenn man es dann für gut findet sie ungehindert passiren zu lassen. Die Warte auf dem Münneberg, welche, wie wir früher gesagt, die Mündungen so vieler Thäler überwachte, konnte über die Höhen bei Affoltern in wenig Minuten eine Nachricht bis nach Herzogenbuchsee, bis nach Aarburg senden, und über die Weggesen in ebenso weuig Minuten an die westlichen Seen, bis nach Aventicum. Da die Nachrichten in einem solchen Lande nicht diplomatische Noten waren, sondern gar einfacher Natur, gewöhnlich nur sagten: „Paßt auf, der Feind ist da!" oder: „Macht euch auf, wir wollen an den Feind!" so konnte man mit Feuern, sich gar gut verständigen.

Zu der Zeit von der ich reden will, hatten die Wachtfeuer lange nicht mehr gebrannt. Im Herzen der Provinzen war unter der starken Römer Hut langer Friede, und an den nördlichen Grenzen Helvetiens schlug man sich gegen die Alemannen, die unstät und flüchtig, ihren Nachbaren unbehagliche Kunden waren. Es war im Lande Reichthum und Behaglichkeit und der Sinn der lange andauernde Zustände für unveränderlich zu nehmen beginnt, wie man bei anhal-

tendem schönen Wetter kaum mehr an Regen zu glauben vermag; den Tigersinn einiger Kaiser und die Unruhen Roms fühlte man in Helvetien nicht. —

In Helvetien hatte man nur den kleinen Bruderzwist, erst wer Kühe und Käse am besten verkaufen, dann wer am meisten Geld sammeln, und endlich, wer am höchsten es im Ansehen bringen, an den helvetischen Tagen seinen Gau oder seine Berge vertreten und reden, oder wenigstens stimmen könne zu der Vertheilung der allgemeinen Lasten und des Landes Gedeihen. Wenn schon dabei nicht viel heraus kam, und Mancher an diesen Tagen nur zeigte, daß er einen Sitz hätte, von seinem Mund aber nichts hören ließ, so war es doch eine große Ehre da zu sitzen und gab zu Hause desto mehr zu reden.

Nun waren damals in Sumiswald drei Brüder, sie waren die berühmtesten weit herum in den Bergen. Sie besaßen die schönsten Alpen, die prächtigsten Sennthümer, ihre Käse hatten den meisten Ruf, und wenn sie damit in Aventicum oder in Vindonissa erschienen, so waren sie von Käufern umringt, und wem sie verkauften, hielt es für eine Gunst.

In Sumiswald winterten sie, im Sommer lebten sie auf den Bergen, und wo sie an einem Schwinget erschienen, da wußte man wer Sieger war. Ihre Kraft war weit bekannt. Wenn der wildeste Stier auf sie einrannte, so faßten sie ihn kaltblütig bei den Hörnern, und warfen mit einem Ruck ihn auf den Rücken, sie hielten mit einer Hand den davon rennenden Stier am Schwanze fest, daß er stehen bleiben mußte wie eingewurzelt. Den Speer, den auf hundert Schritte einer der Brüder in eine Tanne warf, zog nur einer der Brüder wieder heraus. Sie waren aber stolz dazu und aufbegehrisch wie es die Helvetier schon damals nicht gerne von einander ertrugen, auch kleideten sie sich hoffährtiger als Andere, und oft auf römische Weise, daher waren sie wohl gefürchtet aber nicht beliebt. Sie achteten aber das wenig,

sie meinten, wer Kraft und Macht hätte wie sie, brauche nach Liebe wenig zu fragen. Eben so stolz waren ihre Knechte, da war kaum ein Senn, der nicht über ihren Uebermuth zu klagen hatte, aber wegen der Brüder Macht konnte er sich nicht rächen, konnte bloß die Unbill sich hinters Ohr schreiben, zur Abrechnung in gelegenen Zeiten. Nur einer der Brüder hatte Kinder und zwar nur eines, ein wunderschönes Töchterlein, das nach und nach eine so recht herrliche helvetische Jungfrau ward.

Es war als ob die Sonne aufgienge über die Berge, wenn sie an einem Schwinget erschien, und wenn sie in die Reigen sich mischte, so war es als ob die Königin der Feen tanze mit ihren untergebenen Geistern. — Sie war auch gewaltig stolz und der Jünglinge keiner hatte noch einen freundlichen Blick erhalten, die andern Mädchen rühmten sie nicht, sondern schalten sie hochmüthig und herrisch, aber die Armen rühmten sie und auf ihren Weiden lief ihr jede Kuh nach, und wie ein langer Schweif zogen oft die Sennenkinder hinter ihr drein, pflückten ihr Blumen, spielten mit ihrem goldenen Haare und harrten geduldig, bis sie sich umwandte und die Liebeszeichen mit ihnen tauschte. Wo sie Jemand krank wußte, eine Sennenfrau, eine Kuh, ein Lämmlein, da pflegte und wachte sie, der niedrigsten Magd gleich, in holdseliger Demuth und in Mitleid, und auf dem Heimweg kämpfte sie mit Wolf oder Bär, dem Kühnsten gleich.

Nun geschah, daß der, welcher die Gegend oder den Gau an der Tagsatzung vertrat, starb. Es war ein alter Held gewesen, berühmt durch Rath und That, aber reich war er nicht, daher war er den Reichen schon lange ein Dorn im Auge gewesen, denn schon damals glaubte man, der Reichthum gebe das Recht zu allem und Ansprüche an die höchste Ehre. Sein größter Reichthum war sein Sohn, der früher unter den Römern seinen Muth, der nicht auflodern konnte in seinem Lande, gefühlt, die letzte Zeit aber

seines Vaters treu gewartet hatte. Er war auch ein Held an Kraft und Wohlgestalt, dazu lieblich in der Rede und hülfefertig Jedem in der Noth. Wieder daheim, fügte er sich in allem der Väter Sitte und legte ab alles Fremdartige in Sprache und Lebensweise, was ihm leicht ward, da er ein schweizerisches Herz behalten hatte.

So war er auch hier und dort an den Bergfesten, wo erst geschwungen, dann getanzt wurde auf dem hohen Bergeshaupte, zunächst unter dem blauen Himmel. Bald erscholl der Ruhm seiner Kraft und Holdseligkeit weit herum; der sei jetzt der Dächen (Dekan) geworden, hieß es bei Spiel und Tanz, unter den Männern und bei den Weibern.

Wie die drei Brüder das vernahmen, so lächelten sie dessen mit Hohn und dachten, der Ruhm werde kurz dauern und bloß so lange es ihnen gefalle, und recht boshaft ließen sie den Ruhm recht steigen und weit umher kommen und zeigten sich auf keinem Platze; sie dachten, um so höher Einer steige, um so tiefer sei dann auch sein Fall und um so größer werde der Spott.

Als der Sommerbau vorbei war, da zeigte sich auch der Jüngste der Brüder. Ein allgemeines Aufsehen gabs, manches Herz klopfte und die Vorschwinger machten ihre Sache rasch ab, denn Alle wußten, daß es jetzt ein Schwingen geben müsse, wie man lange keins gesehen. Mit dem eigenthümlichen Bewußtsein des Siegers stand der Aeltere da, als ob er keinen Theil nehme an allem und sich um den neuen Nebenbuhler auch nicht im Geringsten kümmere. Gleichgültig lehnte er alle Theilnahme ab, und erst als Sigbert, alle Kämpfer überwunden, als alle Ueberwundenen ihm anhielten, und Sigbert selbst an ihn trat, mit dargebotener Hand und der Frage: ob es nicht auch unter ihnen einen Schwung gelte? erst da sagte Guntram mit aller Kälte, es sei ihm gleich, obgleich er nicht viel zu gewinnen sehe, aber wenn man es zwingen wolle, so solle man es haben.

Innerlich Zornes voll, aber äußerlich mit aller hochmüthigen Nachlässigkeit, die schon damals in der Uebung war, trat der mächtige Guntram rothhäutig, rothhaarig, riesengliedrig, als Einer der an fetter Milch und fettem Käse geleckt, in den Ring, dem ebenso großen aber feiner gebauten und ungemästeten Sigbert gegenüber, der in jugendlicher Schöne seltsam abstach gegen den männlichen nur Zermalmung drohenden Riesenbau. Nachdem sie sich die Hände gegeben zu ehrlichem Spiele, griffen sie rasch zusammen, und ehe man es sich versah, lag Guntram auf dem Rücken und in leichtem Satze sprang Sigbert in des Ringes Mitte. — Langsam erhob sich der Besiegte, trat dann rasch zum Sieger, und nur flüchtig dessen Hände berührend, faßte er ihn mit Macht, und ihn an sich reißend mit fürchterlicher Kraft, hob er Sigbert hoch auf über seinen Kopf, schwang ihn dort mit riesigen Armen im Kreise, als ob er ein Kindlein wäre, und als er ihn in rechtem Schwunge glaubte, schmetterte er ihn nieder. Die Zuschauer zuckten zusammen im Herzen als ob Sigbert mit zerschmettertem Rücken im Ringe läge, aber da wankt Guntram, einem Thurme gleich, den ein Erdbeben erschüttert, wankt er, fällt zum zweiten Mal auf den Rücken, und Sigbert, der mit der Hand ihn nie losgelassen, das Gleichgewicht nie verloren, seiner Glieder Meister geblieben war und im Niederfallen das Bein ihm untergeschlagen und mit der Hand nachgeholfen hatte, fällt nicht einmal, sondern springt leicht wieder in des offenen Ringes Mitte. — Als Guntram sich erhob, mit zorngeschwollenen Adern und ohne die Hand zu geben den Sigbert faßte als wie für die Ewigkeit, da gieng ein Leben durch die Meisten, den Kühnsten traten die Augen heraus, vor Angst zwar nicht aber vor Kampfesbangen, das bei entscheidenden Kämpfen die Tapfersten beim Zusehen fühlen. Mit gespannter Kraft und Kopf neben Kopf giengen die Kämpfer gebeugt im Kreise herum, langsam bald, bald schneller, vorsichtig den Fuß vorsetzend, vorsichtig

den Gegner stoßend oder anziehend. Aber Kraft begegnete der Kraft, Vorsicht der Vorsicht, kein Fuß ward unrichtig versetzt, kein Griff ward lose beim Stoßen oder Ziehen. Jeder schien anzugreifen, es war aber nur ein Locken zum Angriff, um in demselben den Vortheil zu erhaschen. Endlich, die Abnahme des Athems in der krummen Stellung fühlend, zog mit unwiderstehlicher Kraft Guntram den Sigbert an sich, und lange widerstrebte Sigbert mit äußerster Macht und reizte den Gegner zu immer größerer Anstrengung. Plötzlich gab er dem Zuge nach, warf sich mit aller Kraft auf den Gegner, schlug ihm noch den Hacken dazu und dieser, durch die eigene Schwere zurück geschnellt, durch Sigbert noch gestoßen, konnte sich des gefährlichen Beines nicht erwehren, sondern fiel dröhnend und krachend zum entscheidenden dritten Male auf den Rücken, und ein helles Jauchzen aus jedem Munde verkündete den unerwarteten Sieg zu Berg und Thal. So etwas hatte Guntram noch nie empfunden und sein Zorn ward Rache, und Rache kann man verbergen hinter allerlei Gesichtern, um ihr um so sicherer zu sein.

Gertrud, des ältesten Bruders Tochter, hatte dem Schwingen zugesehen, und zornig des Oheims Fall empfunden. Es juckte ihr im Blute, selbst mit dem Sieger anzubinden, die Augen konnte sie nicht wenden von ihm aus Zorn wie sie meinte. Beim Spiele später, wo der Alle überragende Sieger dem ebenso hervorragenden Mädchen sich nahte, wie Gleiches gerne dem Gleichen sich gesellt, begegnete ihm trotzig und wild das schöne Mädchen, schonte ihn mit Worten und Blicken nicht und wollte des Oheims Kränkung mit noch tieferer vergelten. Aber der kühne Sigbert beugte sich nicht, sondern wandte sich ab. Da empfand das Mädchen ein wildes Brennen im Herzeu, wilde Blicke sandte es dem lustigem Spiel sich Hingebenden nach, es wallte und nagte in ihm, eine strudelnde Fluth des Hasses wie es meinte; sie trieb es weg aus dem Kreise unter schirmende Tannen, dort

zürnte es bitterlich, aus Haß, meinte Gertrud. Als das Mädchen zürnend an der Alpe Rand, unter der mächtigen Tanne stand, gieng blutroth am dunkeln Himmel der Mond auf. Da schauerten blutige Ahnungen in ihm auf und bebend suchte es die Menschen wieder. Sigbert war fort, da war es auch dem Mädchen als müsse es heim. Der finstere Ohm mußte sich aufmachen mit dem finstern Mädchen, das noch finsterer heim kam, denn auf dem ganzen Wege hatte es nichts gesehen als Nachtvögel mit ihrem trägen Flügelschlag und schüchternes Wild, das über die engen Wege floh. Als Guntram den Brüdern seine Niederlage erzählte, waren die Drei eins, daß Sigbert gezüchtigt werden müsse. Cladomir, der Gewaltigste, wollte am nächsten Feste die Rache vollbringen, allein der Herbst bot keine Gelegenheit mehr und der Winter mit seinem Schnee hielt die Gegner aus einander, da Sigbert in fernem Thale wohnte, nach alter Sage da, wo jetzt Würzbrunnen ist, oberhalb Röthenbach, wo damals ein berühmter Opferplatz war, später eine der ersten christlichen Kirchen.

Im Frühjahr in den ersten Maitagen waren die großen Volksversammlungen, Abgeordnete an die Tagsatzung zu wählen, später gingen die Hirten auf die Berge und hatten nicht mehr Zeit zu andern Versammlungen als zu denen ihrer Kühe, wenn alle Morgen und alle Abend sie sich zum Staffel drängten, um gemolken zu werden. In diesen Tagen war an den Versammlungsorten auch Markt. Die Hirten, ehe sie auf die Berge zogen, säuberten und ergänzten ihre Heerden und kauften Manches ein, wenn guter Verkauf ihnen ein Stück Geld in die Hände gebracht. Wer so einen Markt sehen könnte, welch seltsamen Gegensatz würde er sehen, wenn er ihn mit einem gegenwärtigen vergleichen würde!

Aus dem wilden Gelände, aus Schlünden hervor, von Halden herab, kamen an der Spitze wilder Heerden die mächtigen Männer mit ihren mächtigen Weibern und aufgeschossenen

Kindern, meist in roher Landestracht aber mit goldenen und silbernen Spangen geziert, alte Beutestücke, aus früherem Reichthum beim thorrechtem Zuge gerettet. Hintendrein Haufen von Knechten in Thierhäute gekleidet, wild wie die Thiere, deren Felle sie trugen. Alle bewaffnet mit Schwert oder Axt, mit Speer oder Bogen. Hier oder dort sah man römischen Anstrich, mit römischen Namen nahmen Einige auch ihre Kleider an, die Mode war schon damals in diesem wilden Lande eine Macht. Alle lagerten sich in weitem Ringe unter dem freien Himmel, Menschen und Thiere untereinander, auf der Bergebene gegen Schonegg zu. Scheu wie junge Pantherthiere guckten die Jungen zwischen den Heerden hervor, grinzten einander an, fuhren mit wilden Sprüngen sich in die Haare oder schlichen zusammen und spienzelten sich gegenseitig ihre Waffen und begannen zu handeln und am Ende sich zu prügeln.

Bei der Mutter war die Jungfrau und gieng ihr zur Hand am Feuer, aber scheu und wild flog ihr großes blaues Auge über den ungewohnten Schauplatz. Hier sah man die wandernden Krämer herum gehen, Juden schon und Italiener, hier ließen sie ihre glänzenden Geschmeide funkeln, Spangen und Ringe, helle Steine, bunte Muscheln, farbige Tücher reizten der Mutter Begierde, weckten der Töchter Lust, die aus ihren wilden Augen Funken sprühten, und wie man von der Schlange sagt, daß sie mit den Blitzen ihres Auges wilde Thiere banne, so bannten funkelnde Armbänder manch helvetisches Mädchen, daß es stille stund vor dem fremden Manne, daß es ihm nahe trat, von ihm fast nicht lassen konnte. Unterdessen giengen die Männer unter den Heerden umher, in alter angestammter Würde, verglichen fremde Heerden mit der ihrigen, kauften hier, verkauften dort, handelten erst unter sich, ehe sie den fremden Aufkäufern von Aventicum oder Vindonissa her, Gehör gaben.

Auf der weiten Runde ragten vor Allen die drei Brüder hervor, durch ihrer Heerden, ihres Geleites Größe, auch ihr Feuer war das größte und das schönste Mädchen herrschte an demselben, die reichsten Krämer drängten sich um dasselbe. Man sah aber auch den Dreien an, daß sie sich die Ersten dünkten auf dem Platze, daß sie es wußten wie Fremde sie für Fürsten halten konnten, mitten unter ihren Edlen. Lange waren sie so die Ersten und gaben stolzen Bescheid links und rechts und fuhren hart Manchen an, um keiner Ursache willen, als weil es ihnen so gefiel.

Da kamen vom Westen her größerer Heerden Gebrülle und vieler Menschen Gejauchze. Wilde Stiere rannten aus Sumiswald hervor auf den Platz, rasche Knechte eilten ihnen vorauf und schlugen zweihändig mit großen Stöcken und aller Kraft ihnen auf die Nase. Kühe stürzten nach, Menschen wogten nach, es waren die aus den obern Thälern gegen Schangnau zu, gegen Röthenbach hinüber. Mitten unter ihnen ragte eine herrliche Gestalt weit empor und leuchtete weit über die Runde.

Die Heerden zu sehen, die Menschen zu begrüßen drängte die anwesende Menge um die Ankommenden sich. Viele Alte sah man treten zu dem hohen Manne, der einfach gekleidet, nur durch alterthümliche Spangen sich auszeichnete. Freundlich und ehrerbietig begrüßte er sie, und sie lobten seine Mienen, wie sie dem Vater glichen und sein Geschmeide, dessen Herkunft sie wußten, lobten den Vater und freuten des Sohnes sich. — Fast einsam sah man die Drei stehen, keinen Schritt näher traten sie, aber zornige Blicke sandten sie in's Getümmel, feurigen Blitzen gleich, die in die Wälder schlagen und die höchste Tanne treffen.

Sigbert wars, der so freundlich empfangen wurde und die Ernte sammelte, die gute Väter ihren Kindern bereiten. Er und seine Genossen lagerten sich fast gegenüber den Dreien, die, zornigen Wettern gleich, dem Lagern zusahen. In hei-

terem Muthe achtete er sie aber kaum, ja als er die Runde machte wie die Andern, trat er zu ihnen und bot in biederer Treuherzigkeit ihnen die Hand, die sie nicht ausschlugen, aber mit der Bemerkung schüttelten, daß sie ihn bald anders zu fassen gedächten und Guntram sei nicht der Stärkste von ihnen, wie er diesen niedergelegt, solle er auch Niederlage gewärtig sein. Mit heiterem Lachen antwortete er, daß er bereit sei zum Versuch, aber wer unterliegen werde, sei noch nicht ausgemacht. Er trat auch zum Feuer wo Gertrud waltete und bot ihr einen freundlichen Gruß unerwartet. Dunkelroth ward das Mädchen, aber die Hand bot es nicht, den Gruß erwiederte es nicht. Als es dunkelte, die Heerden sich niederlegten, setzten sich auch die Männer zu einander um die Feuer, redeten von den Zeitläuften und dem morgenden Tage, nannten ihre Freunde und bezeichneten ihre Feinde. Die Jünglinge schwärmten rund herum und zwischen dem Vieh lagen die Knechte.

Am Morgen weckte die Sonne die Menge und lebendig ward es auf dem Platze. Die Heerden regten sich, die Menschen bereiteten sich auf den wichtigen Tag. Die Drei sah man im Bewußtsein ihrer Stellung reich geschmückt, aber mit manchem Zierrath und auf solche Weise, wie vaterländische Augen es nicht sehen mochten. Sie setzten sich zum reichen Frühmahle und eilten nicht damit, als Männer auf die man wohl warten mochte, die selbst zu warten aber nicht gewohnt waren. Mancher Krug süßen Meths ward geleert und Manchem, der dann mit den Drei gehen wollte, der Krug geboten. Endlich brachen sie auf mit stattlichem Geleite, und traten in den Ring, den kein Sclave, kein Weib betreten durfte. Da wogte schon zahlreiches Volk, Thal bei Thal, und geschäftige Menschen traten von Gruppe zu Gruppe, wie man es meist sieht ehe Wahlen getroffen werden. Die Führer traten zusammen mit den Priestern, die üblichen Opfer wurden verrichtet, der Tag eröffnet. Einfach waren die Gegenstände

der Verhandlung, einfach die Verhandlung selbst. Die Wahl des Vertreters an der Tagsatzung die Hauptsache. — Es war Mittag geworden, ehe die Wahl begann, rund um brüllten die Heerden, von der Weide weg nach schattigen Plätzen, rund um regten ungeduldig Weiber und Kinder sich, die Lagerplätze zu beziehen, die sie um Platz für die Versammlung zu gewinnen, hatten verlassen müssen.

Feierlich mahnte der Priester zu Ruhe und Biederkeit, und wie er schloß, so hörte man hier Sigbert rufen, dort Clodomir, und wenige andere Namen durchkreuzten die beiden. Da winkte der Priester wieder und befahl, daß links die treten sollten, die den Clodomir ausgerufen, rechts die Anhänger Sigberts. Da war ein seltsam Schwanken sichtbar, es wogte in den Haufen, aber lange trat Keiner von einer Seite zur andern. Von der Linken zur Rechten zu treten war ein Wagstück, von der Rechten zur Linken zu gehen trieb Wenige das Herz so stark, daß sie die Ersten sein wollten. Endlich löste ein ganzer Haufe Männer, die aus fernen Thälern zufällig auf der Drei Seiten stunden links sich ab und trat rechts über, und diesem Haufen folgten rasch andere, wenige Einzelne liefen zwischen den Haufen durch von der Rechten zur Linken, und bald stunden die Meisten und Besten des Volkes rechts, die Brüder mit Wenigen links.

Das traf sie wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Sie hatten nicht bedacht, wie sehr ein Bergvolk fremde Sitten haßt und jeder Entfremdung zürnt, nicht bedacht, wie wenig da, wo das Leben so einförmig ist, Beleidigungen vergessen werden, mit welch' unglaublicher Geduld die Zeit der Rache abgewartet wird, wie Viele er selbst beleidigt, weiß der Uebermüthige nicht, noch weniger weiß er die, welche durch die Seinigen verletzt worden. Der Zorn brauste ihnen durch alle Adern, die Faust zuckte zum Schwerte, aber die Uebermacht der Gegner lähmte sie. Sie brachen auf der Stelle auf und hörten nicht, wie Sigbert bedauerte, daß er Wür-

digern vorgezogen und große Erfahrungen seiner Jugend nachgesetzt worden seien. Ein weithin tönender Jubel scholl ihnen nach, von schwerem Drucke schien jede Brust befreit und jede Stimme doppelt so stark. Nun begann auf dem weiten Plane ein lustiges Leben. Trinken und Spielen dauerte bis spät in den Abend und dunkel wards, bevor nach und nach die Entfernteren aufbrachen mit Vieh und Kind. Sigbert wurde allenthalben aufgehalten, hier durch Freunde, dort durch Führer, die mit ihm Abrede treffen wollten zu des Volkes Bestem, dann durch Unbekannte, die Geschäfte machen wollten, die Andere Tags zuvor abgethan, für die jetzt keine Zeit mehr war, deren Abweisen doch ihn säumte. So gieng der Zug seines Thales voraus und wie er ihm nacheilte, immer neue Säumsteine legten sich ihm in den Weg, noch am Thore der Stadt hielt ihn ein Römerhauptmann auf, der ihn vom Kriege her kannte.

Als er vor das Thor trat war es finster und einsam, hinter ihm tönte der Jubel von der Höhe her, vor ihm klapperten die Mühlen. Da traf plötzlich eine Stimme sein Ohr. Wahre dich am Mühleberg! Er wußte nicht, kam die Stimme von vornen oder von hinten, wie er auch spähte, vom Warner merkte er keine Spur. Ein helvetischer Mann führte damals nicht bloß einen Regenschirm mit sich, er hatte auch nicht bloß höchstens einen Regenguß zu fürchten auf seinem Wege. Sigbert, wohl bewaffnet und seiner Kraft vertrauend, erschrak nicht, hielt seine Waffen zur Hand, deckte Brust und Kopf mit dem guten Schilde, den er auf dem Rücken getragen und schritt dann munter vorwärts. Neben ihm rauschte die Grüne, in den Erlen säuselte der Wind, sonst war keine Spur von Leben auf seinem Wege. Aber kaum hatte er die Mühlen hinter sich und war dort unten, wo der Stalden anfängt und zur selben Zeit ein Weg hinauf nach der Warte sich schlängelte, so faßten ihn auf einmal gewaltige Hände wie aus dem Boden herausgewachsen, wie manche

wußte er nicht, die Gestalten, zu denen sie gehörten, sah er nicht. Obgleich so unerwartet ergriffen, vergaß er nicht den Ruf erschallen zu lassen, mit dem der Jäger den Gefährten ruft, denn wie entfernt diese seien, wußte er nicht, verschwendete auch nicht in nutzlosem, ziellosem Sträuben seine Kraft. Es war ihm gleich klar, daß er in den angeschwollenen Fluß geworfen und ertränkt werden solle. Erst als das Gebüsch ihm zeigte, daß man am Ufer Rand sei, machte er eine plötzliche Kraftanstrengung mit allen Gliedern seines Körpers. Einige Hände ließen los, Körper verloren das Gleichgewicht, stürzten mit ihm über den Rand ins Wasser, hier noch ein Ruck und er hatte seine Glieder frei, konnte auf die Füße springen, seine Waffen brauchen, brauchte nicht wie ein Hund sich ertränken zu lassen, sondern konnte doch sterben in ehrlichem Waffentod. Der schien ihm auch beschieden, denn mit mächtigen Streichen drangen die unsichtbaren Feinde auf ihn ein, und drängten ihn, und nur die Dunkelheit, wo Einer den Andern nicht unterstützen konnte, und die Büsche, die in's Wasser hingen und gar oft seine Schilde waren, hinderten die Ueberwältigung Sigbert's. Aber schon blutete er aus mancher Wunde, hörte das Schnauben eines Feindes hinter sich, Schilde drängten ihn hinterwärts, da rauschte es plötzlich in den Büschen, Hundegeheul schlug laut auf, Hunde stürzten auf Sigbert's Feinde sich, nahe tönte der Gefährten Ruf. Da ließen plötzlich die unsichtbaren Feinde vom Bedrängten ab, sprangen aus dem schäumenden Flusse von den Rüden gehetzt. Bald hörte man Rosse wiehern und von schnellem Hufschlag dröhnte der Boden. Sigbert war gerettet durch seinen Hund. Dieser, ein wildes, der Menschen ungewohntes, aber treues Thier, hatte er einem Knecht zu führen übergeben. Schon bald oben an der Emme hörte dasselbe den Ruf seines Herrn, riß sich los, und mit dem dem Hunde eigenthümlichen Sinn, den nächsten Weg seinem Herrn zu. Die andern Hunde, Gefahr witternd, folgten ihm, den

Hunden nach die tüchtigsten Jünglinge und Hülfe ward unerwartet dem bedrängten Helden. — In der Mühle verband man seine Wunden und forschte dem Mädchen nach, aber sonder Erfolg. Sigbert wußte wo es war, aber er schwieg.

Ein solch meuchlerischer Ueberfall war noch nie erhört worden in Helvetien, ein Schrei des Abscheus erscholl im Lande, man ahnte die Thäter, man haßte sie um so mehr, aber da Sigbert schwieg, sprach Niemand die Klage aus.

In Aventicum war ein reges Leben, Abgeordnete aus allen Gauen versammelten sich, nicht einzeln in Kutschen fahrend, sondern Jeder mit zahlreichem Gefolge, oft begleitet von seinem ganzen Hause, oft noch von andern Familien, die Geschäfte treiben oder Freuden suchen wollten. Römer weit her fanden sich ein, hauptsächlich der Schlußspiele wegen, welche diese festliche Zeit verherrlichten, vielleicht auch der frischen Töchter des Landes wegen, welche man an solchen Tagen in all' ihrer Herrlichkeit in Aventicum prangen sah.

Ganz besonders freudig waren diesmal diese Tage, denn Julius Alpinus, welcher am würdigsten gefunden worden war in Helvetien und mit Kraft und Klugheit das Wohl des Landes wahrte, so viel an ihm, hatte ihnen die frohe Botschaft auszurichten, daß Kaiser Galba ihnen den vierten Theil der Kriegssteuer erlassen. Empört durch Nero's Lasterthaten, die ihrem einfachen Sinn Gräuel waren, hatten sie dem Statthalter Gallinus Vindex sich angeschlossen, um den gräßlichen Nero zu verjagen und einen ehrbaren Mann, Galba, auf den Thron zu setzen. Als der endlich oben saß, gedachte er, was nicht immer geschieht, derer, die ihm hinaufgeholfen und ließ an der Steuer den Helvetiern nach. Freudiger saßen die Männer zu Rathe, freudiger zechten sie in des reichen Alpinus gastlichen Hallen, und manche Frau prunkte in reichem Schmucke, und sah stolz sich um in den weiten Kreisen des Schauspielhauses, ob auf irgend einem Platze Eine schöner und

reicher sitze als sie auf dem ihren. Aber wie gerne auch Jede die Schönste sein wollte, so mußte doch Jede gestehen, daß der Wunsch ein eitler sei, und Julia Alpinula, des Vorstehers Tochter, hoch ob Allen stehe an Glanz und lieblicher Schönheit. Ja, sie mußten noch weiter gehen und gestehen, daß, wenn Eine der Julia an die Seite zu setzen sei, so sei es Gertrud, des Aeltesten der Dreien Kind, aber die Dritte dann meinte Jede zu sein im Bunde der Schönheit. Gertrud war mit ihrem alten Ohm gekommen, Achim mit Namen. Er war der tückischste der Brüder, trieb den Handel mit dem meisten Gewinn und wußte am besten mit den Zöllnern zu verkehren, daß es ihn wenig kostete und seine Leute viel gewannen, wußte am besten mit den Lieferanten umzugehen, daß er dabei bestehen konnte und sie auch. Wo ein Zusammenfluß von Menschen war, da war er auch, und kehrte nicht nur immer reicher heim, sondern wußte Vieles und hatte Vieles ausgerichtet, Manchen unglücklich gemacht, der daheim erfuhr es nicht, daß der Schlag aus Achims Hand gekommen. Die Brüder genossen Gastrecht in Alpinus Häusern, dort kam Sigbert mit Gertrud zusammen ohne ihr Rede abzugewinnen, immer spröder waren ihre Gebehrden, immer düsterer funkelten ihre Augen. Achim, der Ohm, ließ dagegen keinen Groll sichtbar werden, war freundlich gegen Sigbert und dessen Lobredner in seinem Rücken.

Mitten in die Freude schlug die Nachricht, die germanischen Legionen hätten Vitellius, einen Bauchdiener, zum Kaiser ausgerufen. Das fuhr wie Feuer durch der Helvetier treue Gemüther, und ohne langes Willwanken, ohne weitläufigere Erkundigungen beschlossen sie: Gutthat mit Gutthat zu vergelten und fest an Galba zu halten, und wie der Beschluß genommen ward, bedachten sie gleich die Ausführung desselben, riefen Mannschaft auf, setzten die Wartthürme in Stand, bestellten einen Heerführer über Alle, und jedem Gau sein eigen Haupt. Die Sammelplätze im Allgemeinen waren von

Alters her bekannt, und wo die Gefahr sie bestimmen sollte, das war an den Feuern zu verkünden. Claudius Severus, ein kühner Mann, der Jagd kundig, sonst aber auf reichem Hofe an des Vaters Ruhm wohl lebend, ward oberster Führer. Sigbert das Haupt der Berge, des Emmenthals und des Entlibuchs, die in den Revolutionen der Natur, die denen unter den Menschen vorangegangen, als ein unauflösbarer, unzertrennbarer Knäuel zusammen gewirbelt worden. Geheim wurden die Dinge nicht verhandelt. Die damaligen Leute kannten die geheimen Räthe nicht, und dachten nie, daß Verräther sein könnten, wo nur Helvetier zusammen saßen. Daher waren ihre Gelage ihre eigentlichen Rathsversammlungen, und je kräftiger das Bier schäumte, um so energischer wurden ihre Beschlüsse. Je tiefer das Bier sank in den Krügen, um so glänzender traten vor ihre Augen vergangene Heldentage, um so deutlicher sahen sie die alten Helden ihnen winken zu neuen Heldenthaten im Lande der Väter, lasen in ihren siegtrunkenen Gebehrden die Verheißung der Rache für die Niederlage in fremdem unbekanntem Lande.

Wenn der Morgen tagte, suchten sie die Ruhe, es verflog der Rausch, es blieb der gepflogene Rath, in der Schale der Kern, und was beschlossen worden, ward schnell ausgeführt. Geld ward alsobald nach Baden gesendet, schon damals übte dasselbe große Gewalt in Krieg und Frieden. Es wurde gelauert auf die Verbindung der Legionen, welche durch Helvetien gingen, man wollte erfahren wer Freund, wer Feind sei, wo man sich stützen könne, wo man sich hüten müsse. Boten wurden in alle Thäler gesandt, die Augen auf zu thun den Leuten, auf daß sie sich rüsteten zur Schlacht. In Aventicum, wo die Häuptlinge zusammen saßen, in vorläufiger Siegesfreude den Ruf zur That erwartend, und viel redeten von ihren Vätern und den Thaten am Lemanersee, sah man bald einen römischen Hauptmann, gleich einem Knechte gebunden, durch die prächtigen Thore führen, umringt von jubeln-

dem Volke. Der Donner der Freude wiederhallte am Himmel, es war als ob die hundert römischen Legionen gebunden eingeführt würden durch die helvetischen Thore. Die ganze Nacht toste die Freude, einem Bergstrome gleich, der immer lauter aufbrüllt, je dunkler am Himmel die Wolken werden, je tiefer zur Erde sie sich senken. Je schwerer das Wetter werden will, um so röther färben am Morgen die Wolken sich, je tiefer das Leid wird, um so größere Freude geht ihm voran, und der ersten Siegesbotschaft folgen gewöhnlich Flüchtlinge und verkünden die Niederlage. Dem gefangenen Hauptmann nach, kam die Kunde, daß die Römer, die alsobald des Hauptmanns Niederwerfung wußten und zornig wurden über die verletzte Römerehre und die verrathene Verbindung mit andern Legionen, den nach Baden gesandten Sold geraubt hätten in kühnem Hinterhalt. Da wars der Zorn, der die Wangen blutroth färbte, die noch erst in der Freude geglüht hatten, und schnell beschloß man die Züchtigung der räuberischen Legionen zu Windisch, und während man noch rathschlagte, wie der Beschluß auszuführen sei und jede Nacht einen andern Rath brachte und jedem Häuptling die Sache anders vorkam, je nachdem man die Verhandlung mit Bier würzte oder mit Wein, kam wiederum die Kunde, Galba sei ermordet und mit wilden Legionen wälze ein wilder Held sich den Rhein hinauf, ihrem Lande zu. Als so plötzlich der Tag da war, an welchem der Väter Ruhm neu werden sollte, da erging es den guten Helvetiern wie dem, der in frohem Muthe dem Teufel ruft und ihn plötzlich vors Gesicht kriegt. Die erste Nachricht kam ihnen fast wie ein Krampf in's Herz, aber sie zeigten ihn so wenig als möglich. Sie beschlossen das Volk einstweilen nicht aufzubieten bis der Feind in der Nähe sei, wohl aber die Besatzung in Baden zu verstärken, die Mauern dort auszubessern und alles bereit zu halten, damit auf die ersten Zeichen das Volk sich sammle auf der bezeichneten Stelle. Die Helvetier wußten, daß sie langen

Krieg nicht aushalten würden, weil Land und Heerden nicht lange die Männer entbehren können, weil die Männer nicht gern lange wegbleiben von ihren Rindern und Kindern. Aber von ihrer eigenen Kraft und des Landes Eigenthümlichkeit hofften sie einen schnellen Sieg, an einem Orte, wo der Römer Kriegskunst nicht aufkommen konnte gegen ihre Tapferkeit.

In einer hellen Nacht wurde langer Rath gehalten, alles wohl verabredet und Achim war auch dabei, gab klugen Rath, versprach gewaltige Hülfe und schien des Sieges sicher. Gewaltig groß that er mit seiner, seiner Brüder, seines Gaues Kraft, und wenn Sigbert Vertrauen hätte zu ihnen, wie sie zu ihm, so wollten sie alleine den Feind bestehen, und Sigbert faßte Vertrauen und verhieß es mit Mund und Hand. Gar seltsam ist des Menschen Herz, wird so leicht bestochen und zum Verräther an dem eigenen Herren. Sigbert kannte der Brüder Art, kannte ihres Herzens Meinung noch vom Bache her; aber Gertrud war ein helvetisches Mädchen, wie er keines noch gesehen, (die Alpinula war eine Frau) ihre dunkeln Augen brannten ihn bis mitten in's Herz, und wenn er sie erwarb, so war er der Reichste und Mächtigste in den helvetischen Gauen. Er hatte vorhin an so etwas gar nicht gedacht, aber seit er an der Tagsatzung war und die Pracht sah in Aventicum und vornehmlich in des Alpinus Hause, ging es gar seltsam zu in seinem Kopfe. Die Tapfern alle brachen auf am frühen Morgen, in ihren Gauen das Nöthige zu bereiten, und ihren Gauen des Krieges Ursache und Zweck zu verkünden. Alle fühlten, daß seit Galbas Tode sie eigentlich nicht recht wußten, für wen sie stritten, aber sie hatten den Streit einmal beschlossen und sagten jetzt, daß sie ihn führten gegen den Uebermuth der Legionen und für ihre zugesicherten, durch die Legionen verletzten Rechte. Aber im Herzen quoll ihnen doch, und das sagten sie Niemand, die Angst auch, wie sie ohne Rücken in Rom und

Zustimmung anderer Legionen, bestehen wollten gegen die abgehärteten, übermüthigen germanischen Legionen, denen Krieg ihr Tagwerk, Mühe ihre Lust, und Brand und Blut ihrer Augen Weide waren. Als Sigbert am frühen Morgen zu Pferde sich setzte, umringt von vielen Befreundeten der Heimath zu reiten wollte, hörte er dicht an ihm die Worte: „hüte dich vor den Drei." Er wandte sich rasch um, Niemand sah er reden, er fragte, wer ihm etwas gesagt, Niemand hatte etwas gehört, er wurde selbst irre, ob er etwas mit dem leiblichen Ohre, oder ein seltsam Wort aus seiner eigenen Seele gehört. Da drängte sich freundlich durch Alle Achim, drückte vaterländisch ihm die Hand und gab ihm manch gutes Wort auf die Reise, und ob den Vielen vergaß Sigbert die Wenigen.

Da gingen heiße Tage über Helvetien auf, und den heißen Tagen folgte eine lange Nacht. Zu Vindonissa lag die wildeste der Legionen, diese wußte was sie wollte und war alle Tage gerüstet. Sie wollte was sie gelüstete, stieß nieder was sie hemmte und seit Cäsar wußten die Römer, daß in der raschen Entschiedenheit, sobald die nöthigen Kräfte bei einander seien, der Entscheid liege. Sie plagte das Castell zu Baden, aber griff es nicht an und rückte nicht aus, bannte jedoch die Helvetier in die Schranken der Selbstvertheidigung bis zum gelegenen Augenblick, und die Helvetier ließen sich bannen und bedachten nicht, daß langes Harren nach gefaßtem Entschluß die Kräfte erschlafft, wie auch die gespannte Sehne am Bogen in langer Spannung erschlafft. Dieses Harren war im Sinn der Römer, sie wußten was sie wollten und bereiteten selbst den Augenblick, wo sie es konnten. Wie ein Sturmwind flog Cäcina dem Rhein nach hinauf, und als er nahe war, brachen auch die in Rhätien auf, und die oberhalb des Zürchersees lagen, drangen durch die Thäler und suchten Vereinigung zur gemeinsamen That; Tag und Stunde waren verabredet worden, die

Boten gingen sicher und die einzelnen Cohorten bewegten sich als Glieder eines Leibes.

Claudius Severus zögerte den Ruf zur Sammlung zu geben, er rechnete fein ab, wie weit der Römer Legionen noch seien, und wie schnell dann die Helvetier beisammen. Er fürchtete ihren Unwillen, wenn die Helvetier zwei Tage vor der Schlacht beisammen wären, und also einen müßig sein müßten. Mit Vorräthen aller Art gingen die Brüder ab und zu, waren auch seiner Meinung, und wußten genau zu sagen, wo der Römer Feldherr stehe und wie schnell die Helvetier zur Stelle sein würden, wenn einmal die Feuer zur Schlacht riefen. Da kam ihm, als eben keiner der Brüder bei ihm war, die frühe Kunde, daß Cäcina über den Rhein gegangen, zunächst vor ihm stehe. Nun ergriff ihn das Bangen der Säumniß, er schickte Boten aus, er zündete die Zeichen an, er harrte auf dem Thurme der Freunde, aber früher als sie, erblickte er die Feinde. Die Hauptfeuer brannten nicht oder nur vereinzelt hier und da und verwirrten die Leute, die entlegneren Hochwachten wußten nicht woran sie waren, die wenigsten Boten richteten die Botschaft aus, die, welche an Ort und Stelle kamen, fanden die Leute eben des langen Harrens wegen ungerüstet. Die Zuzüge kamen daher vereinzelt, langsam, und ehe Severus eine hinlängliche Macht beisammen hatte, brachen aus dem Reußthale hervor die Cohorten aus Rhätien, verstärkt durch junge Mannschaft der dortigen wilden Berge. Vor ihm und hinter ihm stund der Feind, der Zuzng war abgeschnitten, der lang erwartete Feind überfiel die Helvetier und hatte den großen Vortheil, der so oft später den Schweizern den Sieg gab, er konnte schlagen wann und wo er wollte. Er sprengte in wildem Anlaufe die Hauptwacht von Baden, und schlug, als der Wege und Pässe Meister, die vereinzelten Zuzüge.

In Sumiswald hatte Sigbert der Zeichen geharrt, nachdem er alles geordnet mit der Liebe dessen, der für sein Land

alles giebt außer seinen Gott. Immer brennender ward seine Ungeduld nach den leuchtenden Zeichen, er kannte die Männer und wußte, daß nur entschiedener Wille und gesammelte Kraft ihnen gegenüber bestehen konnten. Er hatte Boten das Land hinab gesandt, aber sie kamen ihm nicht wieder. Die Drei, die in Sumiswald waren, thaten freundlich um ihn, suchten ihn zu beruhigen und wußten allerlei zu sagen, wie der Feind noch ferne sei, vielleicht die Helvetier fürchtend, sie umgehen werde. Sie machten die Leute sicher, nur Sigbert nicht. Er hatte keine Ruhe, mitten in der Nacht riefen ihn Träume wach, er sah die Legionen der Feinde über den Helvetiern, sah diese zersprengt gehetzt wie des Waldes Wild, sah in Feuer und Rauch gehüllt das Land. Dann eilte er auf, eilte auf die nächste Höhe, wohl auch nach dem Wartthurme auf dem Mühleberg, wo sein getreuster Knecht des Dienstes harrte, aber dunkel war es und dunkel blieb es am Himmel. Da kamen eines Morgens Männer von den höchsten Bergen her, und brachten Bericht, daß sie Feuer gesehen am blauen Berge und das Aargau hinab, aber vereinzelte, bald hier eins, bald dort eins, das Land hinauf sei es dunkel geblieben. Sie hätten die ganze Nacht geharrt, daß die nähern Wartthürme das Zeichen geben würden, doch umsonst. Da fühlte Sigbert die Hölle der Ungewißheit, das finstre Ahnen, zu liegen in den Netzen des Verrathes, den Zorn des Kriegers, der den Ruf des Freundes in der Noth nicht vernommen. In des ersten Zornes Wallen wollte er reiten mit seinem Gefolge das Land hinab, selbst Kunde zu holen oder Hülfe zu bringen. Aber die Drei riefen: wenn er abwesend sei, und in der nächsten Nacht riefen die Feuer auf, wer dann die Schaaren sammeln, ordnen, führen solle! Des Führers Pflicht sei es auf der Stelle zu bleiben, damit was dort ihn suche dort auch ihn finde. Er könne ja Boten senden, die so eilig seien als er selbsten, deren Abwesenheit aber nur unbedeutend. Das begriff Sigbert, zog den Fuß aus dem Bügel, aber wie er

ihn auf den Boden setzte, faßte er den mannhaften Entschluß, seinen Gau zu sammeln und ohne weitern Ruf, auf eigene Gefahr hin, am nächsten Morgen hinunter zu ziehn zu den Brüdern, deren blutige Noth an diesem Tage er nicht kannte, aber in geheimnißvollem Wehen zu fühlen schien, wie der Zwillingsbruder die Wunde fühlt, die seinem Bruder jenseits des Meeres geschlagen wird. Er sandte Boten nach den nächsten Warten bei einbrechender Nacht, die Zeichen der höchsten Noth zu geben; er sandte aus wen er konnte, seinen Befehl zu verkünden und den Grund dazu. Wie die Drei auch dagegen redeten, daß es unklug sei, aufbegehrten, daß solches ihm nicht zustehe, drohten, sie folgten ihm nicht, sie hielten das Volk ab, weil er Eigenmächtiges treibe, er ließ sich nicht irre machen, nicht hemmen, sein Wille stund fest, in diesem Willen fand er einige Ruhe. Gar seltsam sah Gertrud ihn an, die nach helvetischer Jungfrauen Weise in die Nähe sich drängte, wenn des Landes Heil verhandelt wurde. Dunkler noch leuchteten ihre Augen, es war manchmal als ob sie reden wollte, heftig und hart. Es that Sigbert, der selbst in diesem Augenblicke noch ein Herz für sie hatte, weh, daß die schöne Jungfrau nicht lieblichere Blicke für ihn hatte, ihr Vorurtheil gegen ihn nicht wollte fahren lassen, so stark auf ihrer Verwandten Seite stand. Aber im Wirbel des Tages, da immer mehr Leute nach Sumiswald sich drängten und heftig gestritten ward für die Drei und gegen sie, vergaß Sigbert die Blicke und riß mit glühenden Worten die Meisten auf seine Seite, und wilder ward der Ruf nach dem Aufbruch, und wer nicht feige scheinen wollte, und das wollte Keiner, redete nicht mehr dagegen. Sie eilten sich zu rüsten, wenn am frühen Morgen der Hahn krähte, sollten sie zur Stelle sein. Stille ward's in Sumiswald, die Sonne schlich hinter dunkles Gewölke und ein schwerer Regen rauschte über das Land. Bange sah Sigbert ihm zu, einsam harrend ob Sumiswald, er fürchtete der Regenschleier möchte seine

Feuer verhüllen, die Sammlung hemmen. Der Regen versiegte, dunkler ward's, schwarz kam die Nacht, aber kein Feuer flammte auf, auch das nächste auf dem Mühleberg nicht. Da brannten in ihm auf Wuth und Angst, wie sie brennen in der Mutter, wenn sie von Schlangen ihr liebstes Kind umwunden sieht. In raschem Laufe stürzte er dem Berge zu. Da, wo das vorige Mal, rief es neben ihm: Gehe nicht zum Mühleberg! Und drei Mal rief es, und drei Mal achtete Sigbert es nicht in Wuth und Angst und eilte geflügelten Laufes weiter. Da war's ihm als eile etwas ihm voraus, nahe vor ihm, fast unhörbar, und je mehr er eilte, desto mehr eilte das Andere auch, dicht vor ihm durch die finstere Nacht. Immer wilder stürmte er dem schauerlichen Wesen nach, das er nicht sah, dessen Tritt er nicht hörte, dessen leises Schnauben einzig es verrieth, stürmte an den Mühlen vorbei. Da hörte er ein wohlbekanntes Sausen, einen Fall, einen leisen Laut, vor seinen Füßen lag ein Körper, den er klirrend übersprang, da sauste es abermal und drei Speere trafen ihn und drei Schwerter sausten über ihm, und ehe er sich aufraffen konnte, lag er todt neben dem Ersten. Als die Drei zwei Todte fanden statt einem zu ihrem Erstaunen, wollten sie wissen wer der Erste sei. Da fand Clodomir sein Kind, und in dessen Brust, wo heiße Liebe glühte verborgen, die des Geliebten Schild sein wollte, drei Speere, sein Blut verronnen, verhaucht sein Leben. Da tobte wohl ein wilder Schmerz in ihm auf, aber wer sein Vaterland verrathen kann, verschmerzt auch bald sein Kind.

Trübe war's am folgenden Morgen in Sumiswald, Wenige fanden sich ein, denn keine Feuer hatten gerufen, die einen hatten Verräther nicht angezündet, bei den andern lagen die treuen Wärter erschlagen todt. Die Wenigen fanden Sigbert nicht, tobten gegen ihn und nannten ihn Verräther. Dem widersprachen die Drei nicht und fragten, ob man jetzt wisse, wer es gut mit Land und Leuten meine?

Und während sie noch so redeten und tobten, kam die Kunde wie vom Himmel herab, und Niemand wußte wer sie gebracht: Alles sei verloren und die Feinde brächen gleich von Sursee her das Thal herauf. Weiter unten sei alles Rauch und Flamme. Da heulten die Weiber und schrieen über die Verräther, und die Männer schlugen die Waffen zusammen und wollten sterben für das Land, und Andere meinten, man solle in den Bergen sich sammeln, noch sei's nicht verloren; aber zwischen durch gingen die Drei und fragten, für was und für wen sie eigentlich streiten wollten. Seit hundert Jahren seien die Römer ihre guten Freunde gewesen, und der ganze Streit sei ein bloßes Mißverständniß, weil sie Galbas Tod nicht gekannt, die Legionen aber wohl, hätte man auf sie gehört, so wäre viel Unglück nicht entstanden. Sobald das Mißverständniß aufgeklärt sei, höre auch der Streit auf. Es wäre am besten, man sendete zu den Römern und ließe ihnen sagen, man wolle ja nichts, als was sie auch wollten, und sie wollten fürder wieder gute Freunde sein. Das dünkte Vielen, die des Streites Ursache nicht recht begriffen hatten, sehr erbaulich, und sie stimmten fröhlich bei, aber Keiner wollte gehen mit dieser Botschaft zu den Römern. Als endlich die Drei sich dazu erbitten ließen, da war selbigen Tages die Meinung im ganzen Thale, daß die Drei es mit dem Lande am besten meinten, sein Hort, seine Retter seien, Sigbert aber ein Feigliug sei, der davon gelaufen, als es Ernst gegolten. Die Andern aber meinten, ein Feigling sei er nicht, aber ein Römling, wer einmal bei ihnen gedient habe, dem sei nicht mehr zu trauen, bei der ersten Gelegenheit werde er zum Verräther, so Sigbert.

Stattlich gerüstet machten die Drei sich auf und fanden Rhätier und Römer unten im Thale, mitten im Sengen und Morden. Mit dem Bewußtsein Solcher, welche Freundschaft erkauft zu haben meinen, traten sie unter die Feinde, nannten den Kaufpreis und erzählten, wie sie die drei Brüder

seien, die man in Vindonissa wohl kenne, welche den Römern Blut erspart, Pässe und Wege geöffnet, dadurch, daß sie durch List und Gewalt den Zusammenhang unter den Helvetiern zerrissen. Aber als hörte man sie nicht, wurden sie niedergerissen, beraubt, gebunden und vor Allen warens die Rhätier, welche sie mißhandelten, sie waren der Meinung, daß Vaterlands Verräther zu strafen wären, wo man sie fände. Die drei Brüder meinten, es sei Irrthum, der sich aufklären werde, wenn bekannte Cohorten nach kämen. Nackt, wie das Vieh, wurden sie auf Sumiswald getrieben, sahen dann die Stadt in Feuer aufgehen, ihre Häuser brennen, ihre Vorräthe plündern, ihre Heerden schlachten oder forttreiben, schrieen aus ihren Banden um Schonung, weil es ihr Eigenthum sei, und sie ja Freunde, aber Hiebe waren ihre Antwort. Bekannte Hauptleute sahen sie, Menschen mit denen sie gehandelt, schrieen sie um Erbarmen an, um Loslassung, aber Hohnlachen sahen sie, in's Gesicht wurden sie geschlagen, und als endlich Sumiswald niedergebrannt, alles geplündert und verheert war, die Stadt für immer in der Asche lag, da wurden sie mit Andern, Menschen und Vieh, das Land hinauf getrieben. Die Römer schlugen sie, ihre Landsleute verfluchten sie, denn jetzt kannte man sie. Noch brannten die Mühlen, hoch auf zischten die Wasser an den glühenden Rädern. Dießseits nagten Hunde neben dem Wege an Körpern, die sie aus den Gebüschen gezogen. Jetzt sahen Alle, wo Sigbert geblieben und wer mit ihm gefallen. Die Drei aber heulten laut auf, und eines Satzes sprangen sie vereint unter die Räder, die Räder zermalmten sie, die Wellen verschlangen sie, die drei Brüder wurden nicht mehr gesehen bei Leibesleben. — Aber zur Ruhe kamen sie nicht. Noch jetzt sieht man sie hier am finstern Bache gehen und winken und deuten, und so lange sollen sie hier gehen, als irgend Einer, der Verrath im Sinne führt, und aus Eitelkeit, Geiz oder Hochmuth Treue brechen will, dieses Weges geht. Schon

mancher Vogt, der Wittwen oder Waisen betrügen, schon mancher Richter, der das Recht drehen half, manch Gemeindvater, der an sich dachte und nicht an's Allgemeiue, mancher Landesvater, der das Heil des Landes nach seinem Sacke maß und nur zu seiner Ehre Sorge trug und nicht zur Landesehre, haben die Drei geseheu, wie sie weinten, deuteten, die Köpfe schüttelten mit bittenden Gebehrden und alle Wellen schienen Amen zu sagen und alle Erlen rauschten mahnend dazu."

So hatte der Mann geredet und Alle ihm andächtig zugehört, wenn schon lange die Pause zu Ende gegangen, der Wirth Vieles aufgetragen und wirklich Mancher angefangen hatte wieder frisch darauf los zu essen. Man hatte Lust gehabt, den Erzähler zu necken, wie er als Sage ausgebe, was er selbst erfunden, und wie man auf solche Weise jedem Hügel eine Sage anhängen könne, aber theils seine Versicherung, daß die Drei noch jetzt im Andenken des Volkes lebten, theils der Schluß selbst, gaben dem Gespräch eine andere Wendung und man redete viel von der jetzigen Rechtspflege und den gegenwärtigen Gemeindeverhältnissen und über beide wußte man traurige und drollige Geschichten und trank viel 34er dazu. Darauf ward es Abend und in Freundschaft ging man aus einander, Jeder seines Weges, wie man in Freundschaft zusammen gekommen.

Darauf erscholl ein Geschrei in den Zeitungen, auf dem Flühlestalden sei eine politische Versammlung gewesen und Vieles abgekartet worden. Die Zeitungen wußten alles, erzählten alles, was sie meinten, das geredet worden, aber von den Dreien erzählte keine etwas. Jede wußte wohl warum.

Hans Berner und seine Söhne.

(Die Erzählung erschien zuerst in „Neithards Kalender für die Jugend und ihre Freunde.")

Hans Berner war ein wackerer Metzgermeister, verstand sein Handwerk wohl und war ein braver Mann dazu. Er war aber auch ein starker, und wenn er — seinen Schnauz, so hieß sein Hund, hinter sich — über Feld ging, so trug er unbesorgt seinen Gurt voll Geld; Drei oder Viere nahmen denselben ihm nicht ab, das wußte er wohl. Es hättens aber ein halbes Dutzend kaum gewagt, denn Hans Bernern sah man es von weitem an, daß er Mark in den Knochen hatte, mehr als ein Anderer, so groß und vierschrötig war er, und zu dem weit und breit bekannt mit seiner Kraft.

In seinen jungen Jahren war er nicht immer ein zahmes Lamm gewesen, sondern zuweilen ein wilder Hecht, und manche Tanzstube hatte er ausgeräumt mit seinen gewaltigen Armen. Der junge Metzgermeister gefiel den Bauerntöchtern nicht schlecht, und wenn er an einer Kilbi oder an einem Märit mit einer tanzen wollte, so sagte es ihm keine ab. Dann aber wurden die Bauernsöhne eifersüchtig und kamen über ihn, wie über Simson die Philister, und Hans Berner schlug manche Schlacht mit ihnen, trug manches Loch im Kopfe heim und schlug noch mehr, ward aber nie gebodigt, sondern schlug sich entweder durch oder fegte die Stube. Und wenn er am Sonntag sich auf Tod und Leben geprügelt

hatte, und er ging am Montag über Feld, so kaufte er im lieben Frieden seinen ärgsten Gegnern ihr Vieh ab, und sie waren wieder die besten Freunde und trugen einander nichts nach. Hans Berner war nicht boshaft, schlug nie härter als er mochte und nie länger als es nöthig war, und Morgens hatte er Alles vergessen, und weil er so biederherzig war, so trugen ihm auch die Andern nichts nach und allenthalben war er beliebt und gerne gesehen.

Als er in die gesetzten Jahre kam, so schlug er nicht mehr, da wurde er ein wackerer Ehemann und Rathsherr in seiner Stadt; freilich schreiben konnte er nicht am besten, und seine Schrift glich mehr Kalbsfüßen als Buchstaben, aber wo es auf einen guten Rath ankam, da war er nicht der Letzte, und das ist doch wohl die Hauptsache bei Einem, der Rathsherr sein soll oder will. Wenn aber Hans Berner in ein Wirthshaus kam, wo Streit war und Alles drunter und drüber ging, und er stand auf und rief mit seiner mächtigen Stimme in's Getümmel hinein, sie sollten es jetzt gut sein lassen, sonst komme er, so setzte sich mancher Streit, und wenn er sich nicht setzte und Hans Berner brach in den Streit hinein wie ein großes Schiff in Meereswellen, so ward bald Ruhe.

Hans Berner war aber nicht nur geachtet und stark, sondern auch glücklich, nicht nur deßwegen weil er reich war, ein eigen Haus, schönes Land besaß und Geld vollauf, sondern weil er eine gar brave und liebe Frau hatte. Das war eine von denen, welche, war der Mann daheim, ihn für ihren Herrn hielt, und war er nicht daheim, an seine Stelle trat und regierte als wäre er es selbst. Wenn es auch in eines Metzgers Hause nicht immer am besten riecht, sie brauchte kein Schmöckgütterli, sie mochte das vertragen, und so den kleinen Handel mit Därmen, Haaren, Hörnern u. s. w., welcher noch manch schönes Stück Geld giebt, wenn man alles zu Ehren zieht, den besorgte sie selbst. Sie war

aber auch eine gute Frau gegen Diensten und Arme. Zu den ersten sah sie gut in gesunden und kranken Tagen, als wenn sie ihre leibhaftige Mutter wäre, und wenn ein Armer eine gute Brühe oder ein Stücklein Fleisch bedurfte zu seiner Gesundheit, so wußte er, wer es ihm gab, und zwar gerne. Es kamen viele Leute in ihr Haus, die Einen wollten etwas kaufen, Andere brachten Vieh, Andere kamen und sagten, sie hätten was Fettes, und mit Allen redete sie, nahm ihnen freundlich den Bericht ab, spendete hier ein Glas Wein, dort ein Brönz, oder einen Teller Suppe: so ward der Hausgebrauch groß, aber er trug seine reichen Zinse; denn Jedermann kam gerne in Hans Berners Haus und darum handelte man gerne mit ihm, brachte ihm gerne das Vieh selbst oder Nachricht, daß man etwas für ihn hätte. So mußte er gar manchen vergebenen Gang nicht thun, den Andere thun mußten, und gar manche Bäuerin ließ es sich nicht nehmen, dem Hans Berner ein Kaffe zu machen, weil ihre Leute nicht genug rühmen konnten, wie freundlich und gut dessen Frau ihnen aufwarte, wenn sie in dessen Haus kämen, und wo einmal ein Metzger so daheim ist, daß die Bäurin ihm ein Kaffe macht, wenn er kömmt, da ist der Stall sein, und kein Anderer läuft ihm mehr den Rang ab. So war's ehedem sehr oft, als die Herren noch selbst über Feld gingen; jetzt, wo sie zu vornehm dazu sind und nur ihre Knechte schicken, hat auch dieses aufgehört.

Hans Berner hatte zwei Buben, die waren munter und hatten gute Gaben. Er liebte sie und sagte, aus Denen müsse mal was Rechtes werden, und andere Leute als er sei. Er meinte damit nicht, daß Keiner ein Metzger werden sollte, bewahre, damals hielt der Handwerksmann sein Handwerk noch in Ehren, weil es einen goldenen Boden hatte. Aber es ärgerte ihn doch, wenn er in Rechnungen und Berichten mit Mühe durch des Schreibers Häggen sich winden konnte und doch nur das Halbe verstand, wenn seine Unter-

schrift so vierschrötig auf dem Papier stand, als ob er sie mit dem Ellbogen geschrieben hätte. Es ärgerte ihn, wenn er in kriegerischer Zeit Abends hinter seinem Schoppen saß und kannegießern half, und dann weder in der Geographie noch in der Geschichte sich zurecht fand. So müßte es seinen Buben nicht gehen, sagte er dann, wenn er Abends seiner Frau sein Leid klagte, seine Buben sollten einst zu jeder Sache ihr Wort reden können, das Geld dafür solle ihn nicht reuen. Seine Frau war gleicher Meinung wie er, und das Geld reute sie für die Buben auch nicht; sie hielt sie schön in den Kleidern, was die Andern vermöchten, das vermöchten sie auch, sagte sie.

Hans Berner hatte die größte Freude daran, wenn sie ihm ihre Schriften brachten, und in denselben viel schönere Buchstaben waren, als er sie machen konnte, und wenn sie ihm gar noch die Hauptstädte in allen Ländern sagen konnten und in welchem Jahr der Welt Enoch gen Himmel gefahren; dann rief er aus in süßer Vaterfreude: ja Buben, ihr seid ganze Hechte und gebt, so Gott will, andere Kerlisse, als ich bin! und mit vollen Händen warf er das Geld ihnen nach; es strömte ihm so reichlich zu, daß er es auch im Ausgeben nicht nach Batzen oder Kreuzern berechnete. Auch die Mutter hatte an dieser Gelehrsamkeit Freude; doch wenn eine Frau kam und ihr sagte: aber nein, Frau Rathsherrin, ihr habt doch die schönsten Knaben von der Welt, man weiß gar nicht, welcher der schönere ist, man kann sie gar nicht genug luegen, so war ihre Freude noch größer, und es mußte sicherlich der Schneider auf den Platz, und noch schöner wurden sie ausstaffirt.

Die Buben waren guter Natur, von frischer wilder Art, und Vater- und Mutterliebe schadeten ihnen lange nichts. Wie es in einem Handwerkhaus, wo man noch der Meinung ist, man hätte die Hände um etwas damit anzurühren und nicht, um sie in Handschuhe zu stoßen, Sitte ist, mußten sie

bald der Mutter helfen Bohnen rüsten, Aepfel schnitzen, Därme putzen u. s. w., bald auch dem Vater behülflich sein. Sie waren gerne bei ihm in der Metzg, halfen was sie konnten, kannten das Inwendige einer Kuh lange ehe sie wußten, was Anatomie war, und hätten nie Herz und Nieren verwechselt, oder gar die Milchlig im Hintertheile eines Kalbes gesucht; viel posteten sie zwischen Vater und Mutter, mußten allerlei tragen hin und her, und sie thaten es gerne; denn etwas thun war ihre Freude. Da begann die Mutter bei mancher Arbeit sich zu kümmern, die Kleider würden beschmutzt, die Hände wüst. Laß du das sein, Sämeli, sagte sie: du machst deine Hosen wüst, und die Hände sind fast nicht zu erputzen, 'sMädi kann dann das machen. Es ist unberechenbar die Zahl der Kinder, welche durch falsche Sorgfalt oder falsches Mitleiden der Mutter verhunzt, zu aller ernsten anhaltenden Arbeit untauglich gemacht werden. Es geschah wohl auch, daß bei ihren Streitigkeiten mit andern Knaben diese ihnen das Handwerk vorwarfen, sie beschuldigten, sie röchen nach Kälbern oder Kühen, oder sie zu des Vaters Stieren gehen hießen, dorthin paßten sie besser. Es geschah wohl auch, daß Lehrer von der Art, welche alle Tage dreimal Schmiere mit der Ruthe nöthig hätten, die Knaben, weil sie zu spät kamen, fragten, ob sie noch Därme hätten putzen, oder auseinanderziehen müssen? oder daß sie Einem von ihnen, weil er seine Aufgabe nicht nach dem Sinne des Lehrers machte, sagten: aus dir giebt es dein Lebtag nichts als so ein dummer grober Metzger, und es ist schade für jeden Kreuzer, den dein Vater für dich ausgiebt.

Wie konnte es nun anders kommen, als daß dieses den Buben in's Haupt stieg? Sagte ihnen doch der Vater selbst bei jedem Anlasse, sie müßten andere Kerlisse werden als er einer sei. Sie begannen aller Arbeit sich zu entziehen und hatten immer einen Vorwand dafür: bald eine Aufgabe, bald saubere Hosen. In der Metzg sah man sie nicht nur nicht

mehr, sondern sie schämten sich derselben, ja es kam ihnen manchmal vor, als müßten sie dem Vater ausweichen, wenn er ihnen entgegen kam, oder sich stellen, als kennten sie ihn nicht, müßten auf eine andere Seite sehen oder am Boden etwas suchen; und des Vaters Schnauz, wenn er sie auf der Straße mit Wedeln und Schlecken freundlich grüßen wollte, jagten sie mit Schreien und Schlägen von sich. Auch ihr Haus, welches an einer hintern Gasse lag, gefiel ihnen nicht mehr; es war ihnen zu dunkel, und in demselben roch es, sah es aus wie in eines Metzgers Haus, und sie frugen die Mutter oft, warum der Vater doch da wohne, und warum er nicht ein schöner Haus an der vordern Straße kaufe, wo man dann auch Alles schön hell haben könnte.

Von diesem Allem merkte der Vater wenig, sein Handwerk beschäftigte ihn zu sehr, und von den Richtungen, welche unwillkührlich ein jugendliches Gemüth nimmt, verstand er nichts. Es ärgerte ihn wohl zuweilen, wenn er seine Buben nichts mehr machen sah, keiner in die Metzg kam, keiner ihn zu begleiten begehrte, wenn er über Feld ging. Aber wenn die Mutter sagte, sie hätten ob dem Lernen zu nichts Anderm Zeit, schwieg auch der Vater, freute sich ihrer Gelehrsamkeit und tröstete sich damit, wenn er sie dann einmal beim Handwerk habe, so wolle er ihnen die Flausen schon austreiben. Der gute Hans Berner wußte nicht, daß, wenn einmal das Gift des Dünkels in der Kinder Herz geträufelt ist, so daß sie der elterlichen Lebensweise sich schämen, ihnen auch der Sinn für ihren Beruf schwer beizubringen ist. So verrann rasch die Zeit, und wie es Eltern oft geschieht, die Buben waren erwachsen, ehe die Beiden, namentlich der Vater, daran dachten.

Sobald der Aelteste unterwiesen sei, solle er zum Vater in die Metzg, das war eine festgestellte Sache. Wer sie festgestellt, wann es geschehen, das wußte eigentlich Niemand,

es war angenommen seit Jahren, es hatte es Niemand ersonnen, es war so gleichsam eine Familienoffenbarung.

Mit dem Buben redete man weiter nicht darüber, es verstand sich von selbst, und er wußte es wohl; aber je näher die Zeit kam, destomehr ward es ihm zuwider. Schon der Gedanke, daß er im Metzgerschurz durch die Stadt müsse oder ein Kalb jagen, trieb ihm das Blut in's Gesicht, und es dünkte ihn, er wolle hundertmal lieber in fremde Dienste als das erleben. Als die Zeit heranrückte, steckte er sich hinter die Mutter und machte ihr weiß, er sollte, ehe er in's Handwerk trete, erst noch in's Welschland. Nachher wäre keine Zeit mehr dafür, und welsch sollte er doch können, wie oft wäre es dem Vater nicht kommod gewesen, wenn er mit Gerbern oder Stierenhändlern hätte welsch reden können; er wäre gut noch einmal so reich. Das leuchtete der Mutter ein, sie sagte: sie hätte ihrem Bub nicht einmal so viel Verstand zugetraut, und recht wohlgemuth brachte sie den Vorschlag dem Vater vor, und von Herzen wohl hatte sie schon an dem Gedanken gelebt, wie sie zweispännig mit ihren schönen Braunen das Söhnchen selbst in's Welsche führen wollte.

Aber Potz! da kam sie bei'm Vater schön an; das sei nur der Hochmuthsteufel, ja wohl Welschland! sagte Hans Berner. Es sei Zeit, daß er den Buben in seine Finger nehme, den wolle er bald anders z'weg haben, es sei aber die höchste Zeit, wenn es etwas besseres als einen Schlingel aus ihm geben solle. Er sei auch ein Mann geworden und könnte nicht welsch. Der Bub sollte es aber können, acht Jahre habe er schon daran gelernt und ein Sündengeld gekostet, und jetzt wolle er in's Welsche „für Welsch z'lere.“ Ja wohl, das Welsche das ihm mangle, wolle er ihn jetzt noch selber lernen. Er wisse nicht, was er anfangen solle von dem Lernen zu halten, wenn man, sobald man die Sache brauchen sollte, nichts davon wüßte. So eine Schule mahne ihn ganz an einen betrügerischen Bauer, der einem die prächtigsten,

fettesten Kühe verkaufe, daß man meine, was man für einen Schick gemacht, und metzge man sie, so habe man Lumpenwaare und kein Fett; sie seien nur aufgetrieben gewesen, weil sie nur mit dem Oehlstaub gemästet worden. Oder stelle man sie in den Stall, so fielen sie von Tag zu Tag ab und würden elend, bis der Oehlstaub aus dem Leibe sei, dann könne man wieder von vornen anfangen.

Habe er ausgelernt, dann müsse er auf die Wanderschaft, da könne er seinethalben nach Deutschland oder Frankreich gehen, ja nach Paris, er habe nichts dagegen. Aber so einen Welschland-Kürbs wolle er nicht, und mit dem solle man ihm ein für alle Mal nicht kommen.

Nun war es aus mit dem Welschland; denn wenn Hans Berner ein Wort im Ernst geredet hatte, so kam ihm Niemand mit der Sache zum zweiten Mal.

Sämeli, so hieß der Aelteste, mußte in den schwarzen Rock mit dem rothen Kragen, mußte Därme putzen, Kälber führen, Fleisch vertragen, und Alles war ihm gräßlich, und zu Allem that er dumm, und er und die Mutter weinten viel. Je dümmer er that und je mehr die Mutter mit ihm weinte, desto unzufriedener ward der Vater mit ihm und sagte oft, der erste beste Bettlerbube auf der Gasse thäte witziger dazu als er, der doch so g'schulet sei; aber alles Geld für ihn sei in den Bach geworfen, und wenn er nicht anders thun wolle, so müsse er zu einem Schneider in die Lehre. Das war wohl Hans Berner nicht Ernst, er that alles Mögliche, um aus Sämeli einen Metzger zu machen, und da Zusprechen nichts half, so nahm er das Prügeln vor. Nun legte sich Sämeli ins Bett, und sagte er müsse sterben, er stehe es nicht aus. Die Mutter jammerte, der Arzt zuckte die Achsel und redete von schwächlicher Konstitution. Da sagte Hans Berner: ein Mörder will ich nicht werden, und wenn der Bube nicht einsehen will, was ihm gut ist, so werde er meinethalben, was er will; so einen Zuckerstengel

begehre ich selbst zum Metzger nicht, es wäre Schade um's Handwerk. Und Sämeli stand froh wieder auf, legte andere Kleider an, wollte einen Herrn vorstellen, sah aber wie ein Bengel aus und wollte nun die Handlung lernen: dazu hätte er am meisten Gout, sagte er, indem er mit seinen Fingern durch die Haare fuhr. Der Vater ließ ihn machen, es war fast, als ob er ihn verschätzt hätte. Die Mutter nahm ihn unter ihre Flügel und half ihm in die gewählte Bahn. Er lernte nun die Handlung und kam in's Welschland, kostete ein Sündengeld und war ein Schminggel von der Sorte, welche sich aufdonnert nach Möglichkeit mit Gold und Guttuch und innerlich versinkt in Schweinerei und Dünkel.

Auf Fritz, den zweiten Sohn, setzte nun Hans Berner seine Hoffnung und nahm diesen in die Metzg. Der kam eben so ungern als Sämeli und schämte sich eben so sehr des schwarzen Kittels mit dem rothen Kragen, aber er hielt es besser aus, wenn er auch nicht ward nach des Vaters Sinn. Er war eine derbere Natur als Sämeli; das Herumbalgen mit Hunden und Buben gefiel ihm so übel nicht, über Feld laufen that er nicht ungerne, er konnte da machen was er wollte, konnte seinen Schnautz an andere Hunde hetzen oder gar an Menschen.

Mit dem Schnauz und mit andern Metzgerbuben hielt er seine alten Schulkameraden in Respekt oder rächte sich an ihnen, wenn sie ihn ausgelacht hatten. Dem Vater gefiel dieses rührigere Wesen; er that daher manchmal ein Auge zu, verließ sich darauf, daß Alles von selbst kommen werde, wenn er einmal den Verstand hätte, und ließ es ihm an Geld nicht fehlen. Im Hintergrunde mag wohl die Angst, auch diesen Sohn für das Handwerk zu verlieren, mit Ursache gewesen sein, daß er ihm Manches nachsah, was sein klarer Verstand nicht billigte, und daß er ihm das Geld nicht zuckte, wenn er ganze halbe Tage in der Metzg sich nicht sehen ließ. Freilich wußte der Vater nicht, daß Fritz bald als Metzger-

junge in Pinten saß, bald als Herr Berner im Kaffe Billard spielte, aber er sah ihm doch nach, was er keinem Lehrbuben nachgesehen hätte. So kam es, daß auch dieser Sohn zu einem Bengel gerieth, aber zu einem andern Bengel als der erste.

Der Erste war nämlich ein geschleckter Bengel, und der Andere ein ungeschleckter; der Eine that verächtlich mit Commiswitz, der Andere mit Metzgerflüchen; der Eine that groß mit Liebschaften, der Andere mit Schlägen und Trinken; von Religion wußten Beide nichts, und der Commis verachtete Alles, was nicht in der neuesten Mode steckte, und der Metzger Alles, was nicht mit ihm schwitisirte, laychete. Natürlich verachteten also Beide Vater und Mutter; nur von wegen des Geldes hielt der Eine den Vater in Hulden, der Andere die Mutter, und wenn man den Commis hörte in all seiner tiefsinnigen Weisheit, so bestand diese darin, daß er jede Stadt in zwei große Theile theilen würde; den einen würde er einrichten zu einem Magazin, den andern aber zu einem Lumpenhaus; dem Metzger aber lief seine Weisheit da hinaus, daß die Jungen das Geld hätten und das Recht, Jedem die Beine entzweizuschlagen, der ihnen abwehren wollte von ihrem Thun, den Alten aber die Arbeit bliebe und das stillschweigende Zusehen, was die Jungen mit ihrem Gelde vornähmen. Der Commis kam nie Tags in's väterliche Haus, und anderwärts gab er sich aus für den Sohn eines reichen Lederhändlers; der Metzger aber sagte, so lange der Alte lebe, müsse er den Kittel tragen, wenn der aber einmal an der Ruh sei, so wolle er zeigen, wer er sei. Daß sie sinnlose Verschwender gewesen, kann man nicht sagen, beide liebten das Geld; arme Menschen mußten gute Augen haben, wenn sie ein Almosen von ihnen sehen wollten, und ohne Gewissensbisse verschoß der Eine sich in Rechnungen oder that das Geld in's unrechte Loch, während der Andere mit dem Gewicht es nicht immer genau nahm, die Preise

des eingekauften Viehs nicht am genauesten angab und manchen eingestellten Neuthaler im Sack behielt Aber für groß zu thun auf ihre Weise reute sie kein Geld; denn sie meinten, wenn Einer groß thue, so sei er wirklich groß, und wenn er alle Menschen verachte, so müßten ihn im Widerspiel alle achten, und was und wen sie klein machten, das müsse klein bleiben in alle Ewigkeit. Die guten Tröpfe bildeten sich ein, weil der Vater viel aus ihnen machen wollte, so sei auch viel aus ihnen geworden, und weil er viel Geld an sie gewendet, so hätten sie jetzt den Schlüssel zu aller Weisheit, zu Himmel und Hölle, so wie zur afrikanischen Höhle Xaxa im Hosensack; sie dachten gar nicht daran, daß alle ihre sogenannte Bildung, Geschicklichkeit oder wie man es eigentlich nennen will, nichts sei als die gegebene Möglichkeit, zu eigentlicher Bildung zu gelangen; daß all ihre Weisheit nichts sei als gleichsam ein Teller, auf welchen man die Suppenschüssel stellt, also nicht einmal die Suppenschüssel, geschweige denn die Suppe selbst; und was sie noch mehr wußten als von der Schule her, war nur, was sie in solcher Ferne läuten hörten, daß sie nie unterscheiden konnten, läute eine Kuhglocke oder eine Tischglocke, ein Armensünderglöcklein oder aber eine Kirchenglocke.

Zusammen vertrugen sich die Brüder nicht schlecht. Freilich schämte sich Sämeli Fritzens, wenn er den Metzgerkittel trug, und wäre in diesem Aufzug nicht um viel Geld mit ihm durch die Stadt gegangen; aber da Fritz selbst dessen eigentlich sich schämte, so nahm er dieses dem Sämeli nicht übel; fuhr dieser doch recht gerne mit ihm, wenn er des Sonntags mit des Vaters Rossen irgend wohin zur Lustbarkeit fuhr. Sie vertrauten sich auch recht brüderlich ihre Streiche und Absichten; natürlich, wie es bei Leuten dieses Schlages gewöhnlich der Fall ist, log Einer dem Andern dabei, daß die Schwarten krachten.

Hans Berner sah zu klar und kam mit zu viel Menschen in Verkehr, als daß ihm das Treiben seiner Söhne hätte gefallen können. Schon ihr Wesen gefiel ihm nicht. So war es doch nicht zu meinen Zeiten, ich hätte meinem Vater so kommen sollen, er hätte mir mit dem Munizehn (Farrenschwanz) aufgewartet, hörte man ihn öfters sagen. Er vernahm hier etwas und dort etwas, welches ihm weh that. Wenn er seinem Sohn 2 Neuthaler eingestelltes Geld übergab zum Ausrichten und hintendrein stellte ihn der Verkäufer zur Rede, ob er denn mit der Kuh oder dem Stier nicht zufrieden gewesen sei, daß er ihm nur einen Neuthaler oder gar nichts gesendet, so schnitt das ihm tief ein, denn das ging an die Handwerksehre, und manchmal hatte er die Hand schon am Munizehn, um den Sohn diese alterthümliche väterliche Kost wieder einmal kosten zu lassen, und nur der Spektakel, den es geben mußte, hielt ihn davon ab. Aber kapiteln that er ihm dann von sieben Leiden nach, daß es einem dünkte, Fritz sollte sich niederlassen bis zu einem kleinen Höcklein. Aber er that es nicht, er gestand Böses nie ein, hatte immer Ausreden bei der Hand oder schalt den Verkäufer einen Lügner. Der Vater aber scheute eine gründliche Untersuchung, weil er den Sohn nicht gerne öffentlich zu Schanden machte; und eben deßwegen blieb dieser übermüthig, weil er glaubte, läugnen sei bei allen Streichen ein unfehlbar Mittel, ungestraft daraus zu kommen, und ward alle Tage frecher.

Aehnliche Noth hatte die Mutter mit dem Sämeli, und wenn sie schon nur den zehnten Theil von dem glaubte, was gute Weiber ihr zutrugen, so war doch schon dieses ihrem mütterlichen Herzen zu viel. Zwar schwur er immer auf parole d'honneur, Alles sei erlogen, und sie war sehr geneigt ihm zu glauben. Aber wenn dann noch der Vater kam und auch Manches wußte und akurat das Gleiche, was diese oder jene Frau gesagt, so kam doch wieder der Zweifel in ihr Herz und es kam ihr vor, als wäre nicht Alles wie es

sein sollte; und wie große Freude sie auch an ihrem Söhnchen hatte, so kam es ihr doch vor, wenn sie ein Mädchen wäre, so möchte sie für alle Güter der Welt gerade so Einen nicht, wie ihr Sämeli Einer sei. So beschwerte sich nach und nach der Eltern Herz um ihre Kinder; je größer diese wurden dem Leibe nach, desto größer wurde der Kummer um ihre Seelen, und je erzogener sie sein sollten den Jahren nach, desto ungezogener stellten sie sich dar in ihren Sitten. Je mehr sie gelernt hatten, desto weniger wußten sie, was die Dinge werth waren; das sah man eben nur daran, daß sie nicht begriffen, wie unendlich höher vor Gott und Menschen ihre achtbaren Eltern seien, als sie zwei zuchtlose Schlingel, denen nicht einmal ihr alter Schnauz gerne mehr nachlief. Es ist aber wirklich oft merkwürdig, was so ein üppiger Taugenichts für einen Dünkel hat und was er sich einbildet.

Es wußten aber die Eltern das Ding nicht so recht anzufassen, und die Söhne schienen ihnen fast über den Kopf zu wachsen. Eine so nach und nach entstandene Frechheit wird grenzenlos hart, und sehr schwer ist es ihr beizukommen; da muß etwas ganz Besonderes eintreten, und mit einem herzhaften Keulenschlag das Ungethüm sonder Schonen zerschlagen werden, sonst schrumpft in dem Maße, als die Frechheit der Kinder wächst, das Selbstbewußtsein und der Muth der Eltern zusammen, und die Kinder werden Meister. Hans Berner hatte der Sache schon lange nachgedacht, und im Rathe war es schon mehr als einmal aufgefallen, daß er zweimal gefragt werden mußte, ehe er es hörte, und daß er zu der Meinung stimmte, gegen die er geredet hatte; aber den Ausweg hatte er noch nicht gefunden.

Es war ein schöner Sonntag im Frühjahr, und es dünkte Hans Berner, er müßte hinaus in's Freie, wiederum so einmal sich recht auslaufen, damit ihm das Herz leicht würde, das seit einiger Zeit ihm sehr schwer geworden war. Wenn Eltern immer Uebles von den Kindern hören und das ganze Thun und Lassen der Kinder bestätigt den Eltern das Böse,

welches sie hören — müssen da nicht die Herzen schwer werden und krank; denn so wie bei Elternfreude es den Eltern ist, als wüchsen ihnen Flügel an den Schultern, so ist nichts auf Erden, welches schwerer drückt als Elternleid. Schon am Samstag Abend hatte er es der Frau gesagt, wenn's morgen schön Wetter sei, so wolle er wiederum einen Lauf thun und selber in's Gäu, ihm thue es wohl und er müßte sehen, daß die Leute ihn nicht vergessen; es wolle ihm manchmal fast scheinen, als sei es nicht mehr wie ehedem und viele Leute ihm abgefallen. Die Frau gab ihm recht, meinte aber, er solle nicht zu Fuße gehen, sondern den Fuchs nehmen; es sei doch eine strenge Sache für einen Mann, wie er sei und nicht mehr jung, zu Fuße zu gehen, fahre doch jetzt jedes halbbatzige Herrlein, und wer leicht was sei, laufe nicht mehr im Lande herum wie ein Handwerksbursche. Das sei ihm gleich, sagte er, dessen achte er sich nicht. Gehe er zu Fuß oder fahre er, sei er der Hans Berner, mehr nicht und minder nicht; aber das wüßte er, wenn er immer gefahren wäre, so wäre er der Hans Berner nicht, der er jetzt sei. Zudem hätte er seine Rosse die Woche über hart gebraucht, und der Sonntag sei auch für das Unvernünftige da. Es thue ihm wohl, seine alten Wege wieder zu machen, und weiter als er möge, gehe er nicht. Des Näheren erzählte er seiner Frau noch seinen Reiseplan; als er aber am frühen Morgen zum Hause ausging, kam es ihm ganz anders in den Kopf und er ging gerade zum entgegengesetzten Thore aus.

Frisch wie ein Zwanzigjähriger wanderte er über Berg und Thal und ward je länger je heller auf. Erstlich war er auch ein Landmann und betrachtete jeden Acker und hatte seine Freude an schönen Saaten und gutgepflegten Wiesen, und allenthalben trat es ihm vor die Augen, wie es vor dreißig und mehr Jahren gewesen und wie um Vieles allenthalben es gebessert. Zweitens ward er allenthalben, wo er zusprach, mit Ehre und Freude bewillkommt. Alt und Jung

kam vor's Haus und reichte ihm die Hand und hieß ihn in die Stube kommen. Der Bauer sagte, wenn er ein Gläschen möge, so solle er es doch sagen, und die Frau bot ein Kaffe an, wenn er warten wolle. Vor Allem ging aber Hans Berner in den Stall, beurtheilte des Bauers Viehstand, lobte ihn wenn immer möglich und sagte ihm: ihr habt's anders z'weg als euer Vater selig. Er ist ein braver Mann gewesen, allen Respekt vor ihm, aber was sein Land abtragen konnte, das hat er noch nicht gewußt. Was hat er gehabt, drei — vier Kühe und ein Paar Stiere, und jetzt, potz Sapperlot! wie viel habt ihr, zehn Kühe und zwei Paar Stiere, ja das will was sagen! — Wollte er wieder gehen, so hieß man ihn bald wieder kommen, es freue sie allemal, wenn sie ihn nur von Weitem sähen und wenn sie was Fettes hätten, so bekäme es kein And'rer, wenn er es wolle, darauf könne er zählen. Den Kindern sagte die Mutter: gebt dem Herrn die Hand; das ist der Herr Rathsherr, von dem der Vater so oft brichtet, wie der ein so schönes Haus habe und so guten Wein und so viel Geld.

So ging es dem Hans Berner bei gar manchem Hause. Das freute ihn sehr und machte ihn fast stolz und mit Recht. Das ist der gerechte Lohn, den ein Ehrenmann in seinem Alter einzuziehen hat, und da zeigt es sich, daß der brave Mann geachtet wird auf der Welt und nicht der Großhans und nicht der Windbeutel; und ein Commis hätte zweispännig und vergoldet vor's Haus fahren können, zu diesem Metzger hätte man ihn nicht in die Stube kommen heißen.

So wanderte er den ganzen Tag und ward müde, denn es war heiß geworden und im Frühjahr geht es sich immer etwas mühselig; so kehrte er im spätern Nachmittag in ein Wirthshaus ein, ungefähr 2 Stunden von seiner Heimath, da wollte er ruhen und die Kühle erwarten. Hans Berner fühlte, daß er nicht mehr zwanzigjährige Beine habe. Auch da erregte sein Kommen große Freude. Wirth und Wirthin

kamen herbei, reichten ihm die Hand und klagten, sie hätten geglaubt, er wolle niemals mehr zu ihnen kommen, sie hätten recht Langeweile gehabt nach ihm. Sie führten ihn in ein heimeliges Stübchen, frugen ihn, was er befehle; was öppe möglich sei, das müsse er haben, und wenn er vor dem Essen ein wenig schlafen wolle, so wäre es ruhig hier und das Ruhebett sei auch nicht schlecht. So war Hans Berner da abermals wie ein Vogel im Hirse, und wo ein Mann allenthalben so empfangen wird, da muß er wohl den Glauben fassen, er sei auch etwas. Und das ist allerdings eine große Gewalt, wenn Einer vermag, an allen Orten zu sein wie daheim und allenthalben aufgenommen zu werden wie ein Vater oder Bruder. Es gibt Leute, die sind nirgends daheim und allenthalben findet man sie am Rücken schöner als im Gesicht; unter diese gehören namentlich die eingebildeten Fratzen, welche sich über Gott und Menschen hinausgewachsen glauben.

Wirth oder Wirthin und manchmal Beide leisteten ihm Gesellschaft, das war Hans Berner lieb. Was ihnen wichtig war, war auch ihm wichtig, ihre Gedanken begegneten sich auf den gleichen Feldern und Einer lernte vom Andern. Wenn verständige Männer sich in einem Wirthshause treffen, so entsteht da ein gegenseitiger Unterricht, welchen man häufig zu gering schätzt, und eben weil man ihn gering schätzt, lernt man nichts vom Leben und weiß höchstens etwas aus seinem Fach. Aber das ist eben das Zeichen der beschränkten Leute, daß sie nur Sinn für ihre Sache haben, daß ihre Gedanken nur auf einem Felde weiden; wessen Gedanken nun nicht an den gleichen Stengeln hangen, den finden sie tief unter sich, verachten ihn, mögen ihm das Maul nicht gönnen, finden ihn langweilig, dumm, altväterisch u. s. w. Als so Hans Berner wohlgemuth am Tische saß, hinter einem guten Fisch und einer guten Flasche, der Wirthin es brachte und den Wirth ein eigenes Glas nehmen, mit ihm trinken hieß und daneben redete von Unschlitt und warum die Kühe abschlagen müßten, fuhr mit hellem Geklingel ein schönes Chais-

chen vor, und mit einem Fluche fuhr Hans Berner vom Ruhbett auf. Sind das nicht eure Söhne, Herr Rathsherr? frug die Wirthin; die werden euch holen wollen. Ja schön, sagte Hans Berner; die meinen, ich sei oben aus, nehmen mein Roß und fahren unten aus. Es ist mir leid, daß ich's sagen muß, aber man hat heutzutage nur Verdruß von den Kindern; groß thun, das ist ihre Kunst und sonst ist's, helf Gott! nichts mit ihnen; aber denen will ich es weisen, die müssen auch wissen, was Zufußgehen ist.

Wie schöne Herren das sind, sagte die Wirthin; sie sind dem Herrn Rathsherr wie aus den Augen geschnitten. Soll ich ihnen sagen, daß ihr auch da seid? Bei Leib und Sterben nicht! sagte Hans Berner, und verbietet es allen euren Leuten. Dem Spiel will ich einmal zusehen, so weiß ich doch woran ich bin. Während die Wirthin hinausging, die Herren zu empfangen, ärgerte er sich an dem schönen Chaischen, das sie geliehen hatten, weil das seine ihnen zu schlecht war; am schweißbedeckten Fuchs, an den Buben selbst, welche die Stubenmagd jagten, statt dem Fuchs nach in den Stall zu gehen, um nachzusehen, daß er recht besorgt würde. Darauf polterten sie durch's Haus, als ob eine Schwadron Dragoner einrückte und quartierten sich in die Nebenstube ein, bestellten ein Essen, und auf die Frage des Wirths, was sie für Wein wollten, frugen sie nach dem Neuenburger, von welchem die Flasche achtzehn Batzen koste, wenn er noch von dem hätte, so sollte er ein paar Flaschen bringen.

Das juckte den Vater in beiden Händen. Er hatte mit dem Wirth eine Flasche Achtbatzigen getrunken und lange Komplimente gemacht, ehe er dem Wirth erlaubte, Zapfenwein zu bringen, von dem die Flasche vielleicht sechs Batzen kostete, und seine Buben begannen mit Neuenburger, die Flasche um 18 Batzen. Doch hielt er sich stille hinter seiner Bretterwand, sah durch ein Astloch, wie sie behaglich ausgestreckt auf Sesseln und Ruhbett lagen, hörte wie die erste Flasche knallte,

wie sie einschenkten, dann Gericht hielten, ob's vom Rechten sei oder nicht. Als sie damit im Reinen waren, legten sie sich behaglich zurück und Sämeli sagte: Wo stolpert wohl unser Alter herum nnd schwitzt wie ein Bär; wohl, wenn der wüßte, wie der Fuchs hat springen müssen, es würde ein Donnerwetter absetzen. Ich glaube es auch, sagte Fritz, und es ist gut, daß er es nicht weiß. Aber wenn er den Narren machen will, so mache er ihn; unterdessen wollen wir uns wohl sein lassen; heutzutage macht es ein Jeder wie es ihn freut. Was würde er zum Neuenburger sagen? Ho! sagte Sämeli, er würde uns vielleicht die Flaschen um den Kopf schlagen, wie er schon manchmal gethan hätte, wenn er dazugekommen wäre; aber er weiß nicht Alles, und wenn er einmal an der Ruh ist — und lange geht das nicht, es dünkt mich, er falle gar aus den Kleidern — so wollen wir dann eine andere Ordnung einführen und das muß anders gehen. Und nun begannen sie, ihre Luftschlösser zu bauen; lang gehegte Gedanken wurden zu Worten und hinter der Bretterwand saß der Vater mit bleichem Gesicht, denn was jetzt aus den Herzen der Söhne herauskam, das hatte er doch nicht darin gesucht. Auf seinen Tod bauten sie ihre Pläne; gleich nach demselben sollte ein neues Leben angehen. Fritz wollte das Handwerk aufgeben, mit Sämeli eine Handlung anfangen, aber was für eine, das wußten sie nicht. Sie wollten ein neues Haus an einer Hauptgasse bauen, ein anderes auf dem Lande, wollten Equipage halten, gute Tafel, guten Keller, ein schönes Eingericht allenthalben; wollten dabei nichts thun als lustig leben, höchstens hie und da ein Profitchen machen und Jemand tüchtig über's Ohr hauen. Sie rechneten dem Vater sein Vermögen nach und was es erleiden möchte, und fast lächerte es noch den Vater, als er merkte, wie sie noch von Manchem, das er besaß, nichts wußten. Es ist gut so, dachte er; wie würden die erst thun, wenn sie Alles wüßten. Sie rechneten ihm seinen Verbrauch nach und fanden, wenn

man nicht den Narren machen wollte mit andern Leuten, so könnte man d's Halb besser für sich leben. Sie schimpften über ihren großen Hausverbrauch, über der Mutter Wohlthätigkeit, über seine Freigebigkeit; wenn sie einmal das Heft in Händen hätten, so sollte das anders gehen. Den Diensten müßte Alles knapper zugemessen sein und mit den Bettlern, unter welchen sie jeden Armen rechneten, wollten sie kurzen Prozeß machen ein- für allemal. Sie wollten wetten, sagten sie, wenn man rechne, was so verschleudert würde, so fände man, daß man dafür das ganze Jahr durch zwei Pferde würde halten können und allemal wenn man ausfahre flott leben. Das begriffen die Alten nicht und der Alte laufe zu Fuß in der Welt herum, trinke ein schlechtes Kaffe, um einen Schoppen zu ersparen, und wenn es Wein sein müsse, so trinke er Sechsbatzigen, der die Fässer zerfresse, wenn man ihn mehr als ein Jahr darin hätte, und dann meine der alte Narr wie er hause, und begreife nicht, daß er sein Geld nicht könne spielen lassen, daß er eigentlich ein Verschwender sei und d's Halb reicher sein könnte, wenn er es vorzunehmen wüßte. So etwas aber könnte er nicht begreifen, so ein alter Rathsherr sei zu dumm dazu; ihr Trost sei, daß er dem lieben Gott so gefalle, daß der nicht lange werde auf ihn warten mögen. Die Leute hielten so viel auf ihm, wenn sie aber einmal an's Brett kämen, so sollte man es erfahren, wer's besser verstehe, sie oder ihr Vater. So redeten die Söhne zum Zeitvertreib bis die Suppe kam. Der Vater wußte manchmal nicht, sollte er drein reden in seiner Sprache oder sollte er weinen über seine Söhne.

Aber Hans Berner war ein kräftiger Mann nnd verlor die Fassung nicht schnell; er sah wohl, daß mit einem Wirthshausspektakel nichts geholfen wäre, daß da etwas Anderes nöthig sei und hauptsächlich, daß er ihnen es einmal so recht beweise, wer er sei und wer sie seien, damit die Furcht und die Demuth wieder kämen in ihre aufgeblasenen Herzen. Er

hielt also an sich, hielt an sich, als sie die Stubenmagd plagten, daß sie nicht mehr auftragen wollte, als sie sogar die Wirthin vertrieben, so daß der Wirth ganz entrüstet zum Vater kam und ihm leise sagte: wenn es nicht seine Söhne wären, er jagte sie zum Loch aus und es wäre ihm lieb, wenn er ein Wort darein reden wollte. Aber Hans Berner schüttelte den Kopf und sagte leise dem Wirth: wenn sie das Weibervolk nicht in Ruhe lassen, so sendet ihnen mit dem ersten Gericht den Stallknecht. So geschah es auch.

Die Jungen fluchten anfangs, fanden es endlich einen guten Witz, schenkten dem Stallknecht Neuenburger ein, daß es dem Vater in alle Glieder kam und ihn wahrscheinlich noch früher, als er es sonst gethan bewog, leise Befehle zu geben, daß man so geräuschlos als möglich den Fuchs anspanne, aber ja seine Söhne nichts davon merken lasse. Als er den Fuchs eingespannt sah, nahm er leise Abschied und ließ dann plötzlich im Hausgang seiner mächtigen Stimme freien Lauf. Drinnen fuhren die Söhne, trotz dem Neuenburger, hoch von ihren Stühlen auf, als wie wenn der Blitz in's Zimmer geschlagen hätte. Sie wußten nicht, kam er oder ging er, sollten sie warten oder fliehen. Sie horchten auf die Stimme, wie die Schildwache horcht, wenn ein Ueberfall sich naht. Die Stimme redete freundlich, entfernte sich. Sämeli streckte vorsichtig den Hals aus, er wollte sehen, welchen Weg der Vater nehme; da stockte ihm ein Heer von Flüchen im Halse, denn was sah er? Er sah den Fuchs angespannt, sah den Vater ihm den Hals streicheln, Wirth und Wirthin die Hand geben, in ihr Chaischen steigen und davonfahren. Sie standen da wie angedonnert, wie zwei nagelneue Oelgötzen, und Jedem ward als ob man ihn vor den Kopf geschlagen hätte, der Hals ihm zugeschwollen wäre.

Endlich konnten sie wieder fluchen und aufbegehren, und sie riefen nach dem Wirth und wollten wissen, was das für

eine Manier sei, daß man ohne ihren Befehl ihr Roß an ihr Chaischen spanne und fortfahren lasse, sie machten dafür den Wirth verantwortlich und vor Allem aus könnte er sie auf seine Kosten heimführen lassen. Der Wirth aber lächelte auf den Stockzähnen und sagte: die Herren sollten ihm verzeihen, aber er habe geglaubt, wem eine Sache gehöre, der habe darüber zu befehlen, und das Roß habe er selbst ihrem Vater verkauft; das wäre nun kurios gewesen, wenn man ihm sein Roß, das er selbst bezahlt, nicht hätte anspannen wollen. Uebrigens lasse der Herr Rathsherr ihnen guten Abend wünschen und ihnen sagen: er erwarte sie dann Morgens um 6 Uhr auf seinem Zimmer ohne Fehler und Beide.

Die Söhne polterten erst recht, als sie diesen Befehl hörten, aber es war doch etwas in ihrer Stimme, welches nach einem erschrockenen Herzen roch, und als sie hörten, daß ihr Vater schon lange hier gewesen, da ging selbst die Stimme ihnen aus; sie wurden einsilbig und dachten dem nach, was sie Alles geredet und gethan und ob wohl der Vater dieses Alles gesehen und gehört. Sie mußten es vermuthen, aber aus dem Wirthe brachten sie es nicht heraus, und wie sie auch aufredeten, was das für eine Manier sei, sie hier sitzen zu lassen, so lag doch eben in dieser Manier etwas, das ihnen sagte: der Vater hätte, wenn er einmal wollte, noch die Hand am Arm, verstände keinen Spaß und verstände noch zu zeigen, wer Meister sei.

So könnten sie aber nicht bleiben, sagten sie; der Wirth müsse sie heimführen lassen. Es ist mir sehr leid, ihr Herren, sagte er, aber das Roß, welches im Wägelein geht, habe ich nicht daheim und die andern sind junge Thiere, welche ungewohnt sind. Es werde doch ein Fuhrwerk hier zu haben sein, frugen sie. Er zweifle daran, die Leute hätten ihre Rosse hart gebraucht und überhaupt seien sie hier nicht im Roßland; aber wenn sie es wünschten, so wolle er nachsehen lassen. Natürlich gaben sie den Befehl und brummten unterdessen über

ihren Vater und redeten ab, wie sie ihm morgen den Marsch machen wollten und ihn fragen: was das für eine Manier sei. Der Neuenburger war sehr gut gewesen und der war noch in ihnen. Bald darauf kam Bescheid, es wäre kein Fuhrwerk zu haben. Sie beschieden den Knecht herein, gaben ihm zu trinken, frugen ihn aus und vernahmen nichts; sie fluchten, es müsse doch ein wunderlich Ding sein, wenn in einem solchen Orte kein Fuhrwerk zu haben wäre, er hätte nur nicht recht nachsehen mögen u. s. w. Ja, sagte der Knecht, Fuhrwerke wüßte er wohl, aber es seien vielleicht nicht die schönsten, und er dächte, solche Herren würden nicht darin fahren. Das sei ihnen gleich, sagten sie, wenn es nur gefahren sei, und sie wollten sich leiden, so schlecht werde es doch nicht sein. Der Knecht sagte: wenn man kein besseres hätte, so wäre es wohl gut genug, und erhielt den Auftrag, es zu bestellen und kommen zu lassen. Unterdessen nahmen sie noch Einen, aber er mundete ihnen nicht mehr und dunkel war es geworden, als man ihnen ansagte, daß das Fuhrwerk unten sei.

Als sie hinaus kamen, waren viele Leute draußen; die lachten und rissen Witze. Aber meine Herren achteten nicht darauf, drängten sich an's Fuhrwerk und standen vor einem zweiräderigen Karren mit einer Blache bedeckt und ein Esel war angespannt. Da standen sie, hatten das Maul offen und ringsum erscholl ein wüthendes Gelächter. Wer weiß, vielleicht wären sie eingesessen, wenn das Gelächter nicht gewesen wäre; jetzt aber begannen sie zu schimpfen, daß sie sich nicht zum Narren halten ließen, und je mehr sie schimpften, desto herzlicher lachte es rings um's Haus.

Nun aber wurden die Herren Brüder fuchswild, wünschten Wirth, Zuschauer und Fuhrwerk zum Gugger, hatten aber Zeit zu gehen, wenn sie nicht Schläge riskiren wollten. Fritz, der Metzger, hätte d's Prügeln nicht geflohen, aber Sämeli frug ihm nichts nach, er setzte seine Toilette solchen

handgreiflichen Proben nicht gerne aus. Die beiden Brüder, die so stolz mit einem Fuchs angefahren waren, mußten nun bei einbrechender Nacht, freilich fuchswild, aber ohne Fuchs, nach Hause stolpern. Hinter ihnen her tosete noch lange der Bauern Gelächter. Die erste halbe Stunde liefen sie ganz preußisch und man hätte glauben sollen, sie hätten Muth wenigstens eine halbe Stadt aufzuspeisen mit Haut und Haar. Aber als die erste halbe Stunde vorbei war, begann es dem Sämeli jämmerlich zu werden, seine Stiefelchen drückten ihn, seine Beinchen schwankten, die Straße ward ihm zu einem Dornenfeld, die Welt schien ihm ein Dintenfaß und er schwamm mitten drin; aber näher und näher stieg die Dinte seinem Munde, näher und näher kam ihm das Ertrinken; er wimmerte, er weinte, das trunkene Elend kam vollständig über ihn. Fritz hatte seine große Noth mit Sämeli, und deßwegen fing auch ihm an das Leben zu verleiden; und als er dann um Mitternacht nach Hause kam, war ihm gar elend zu Muth. Der Wein war verraucht, Leib und Seele waren jetzt matt, und am Morgen um sechs sollte er zum Vater, und wo war jetzt die Courage, mit welcher er ihm gegenüberstehen wollte? Er hatte jetzt nichts mehr als das Bewußtsein dessen, was geschehen war, und die Angst, was der Vater daraus machen werde, und das Gefühl, daß im Vater eine Kraft wohne, die ihm noch eben so übermächtig sei als wie vor 10 Jahren; der üppige Uebermuth hatte auf einmal der Furcht wieder Platz gemacht.

Hans Berner war längstens heim. Auch er war nicht leichten Herzens heimgefahren; man kann es sich wohl denken. Aber es war nicht eitler Jammer oder hohler Zorn, die in ihm mächtig wurden, sein kräftiges Gemüth rang nach gutem Rath in dieser schweren Sache. Er sah bald, wo der Fehler lag, und daß er und die Mutter nicht ohne Schuld seien. Sie hatten an den Kindern zu große Freude gehabt und

diese Freude merken lassen. Sie hatten den Kindern auch zu der Einbildung geholfen, daß, was sie in den Schulen lernten, die Hauptsache sei und sie zu andern Kerlissen machen werde als die Eltern, die es nicht könnten; sie hatten die Thätigkeit im Hause und die Theilnahme an allem Häuslichen ihnen erlassen, so daß die Schule zur Hauptsache ward, das Haus zur Nebensache; daß die Buben sich mehr dünkten als die Eltern und weit über sie hinausgewachsen; daher Uebermuth und daß sie sich der Eltern schämten und ihres Berufes. Das Alles dämmerte dem Hans Berner beim Heimfahren nach und nach auf, und er sah ein, daß Alles darauf ankomme, daß er sich wieder über seine Buben stelle, den rechten Respekt wieder herstelle; dann erst könne er sehen, was sich aus ihnen noch machen lasse. Den größten Kummer dabei verursachte ihm ihre Herzlosigkeit; sie liebten Niemand, sie lebten für Niemand; sie liebten und lebten nur für sich, gönnten den Eltern den Tod, aber keinem Armen einen Bissen Brod. Recht eigentlich himmelangst wurde es Hans Berner, wenn er dachte, zu welchem Fluch sein großes Vermögen in solchen Händen werden müßte; zum Fluch für seine Kinder, zum Fluch für seine Mitbürger, denen seine Kinder nichts Gutes, sondern lauter Böses zudachten; und mit Geld läßt sich viel verrichten, wie man alle Tage erfährt. Das machte Hans Berner den meisten Kummer; denn wo kein Herz mehr im Menschen ist, wie kann man ihm wieder ein's hineinmachen! Und hier sah er nicht klar, wer Schuld daran war; er hatte große Lust, diese Schuld nicht ganz auf seine und seiner Frauen Schultern zu nehmen. Aber dieser theilte er seine Erlebnisse mit und auch ihr blutete das Herz; denn was schlägt wohl tiefer, als wenn man seine Kinder schweben sieht über dem Abgrunde, in dem Leib und Seele untergehen; erschrecken Eltern doch schon, daß ihnen die Glieder beben, wenn sie ein Kind an einem Loche sehen, wo es höchstens ein Bein brechen kann. Aber die Frau war

auch eine verständige Frau und nicht bloß eine blinde Mutter; sie trat daher nicht auf die Seite der Söhne, sondern war in der Hauptsache mit dem Vater durchaus einig, und so trat sie mit ihrem Rath zu seinem Rath, und was das Eine nicht fand, fiel dem Andern ein, und wo Mutter und Vater auf diese Weise Rath halten, da steht ihnen auch Gott bei und stärket ihre Augen.

Des andern Morgens um sechs Uhr erwartete Hans Berner seine Söhne. Da selben Morgen Rath war, so war er als Rathsherr angezogen; aber an der Wand hing sein Metzgerkittel; schöne Metzgerwaffen und Stöcke zierten die Wände und in der Ecke stand eine Lade mit Büchern; aber nicht solchen, welche man jetzt hat. Die meisten hatten hölzerne Deckel, waren mit Schweinsleder überzogen, und wer sie in eine Tasche hätte stecken wollen, müßte eine andere Kutte gehabt haben, als man sie heutzutage trägt.

Er mußte lange auf seine Söhne warten, endlich erschienen sie. Sie hatten fast das Aussehen von armen Sündern, wollten trotzig aussehen, aber sie hatten Katzenjammer an Leib und Seele. Da kann der Mensch nicht lange trotzig aussehen, er fällt immer wieder zusammen, und eines jämmerlichen Gesichtes kann er sich nicht erwehren.

Vor ihnen stand Hans Berner groß und mächtig, und wie er so dastand hätte er männiglich Ehrfurcht eingeflößt, denn man sah ihm an, er war nicht nur ein Metzger, auch nicht bloß ein Rathsherr, sondern er war ein Mann, und er fühlte es, daß er einer war. Und als der Vater so ernst und groß und schweigend vor ihnen stand, da fühlten es auch die Söhne, daß sie als Buben vor einem Manne stunden, und sie konnten sich des Zitterns fast nicht erwehren. Aber auch der Vater konnte sich der Thränen fast nicht erwehren, als er seine Söhne, die bald Männer sein sollten, noch so wie Buben vor sich sah; aber er bezwang sich, nahm

Ihr sollt es erfahren, daß ich Hans Berner bin; und nicht nur in der Metzg, nicht nur auf dem Rathhause, sondern auch zwei solchen Buben gegenüber, die nichts können und nichts sind; die im Zustande, wie sie jetzt sind, nicht acht Tage ein ehrlich Brot sich erwerben könnten. Jetzt geht, in drei Tagen will ich Antwort, und was ich dann sagen werde, das hält Hans Berner, und Hans Berner und seine Frau sind eins.

So redete Hans Berner mit seinen Söhnen, und wie tausend Zentner lasteten seine Worte auf ihnen, und ächzend und bangend brachten nach drei Tagen die Söhne ein Ja hervor, daß sie sich unterwerfen wollten. Eine harte Kur wurde angefangen; sie gelang endlich, und mit Freuden werden Hans Berner und seine Frau ihre Augen schließen, denn sie wissen, ihre wacker gewordenen Söhne werden ihr Andenken ehren und im Segen besitzen, was sie im Segen erworben.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gotthelf, Jeremias,

Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz

Bd.: 5

Berlin 1855

P.o.germ. 500 ih-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109419-5